



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Vater-Sein mit geistiger Behinderung

Eine qualitativ-empirische Studie zur
Lebens- und Unterstützungssituation von
Vätern mit geistiger Behinderung in Wien

Verfasserin

Karina Leban

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 297

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Pädagogik

Betreuerin:

Ass.-Prof. Mag. Dr. Andrea Strachota

DANKSAGUNG

An dieser Stelle möchte ich mich bei allen Personen bedanken,
die mich beim Verfassen dieser Diplomarbeit in verschiedener Art und Weise
unterstützt haben und mir behilflich waren.

Zuallererst gilt mein Dank meinen Eltern, Erika und Rudolf Leban, die mir mein Studium ermöglicht und mich in jeglicher Hinsicht unterstützt haben. Meine Schwester, Anita Leban, sei an dieser Stelle zu erwähnen, welche einen wesentlichen Beitrag dazu geleistet hat, wer ich heute bin. Ich möchte mich bei ihr für ihren Zuspruch, ihre kreativen Ideen und kritischen Anmerkungen beim Verfassen dieser Arbeit herzlich bedanken.

Ich möchte mich auch bei meinem besten Freund und Verlobten, Robert Köck, ganz herzlich für seine Geduld, Unterstützung und aufbauenden Worte bedanken.

Frau Dr. Andrea Strachota danke ich für ihre engagierte Betreuung, konstruktive Kritik und hilfreichen Anregungen bei der Entstehung dieser Arbeit.

Ein großer Dank gilt jeder einzelnen Gegenleserin in meinen Schreibgruppen. Ganz besonders möchte ich mich bei Elena Mieling und Daniela Hörnig bedanken, ohne deren hilfreichen Rückmeldungen, Empfehlungen und Hinweisen das Gelingen dieser Arbeit nicht möglich gewesen wäre.

Bei Mag.^a Linda Kassoume, Mag.^a Doris Winkler, Mag. Tobias Buchner und Mag. Oliver König möchte ich mich dafür bedanken, dass sie mich bei der Suche nach Interviewpartnern unterstützt haben.

Den Vätern, die ich befragen durfte, gilt mein ganz besonderer Dank für ihre Bereitschaft, sich für mein Anliegen Zeit zu nehmen und mir einen Einblick in ihre Lebens- und Unterstützungssituation zu geben.

INHALTSVERZEICHNIS

EINLEITUNG.....	1
Problemskizze	1
Derzeitiger Forschungsstand und Forschungsdefizit.....	8
Forschungsfrage.....	12
Forschungsmethode	13
Heilpädagogische Relevanz.....	14
Aufbau der Arbeit.....	15
1. (GEISTIGE) BEHINDERUNG.....	16
1.1 Behinderung.....	16
1.2 Geistige Behinderung und Begriffsalternativen.....	19
2. LEBENSSITUATION VON ERWACHSENEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG	21
2.1 Bereich der Wohnsituation	23
2.1.1 Leben in der Familie.....	23
2.1.2 Leben in Institutionen und Einrichtungen der Behindertenhilfe	25
2.2 Bereich der Beziehungssituation: von Sexualität bis zur Elternschaft	28
2.2.1 Sexualität und Sexualerziehung	29
2.2.1.1 Sexualität vom Kindes- bis zum (beginnenden) Erwachsenenalter – Blick auf Menschen mit geistiger Behinderung	29
2.2.1.2 Umgang mit Sexualität und Sexualerziehung von Menschen mit geistiger Behinderung – Blick auf Bezugspersonen	31
2.2.2 (Paar-)Beziehungen	34
2.2.3 Kinderwunsch und Motivation – die Zeit davor	37
2.2.4 Elternschaft – pro und contra	39
3. VATERSCHAFT	43
3.1 Vom Mann zum Vater: Übergang zur Vaterschaft	44
3.1.1 Vater-Werden – Vaterschaft als Prozess und Entwicklungsaufgabe.....	44
3.1.2 Vater-Werden und Vater-Sein von Anfang an	46
3.2 Rolle des Vaters und Vaterrolle	47

3.2.1	Väterliche Aufgaben in der Kindererziehung	47
3.2.2	Vatermodelle nach Le Camus (2006)	48
3.3	Vater-Kind-Beziehung in der Triade Vater-Mutter-Kind.....	49
3.3.1	Lebens- und Beziehungssituation: Vater und Kind(er) leben gemeinsam in einem Haushalt	50
3.3.2	Lebens- und Beziehungssituation: Vater und Kind(er) leben getrennt voneinander	52
3.4	Vaterschaft von Männern mit geistiger Behinderung – rechtliche Aspekte zur Vaterschaft.....	54
4.	SOZIALE REAKTIONEN AUF ELTERN SCHAFT VON MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG IN VERBINDUNG MIT MÖGLICHEN UNTERSTÜTZUNGSSYSTEMEN.....	60
4.1	Soziale Reaktionen	60
4.1.1	Reaktionen auf familiärer Ebene	62
4.1.2	Reaktionen auf professioneller Ebene	63
4.1.3	Reaktionen auf gesellschaftlicher Ebene.....	64
4.2	Unterstützungssysteme	66
4.2.1	Unterstützung auf familiärer Ebene	67
4.2.2	Unterstützung auf professioneller Ebene.....	68
4.2.3	Unterstützungsmöglichkeiten einer Organisation.....	69
5.	QUALITATIVER FORSCHUNGSANSATZ	71
5.1	Datenerhebung – Das Problemzentrierte Interview nach Witzel (2000).....	71
5.1.1	Kontaktaufnahme	73
5.1.2	Kurzfragebogen.....	73
5.1.3	Interview und Kommunikationsstrategien	73
5.1.4	Interviewleitfaden	74
5.1.5	Aufnahme und Transkription	75
5.1.6	Postskriptum	75
5.2	Datenerhebung im Hinblick auf die Interviewpartner.....	75
5.2.1	Befragung von Menschen mit geistiger Behinderung.....	76
5.2.2	Auswahl der Interviewpartner	78

5.2.3	Kontaktaufnahme: Erstgespräch	79
5.2.4	Kurzfragebogen.....	81
5.2.5	Interviews.....	81
5.2.6	Interviewleitfaden	81
5.3	Datenaufbereitung.....	83
5.3.1	Aufnahme und Transkription	83
5.3.2	Postskriptum	84
5.4	Datenauswertung – Qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (2010).....	84
5.4.1	Technik qualitativer Inhaltsanalyse – Strukturierende Inhaltsanalyse	85
5.4.2	Ablaufmodell einer inhaltlich strukturierenden Inhaltsanalyse.....	86
6.	DARSTELLUNG DER ERGEBNISSE	87
6.1	Vorstellung des Kategoriensystems	87
6.2	Übersicht der interviewten Väter mit geistiger Behinderung.....	89
6.3	Fallbeschreibungen der interviewten Väter mit geistiger Behinderung und Auswertung der einzelnen Interviews	90
6.3.1	Herr A	90
6.3.2	Herr B	95
6.3.3	Herr C	98
6.3.4	Herr D	103
6.4	Darstellung und Diskussion der erhobenen Ergebnisse	108
6.4.1	Gemeinsamkeiten und Unterschiede der interviewten Väter mit geistiger Behinderung – in ihrer Wohn- und Arbeitssituation.....	108
6.4.2	Vaterschaft (K1) – Vater-Kind-Beziehung.....	109
6.4.3	Soziale Reaktionen auf die Vaterschaft (K2) – jeweils aus der Sicht der Väter mit geistiger Behinderung.....	113
6.4.4	Unterstützungssysteme (K3)	114
7.	ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK.....	117
7.1	Zusammenfassung der wesentlichsten Ergebnisse	117
7.2	Ausblick auf weitere Tätigkeitsfelder	118
	LITERATURVERZEICHNIS.....	121

ABBILDUNGSVERZEICHNIS	132
ANHANG	133
Anhang A – Informationsblatt, Einverständniserklärung	133
Anhang B – Kurzfragebogen, Interviewleitfaden	134
Anhang C – Postskripte der Erstgespräche und Interviews	138
Anhang D – Kategoriensystem	149
INTERNETQUELLEN	157
KURZFASSUNG	187
ABSTRACT	188
LEBENS LAUF	189

Einleitung

Problemskizze

„Wenn behinderte Menschen Eltern werden ...
müssen sie den Familienalltag meist unter
schwierigeren Voraussetzungen bewältigen,
als dies bei nichtbehinderten Eltern die Regel ist“
(Blochberger 2010, [1]).

Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung¹ ist in Fachkreisen bekannt und wird häufig diskutiert. Viele AutorInnen verstehen den Wunsch dieser Personengruppe nach Elternschaft und machen sich Gedanken zu dessen Realisierung (vgl. Bürgi 2008, 25; Ferrares 2001 [1]; Hosner 2008, 21; Jeltsch-Schudel 2003, 266; Wohlgensinger 2008, 8f).

Häufig werden jedoch mögliche Schwierigkeiten benannt und nicht selten in den Vordergrund gestellt. Bürgi (2008, 25) weist bspw. darauf hin, dass Eltern mit geistiger Behinderung die mit einem Kind verbundenen Konsequenzen oft nicht realistisch einschätzen können. Fachpersonen aus dem Behindertenbereich gehen davon aus, dass „Eltern mit leichter geistiger Behinderung aufgrund kognitiver Einschränkungen nicht alle Erziehungsanforderungen aus eigener Kraft erfüllen können“ (Käch Studhalter u.a. 2008b, 18), da sie möglicherweise den Bedarf und Sinn von Erziehungsmaßnahmen nicht verstehen. Sie benötigen Unterstützung, denn sie haben „Mühe, sich im Alltag selbst Strukturen zu geben und diese einzuhalten“ (ebd.). An dieser Stelle ist von Eltern mit leichter geistiger Behinderung die Rede, vermutlich würde sich die Situation bei mittlerer bis schwerer geistiger Behinderung entsprechend diffiziler darstellen. Weiters wird postuliert, dass Eltern mit geistiger Behinderung die notwendige Flexibilität fehlt, und sie dynamische Situationen, die eigenverantwortliches Handeln erfordern, eventuell als

¹ Ich habe mich für die Verwendung des weit verbreiteten Begriffs der *geistigen Behinderung* entschlossen, um Unschärfen und Missverständnisse mit dem Begriff der *Lernschwierigkeit* zu umgehen. Der Problematik, dass Selbstvertretungsgruppen (wie z.B. Vienna People First) den Begriff *geistige Behinderung* ablehnen und des diskriminierenden Charakters dieses Begriffs bin ich mir bewusst. Der intensiveren Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Begrifflichkeiten und deren Anwendungsproblemen widme ich mich im ersten Kapitel dieser Arbeit (siehe Kapitel 1).

Überforderung empfinden (Bürgi 2008, 25). „So sind ... gerade die Phasen weiterer Entwicklungsschritte der Kinder für diese Eltern sehr problematisch“ (ebd.) und sie kommen oft nicht damit zurecht: Sie sind dann nicht selten irritiert und wissen nicht, wie sie mit den Bedürfnissen des Kindes umgehen sollen (ebd.), womöglich gehen sie eher von ihren eigenen Bedürfnissen aus und/oder handeln aus Gewohnheit (Käch Studhalter u.a. 2008b, 18). „Es besteht die Gefahr von Verwöhnung und Unterforderung und gleichzeitig auch von Überforderung des Kindes“ (Bürgi 2008, 26).

Argumente, die in der Vergangenheit und teilweise auch heute noch gegen eine Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung angeführt werden, sind Ängste um die Gefährdung des Kindeswohls, „die mögliche Trennung² vom Kind ... , welche für beide Seiten eine schmerzliche Erfahrung bedeutet“ und „die Tatsache, dass eine Elternschaft für die Betreuungspersonen und evtl. auch für die Herkunftsfamilie mit einem erheblichen Mehraufwand verbunden ist“ (Wohlgensinger 2008, 10). Mit Seefeld (1997, 436) kann die Aufzählung noch um drei weitere Argumente gegen eine Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung ergänzt werden: die mögliche „Vererbung der Behinderung“, „die Erfahrung des Kindes, Eltern mit geistiger Behinderung zu haben“ sowie „die Wahrscheinlichkeit, daß die Großeltern das Kind erziehen müßten [und es dadurch] ... zu einer Geschwisterrolle zwischen Eltern und Kind“ käme.

Gegenüber zahlreichen Bedenken und Einwänden gegen eine Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung, finden sich in der Literatur aber auch Überlegungen, die nicht nur Defizitäres in den Vordergrund stellen: Käch Studhalter u.a. (2008b, 19) merken bspw. an, dass Menschen mit geistiger Behinderung über praktische Bildungsfähigkeit verfügen, sie können also einzelne Fähigkeiten erlernen. Lerntheoretisch orientierte Unterstützungskonzepte³ können Eltern mit geistiger Behinderung darin unterstützen, ihre Fähigkeiten bezüglich der Kinderversorgung und -erziehung zu erweitern (Pixa-Kettner 1999, 66). Bürgi (2008, 26) weist darauf

² „Die Fremdunterbringung von Kindern geistig behinderter Eltern war lange Zeit ein Automatismus und wurde bis in die neunziger Jahre [des 20. Jahrhunderts] als gängige Lösung betrachtet“ (Rohmann 2008, 133).

³ Diese Konzepte behandeln alltagsnahe Themen wie häusliche Sicherheit, Gesundheitsvorsorge und Hygiene, Notfallverhalten, Füttern bzw. Ernährung allgemein und Kommunikation mit dem Kind (Pixa-Kettner 1999, 66).

hin, die Ressourcen, die Eltern mit geistiger Behinderung haben, nicht zu vergessen. Sie verfügen etwa über Liebe und emotionale Wärme. Pixa-Kettner (1991, 66) hält fest, dass dies Ressourcen sind, die natürlich auch von Menschen mit geistiger Behinderung aufrufbar und benutzbar sind, womit „ein ganz wesentlicher Teil der unabdingbaren Entwicklungsvoraussetzungen benannt“ wird. Die Fähigkeit, eine Beziehung zu einem anderen Menschen herzustellen, ist also unabhängig von den intellektuellen Fähigkeiten der jeweiligen Person (ebd.).

In einer groß angelegten empirischen Untersuchung zum Thema *Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung* in Deutschland (Pixa-Kettner u.a. 1996) wurde die subjektive Sicht der Betroffenen erhoben. Pixa-Kettner (2008, 11) hält fest:

„Obwohl viele der Mütter und Väter aus psychosozial belasteten Herkunftsfamilien kommen und sie oftmals negativen Reaktionen ihrer Umgebung ausgesetzt waren, wenn sie sich für eine Elternschaft entschieden, freuten sich fast alle auf ihr Kind und waren in der Lage, eine positive Beziehung zu ihm aufzunehmen – unabhängig davon, ob sie auch in der Lage waren, die elterlichen Aufgaben im Einzelnen jeweils selbst bzw. selbständig zu erfüllen.“

Ein weiteres Ergebnis der Studie war, dass sich „keine universellen, quasi behinderungsspezifischen Probleme im Zusammenhang mit Elternschaft erkennen“ lassen (ebd., 12). Jedenfalls lässt sich mit Pixa-Kettner (ebd.) sagen, dass Eltern mit geistiger Behinderung „die am strengsten kontrollierte und überwachte Elterngruppe in unserer Gesellschaft sind, an die bisweilen sogar höhere Maßstäbe angelegt werden als an andere Eltern.“

Sowohl VertreterInnen positiver als auch negativer Positionen kommen häufig zum Schluss, dass Menschen mit geistiger Behinderung in ihrer Rolle als Mutter bzw. Vater Unterstützung brauchen.

Im Hinblick auf Unterstützungskonzepte setzt sich Bürgi (2008, 25ff) v.a. mit den Bedürfnissen und Problemen von Eltern mit geistiger Behinderung auseinander. Sie zeigt dabei auf, wie unterschiedlich sich deren Situationen gestalten und welche davon zu Schwierigkeiten führen können. Es werden dadurch insbesondere individuelle Unterstützungsmaßnahmen notwendig, wie z.B. Erziehungsberatung, Elterngruppen und Familienbegleitung, die auf die Bedürfnisse dieser Elterngruppe zugeschnitten sind (ebd., 27). Folgende Aspekte sind bei der Gestaltung von Unterstützungskonzepten zu beachten (Pixa-Kettner 1998, 136f):

- Eltern sollten das Recht haben, zu entscheiden, von wem sie unterstützt werden und in welchem Umfang (Stundenanzahl, Aufgaben).
- Eltern sollten die Möglichkeit haben, „ihren persönlichen Stil im Alltag und im Umgang mit ihrem Kind zu entwickeln“ (Pixa-Kettner 1998, 137).
- Eltern sollten „zu verantwortlichem elterlichem Handeln ermutigt werden“ (ebd.) sowie „viel Anerkennung für ihre Bemühungen“ (ebd.) erhalten, wodurch ihr Selbstvertrauen und ihre Wahrnehmung in der Elternrolle gestärkt werden.
- Väter sollten stärker in den Prozess einbezogen werden (Schulung der Kompetenzen), „damit die elterliche Verantwortung geteilt werden kann“ (ebd.).
- Betreuungspersonen sollten nicht für mehrere Bereiche gleichzeitig verantwortlich sein (Abhängigkeitsfaktor).
- Betreuungspersonen sollten „nicht glauben, sie trügen die Verantwortung für persönliche Entscheidungen der Familienmitglieder“ (ebd.).

Es kann zusammengefasst werden, dass die Unterstützungskonzepte auf die jeweilige Lebenssituation der Eltern mit geistiger Behinderung und deren Kinder abgestimmt sein sollten. Eltern müssten in ihrem Handeln und Selbstvertrauen unterstützt und gestärkt werden. Wohlgensinger (2008, 13) stellt dazu fest, dass „die Entwicklung von persönlichen Kompetenzen ... nicht grenzenlos möglich [ist], aber ein gutes Unterstützungssystem kann zum Erwerb von Fähigkeiten beitragen und helfen, die eigenen Wünsche, Vorstellungen und Bedürfnisse zu erkennen.“ Das System sollte „vor allem bei Übergängen in der Entwicklung der Kinder und bei unvorhergesehenen Ereignissen“ (Käch Studhalter u.a. 2008b, 19) zum Tragen kommen, da Eltern mit geistiger Behinderung in solchen Situationen vermehrt auf Unterstützung angewiesen sind. Es wurde bereits erwähnt, dass Väter mit geistiger Behinderung stärker in den Erziehungsprozess einbezogen werden sollten, um die elterliche Verantwortung untereinander aufzuteilen. Sie sollten die Möglichkeit erhalten, mehr Verantwortung für das Kind übernehmen zu können. Väter haben ebenfalls Rechte und Pflichten und müssten, wenn von einer Unterstützung der Eltern ausgegangen wird, gezielte Begleitung erfahren: „Jeder einzelne Mensch muß in der jeweils konkreten Lebenssituation unterstützt werden. Individuelle

Möglichkeiten und Grenzen müssen ernst genommen werden. Die einzelne Frau und [auch] der einzelne Mann brauchen Hilfe, um den für sie angemessenen Weg zu finden“ (Adam 1998, 190).

Zur Situation der Väter allgemein ist zu sagen, dass der Vater ein Teil der Vater-Mutter-Kind-Triade und damit Teil des Systems Familie ist. Er kann nicht nur in der Rolle des Erzeugers und Ernährers gesehen werden, „sondern er erzieht auch gemeinsam mit der Mutter (oder ohne sie) das oder die Kinder und gibt soziale, geistige, emotionale und ethische Aspekte seiner Person weiter“ (Macha 1999, 12). Der Vater ist „neben der Mutter für Pflege, Erhalt, Versorgung und Erziehung der Kinder verantwortlich“ (ebd., 13). Ein Blick in die Geschichte der Bedeutung der Vaterrolle zeigt, dass es „vom Oberhaupt des Hauses im antiken Rom bis zum Vater der Kleinfamilie ... ein weiter Weg mit vielen Veränderungen“ (ebd., 33) war. Die Veränderungen haben dazu geführt, dass „mittlerweile von niemanden mehr bestritten [wird], dass Väter grundsätzlich eine sehr große und positive Bedeutung für ihre Kinder haben können, ganz besonders dann, wenn sie präsente Väter sind“ (Matzner 2004, 9)⁴. Eine entscheidende Rolle für die Entwicklung einer Vaterrolle spielen die Einbeziehung und Teilhabe der Väter an der Schwangerschaft, der Geburt, dem System Familie und der Erziehung des Kindes (Beck 2002, 9f). Matzner (2004, 18) beschreibt die Vaterschaft treffend als eine Art Entwicklungsaufgabe bzw. -prozess der Männer.

„Das Thema ‚Vater‘ ist von jeher ein wissenschaftliches Forschungsgebiet der Pädagogik; seit den 60er Jahren [des 20. Jahrhunderts; K.L.] jedoch gewinnt es zunehmend an Bedeutung“ (Macha 1999, 11). *Vater* und *Vaterschaft* wurden zusehends als pädagogisch relevante Themen wahrgenommen. Macha (ebd., 26) stellt fest, dass sich „in der Pädagogik ... die Sicht des Vaters und seiner Bedeutung für die Erziehung“ verändert hat. „Während in den 60er Jahren [des 20. Jahrhunderts; K.L.] eine polare Auffassung der Aufgaben von Vater und Mutter

⁴ Ein Vatemangel in der frühen Kindheit kann zu folgeschweren Konsequenzen führen (Schon 2002, 26). An dieser Stelle wird nur kurz auf mögliche Folgen verwiesen, eine intensivere Auseinandersetzung mit der Thematik erfolgt im dritten Kapitel der Arbeit. Wenn die Vaterfigur fehlt, bekommt die Mutter-Kind-Beziehung ein größeres Gewicht und dies kann zu einer „Überfrachtung und Überforderung“ (ebd.) dieser Beziehung führen. Es kann auch zu „*Schwierigkeiten im Umgang mit Ambivalenz und Aggression* [kommen]. Den anderen als schlecht und böse zu erleben, ist schwer, wenn er der einzige Andere ist“ (ebd.; H.i.O.). Weiters kann es auch zu einer „*Verunsicherung im Bereich der Geschlechtsidentität*“ (ebd.; H.i.O.) kommen, da nur die weibliche Identität vorgelebt wird.

dominiert, kann man in den 80er Jahren [des 20. Jahrhunderts; K.L.] eine eher gleichrangige Sicht feststellen“ (Macha 1999, 26). Dies kann als eine neue Sicht auf das Vaterbild und die Vaterrolle gesehen werden (ebd., 29).

Die *spezielle* Situation der Väter mit geistiger Behinderung wurde bisher wenig beachtet. Informationen zu dieser Personengruppe erhält man zumeist nur indirekt durch empirische Studien zur Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung bzw. darin enthaltene Beschreibungen der Situation der Kinder.

Zur Wohnsituation von Kindern von Eltern mit geistiger Behinderung⁵ in Deutschland stellte Pixa-Kettner (2007, 314) in ihrer Studie bspw. fest, dass ca. 56,6% „der Kinder mit mindestens einem Elternteil zusammen[leben]“. Diese 56,6% bestehen aus drei Gruppen: 29% der Kinder leben bei beiden Elternteilen, 26,5% der Kinder leben nur bei einem Elternteil (Mütter 90%, Väter 10%), und 1,1% der Kinder leben mit ihren Müttern in einer Mutter-Kind-Einrichtung (ebd., 315). 798 Kinder (36,3%) leben bei der Herkunftsfamilie, einer Pflege- oder Adoptivfamilie oder in einem Heim bzw. Internat. Bei 157 Kindern (7,2%) fehlen nähere Angaben, da sie entweder verstorben oder unbekannt sind (ebd.). Kastlunger führte eine ähnliche Untersuchung in österreichischen Institutionen (mit teil- und vollbetreuten Wohnmöglichkeiten) für die Bundesländer Wien und Niederösterreich durch. Sie hat folgendes ermittelt: „Etwa ein Drittel der Kinder (34,5%) leben bei beiden Eltern⁶. Dies kann als positive Entwicklung betrachtet werden, da die Väter zumeist aufgrund struktureller Vorgaben durch die Institutionen aus dem Familienverband ausgeschlossen werden. Acht Kinder (14,5%) leben bei der leiblichen Mutter. Über einen allein erziehenden Vater wurde nicht berichtet ...“ (Kastlunger 2009, [100]). 24 Kinder (43,6%) leben bei Verwandten, Pflegeeltern, Adoptiveltern oder in einem Heim. Bei vier Kindern (7,3%) wurden von den angeschriebenen Wohneinrichtungen keine Angaben gemacht

⁵ In der Studie von Pixa-Kettner werden Angaben zu Eltern mit geistiger Behinderung gemacht. Bei diesen Angaben ist zu beachten, dass es sich bei den genannten Müttern und Vätern nicht zwangsläufig um den Elternteil mit geistiger Behinderung handelt, da dies oft nicht ausgewiesen wird. Pixa-Kettner (2007, 312; H.i.O.) stellt fest, dass bei den 1.584 erhobenen Elternschaften „in 7% der Fälle die Mutter und in 18% der Vater *nicht* als geistig behindert gilt.“

⁶ In der Studie von Kastlunger wird bei der Aufbereitung der Daten ebenfalls nicht direkt ausgewiesen, ob der Elternteil mit oder ohne geistige Behinderung gemeint ist. Kastlunger (2009, [100]) dokumentiert folgendes: „In zehn der 31 dokumentierten Fälle (32,2%) von Elternschaften gelten beide Elternteile als geistig behindert. In 18 der dokumentierten Fälle (58,1%) gilt ein Elternteil als geistig behindert. In drei Fällen (9,7%) wurde bei einem Elternteil (ein Mal Mutter, zwei Mal Vater) keine Angabe gemacht.“

(Kastlunger 2009, [100]). Aus den beiden Studien können Rückschlüsse auf die Situation der Väter gezogen werden: Es wird deutlich, dass nur wenige Väter (mit oder ohne geistige Behinderung) mit ihrem Kind zusammen leben. Sind es bei der ersten Studie in Deutschland noch 39%, sinkt die Anzahl bei der zweiten Studie in Österreich auf 34,5%.

Bargfrede (2008, 283) kann für die professionelle Unterstützungs- und Angebotslandschaft für Eltern mit geistiger Behinderung in Deutschland folgendes feststellen: „In den vergangenen Jahren sind mehrere neue stationäre Wohnprojekte sowie einige Ambulante Dienste und verschiedene Initiativen für Eltern mit geistiger Behinderung und ihre Kinder entstanden.“ Väter können diese Angebote zumeist nicht nützen, da deren „Aufnahme in den wenigen verfügbaren stationären Einrichtungen nur selten möglich ist“ (ebd., 299). Es handelt sich bei diesen Angeboten also v.a. um Unterstützung für Mutter und Kind. „Bei einer Unterstützung im eigenen Wohnraum werden die Väter [mit oder ohne geistige Behinderung; K.L.], soweit sie präsent sind, immer mit berücksichtigt“ (ebd., 291). Bisher gibt es bei bestehenden professionellen Unterstützungsangeboten für Eltern mit geistiger Behinderung keine Unterstützung, bei der Väter mit geistiger Behinderung im Mittelpunkt stehen. Es hat den Anschein, als würden sie nur dann eine Rolle spielen, wenn sie zufällig anwesend sind bzw. mit der Kindesmutter und dem Kind zusammen leben.

In den vergangenen 15 Jahren, in denen die Frage der Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung erörtert wurde, ist ein thematischer Wandel festzustellen: „Aktuell stellt sich statt der Auseinandersetzung, *ob* Menschen mit geistiger Behinderung Kinder haben dürfen, die Frage danach, *wie* in den längst existierenden Familien geistig behinderte Eltern(teile) und ihre Kinder zusammenleben und *welche Unterstützung* sie dabei benötigen“ (Pixa-Kettner 2008, 9; H.i.O.). Die Situation der Mütter mit geistiger Behinderung ist tendenziell besser erfasst als die Situation der Väter mit geistiger Behinderung. Infolgedessen wird in der vorliegenden Arbeit die bestehende Lebens- und Unterstützungssituation von Vätern mit geistiger Behinderung in den Fokus genommen. Ziel ist es, einen ersten Beitrag zur Erschließung der Bedürfnisse der Väter mit geistiger Behinderung zu leisten, um abschließend daraus einen Bedarf ableiten zu können.

Derzeitiger Forschungsstand und Forschungsdefizit

Die Rezeption des Forschungsstandes hat ergeben, dass die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema in deutschsprachigen Ländern – Österreich, Deutschland, Schweiz – unterschiedlich stark ausgeprägt ist.

In Österreich wurden zur Thematik *Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung* acht Diplomarbeiten verfasst. Vier der Autorinnen haben sich in ihren empirischen Studien ausschließlich mit dem Thema beschäftigt, während die anderen vier es lediglich kurz anschnitten⁷.

Kassoume (2006) führte sieben ExpertInneninterviews⁸ und zwei Interviews mit Müttern mit geistiger Behinderung durch und arbeitete auf dieser Basis das fehlende Unterstützungsangebot bei Schwangerschaft und Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung in der Bundeshauptstadt heraus. Ihr Fazit lautet: „Im Zuge der durchgeführten Interviews verifizierte sich ... die Annahme, dass es in Wien keine speziellen Unterstützungsangebote für (werdende) Eltern mit Lernschwierigkeiten⁹ gibt“ (ebd., [45]).

In ihrer Studie *Die Lebenssituation und die Unterstützungssituation von Müttern mit Lernschwierigkeiten in Österreich unter besonderer Bezugnahme auf die Bundesländer Niederösterreich und Wien* führte Kastlunger (2009) einerseits eine schriftliche Befragung und andererseits eine Einzelfallanalyse durch. Mit Hilfe der Befragung wurde die Häufigkeit von Elternschaften sowie die Unterstützungs- und

⁷ An dieser Stelle folgen nun die vier Diplomarbeiten, die sich nur am Rande mit dem Thema der Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung auseinandergesetzt haben: Hahn (2002) *Sexuelle Erfahrungen von Frauen mit geistiger Behinderung unter besonderer Berücksichtigung einer Einzelfalldarstellung*, Klinglmair (2009) *Herausforderung Kinderwunsch. Qualitative Studie zur Situation von BetreuerInnen beim Kinderwunsch von Frauen mit geistiger Behinderung*, Levc (2005) *Und wer kümmert sich um das Kind? Eine Analyse der sozialen Reaktionen auf Kinderwunsch und Mutterschaft von Frauen mit sichtbaren Behinderungen unter besonderer Berücksichtigung der Unterstützungsmöglichkeiten für behinderte Mütter mit Kindern im Säuglings- und Kleinkindalter in der Steiermark*, Treiber (2004) *Menschenrechte trotz Behinderung: Zur Sexualität, Partnerschaft und Sterilisationsthematik geistig behinderter Menschen*.

⁸ Die ExpertInnengruppe stellte sich zusammen aus drei „Mitarbeiterinnen von Betreuungseinrichtungen für Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung“, zwei „Mitarbeiterinnen des Amtes für Jugend und Familie“, einem „Mitglied der Geschäftsführung und Bereichsleiter Persönliche Assistenz einer Betreuungseinrichtung für Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung“ sowie einer „Mitarbeiterin des Vereins für Sachwalterschaft“ (Kassoume 2006, [39f]).

⁹ Ich habe mich für den Begriff der *geistigen Behinderung* entschlossen. Den Begriff *Lernschwierigkeit* verwende ich nur in wortwörtlichen Zitaten und Titeln.

Lebenssituation von Eltern(teilen) mit geistiger Behinderung erhoben. Die Fallanalyse fokussierte eine Mutter mit geistiger Behinderung und deren subjektive Sichtweise.

Mayr-Möldner (2005) setzt sich in ihrer Arbeit *‚Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung‘* mit der Situation in Innsbruck auseinander. Sie führte eine Fragebogenerhebung in Behinderteneinrichtungen und drei Interviews mit Müttern mit geistiger Behinderung durch. In den Interviews werden fünf Themenbereiche abgedeckt: „eigene Reaktion und die Reaktion der Umgebung auf die Schwangerschaft“, „Situation vor und nach der Geburt“, „Beziehung zum Kind“, „Unterstützung und Hilfen“ sowie „Wünsche und Zukunftsvorstellungen“ (ebd., 59).

In der Diplomarbeit *‚Die Betreuung von Müttern mit besonderen Bedürfnissen‘* führte Schober (2002) eine schriftliche Befragung durch und zeigt eine Falldarstellung einer Mutter mit geistiger Behinderung auf. Sie fokussierte dabei v.a. die Anpassungsfähigkeit von Betreuungseinrichtungen in Wien und Umgebung auf die Situation von Mutterschaft von Frauen mit geistiger Behinderung. Auf Basis erhobener mütterlicher Bedürfnisse erarbeitete sie auch ein eigenes Betreuungsmodell.

Väter mit geistiger Behinderung und deren Lebens- und Unterstützungssituation wurden bei keiner der dargestellten Diplomarbeiten berücksichtigt.

Außerhalb des universitären Bereichs gibt es kaum wissenschaftliches Material zu der Thematik *Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung*. Ausnahmen stellen zwei Aufsätze von Bruckmüller (1986, 1998) dar. In dem Aufsatz *‚Die pädagogische Betreuung geistig behinderter Jugendlicher und Erwachsener‘* (1986) gibt es einen Teilbereich, der sich auf gegengeschlechtliche Beziehungen bezieht, während der zweite Aufsatz *‚...niemand wollte es wahrhaben‘* (1998) Überlegungen zum Thema Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung an einem Fallbeispiel darlegt.

Ferrares (2001, [3]) kommt in dem Zeitschriftenartikel *‚Behinderte Frauen und Mutterschaft. Eine Bestandsaufnahme‘* zu folgendem Rechercheergebnis: Ich „entdeckte ... im Zuge meiner Recherche für diesen Artikel weder eine offizielle Studie noch ein gezieltes Projekt in Österreich, das die Elternschaft behinderter Menschen thematisiert.“

In Deutschland wurde zum Thema *Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung* von 1993 bis 1995 ein Forschungsprojekt durchgeführt (Pixa-Kettner 1998, 118). Es handelte sich dabei um die erste groß angelegte empirische Untersuchung mit dem Titel ‚*Dann waren sie sauer auf mich, daß ich das Kind haben wollte...*‘ *Eine Untersuchung zur Lebenssituation geistigbehinderter Menschen mit Kindern in der BRD*‘ (Pixa-Kettner u.a. 1996), die eine Momentaufnahme darstellte und bereits erwähnt wurde. Zwei Jahre danach folgte eine Follow-up-Studie (Pixa-Kettner 1998, 120), in der analysiert wurde, „wie sich die Situation in einzelnen Fällen seit der ersten Befragung weiterentwickelt hat.“ Ab Sommer 2005 wurde eine zweite bundesweite Fragebogenerhebung gestartet (vgl. Pixa-Kettner 2007), um Trends, die sich in der ersten Erhebung gezeigt haben, zu bestätigen bzw. zu widerlegen. Pixa-Kettner (2008, 9) stellt fest, dass das Interesse in Deutschland in der Praxis sowie in den Medien immer mehr zunimmt, was damit begründet werden kann, dass „Einrichtungen und Fachkräfte zunehmend mit dem Wunsch geistig behinderter Menschen konfrontiert wurden, als Paar oder allein erziehend mit einem Kind Unterstützung zu erhalten.“

Die ForscherInnen haben sich auch in den darauf folgenden Untersuchungen und Publikationen immer wieder auf diese Studien bezogen bzw. haben sich weiterhin mit dieser Thematik befasst (vgl. Bargfrede 1998; Pixa-Kettner 1997a, 1997b, 1999, 2008; vgl. Pixa-Kettner/Bargfrede 2004, 2005; Pixa-Kettner u.a. 2008).

Die Diplomarbeit ‚*With a little help from my friends...? Eltern mit Lernschwierigkeiten und ihre Unterstützungsnetzwerke*‘ von Schneider (2008) beinhaltet vier Interviews mit Müttern zu Themen wie „aktuelle Lebens- und Unterstützungssituation der Mütter, ... die Merkmale ihrer Unterstützungsnetzwerke und ... die Zufriedenheit der Mütter mit ihrer Unterstützungssituation“ (ebd., 260). Im Rahmen der Diplomarbeit ‚*Vaterschaft, Erziehung und Alltagserleben von Vätern mit Behinderung. Eine empirische Studie zur Lebenssituation behinderter Väter auf der Grundlage von Interviews*‘ von Behrisch (2005) kommen insgesamt sechs Väter zu Wort. In der Auswahl der Interviewpartner werden in dieser Studie Väter mit psychischer oder geistiger Behinderung ausgeschlossen. Interviewt wurden stattdessen Väter mit Sinnes- und Körperbehinderung zu Themen wie: Vaterschaft, Erziehung, väterliches Handicap, Beziehung zum Kind und Familienleben.

Einige andere Publikationen beinhalten verschiedene Teilaspekten der Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung: Im Familienhandbuch des Staatsinstituts für Frühpädagogik behandelte Blochberger (2010) den oft schwierigen Familienalltag von Eltern mit Behinderung. Hermes (2007) beschäftigte sich in ihrem Aufsatz *„Sind Elternschaften und Behinderung miteinander vereinbar?“* mit Barrieren und Unterstützungsmöglichkeiten für diese Elterngruppe. Anhand eines Fallbeispiels zeigt Rödler (1998) anschaulich die Möglichkeiten und Perspektiven der Unterstützung auf. Adam (1998) hingegen untersuchte Lehrpläne (wie z.B. den Bayrischen Lehrplan) und sexualpädagogische Arbeitshilfen hinsichtlich Aussagen zum Thema Kinderwunsch und Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung. Mit staatlicher Unterstützung für Eltern mit geistiger Behinderung in Zusammenhang mit Paragraphen und Gesetzen haben sich Zinsmeister (2006) und Vlasek (2008) auseinandergesetzt. Vlasek (ebd., 91f; H.i.O.) hat in ihrem Beitrag, neben Themen wie Betreuungsrecht und Sorgerecht, auch „die *Vaterschaftsanerkennung* und die *Sorgeerklärung* bezüglich einer Vaterschaft von Männern mit geistiger Behinderung“ behandelt.

Die Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik hat im Jahr 2008 eine Ausgabe dem Thema *„Wenn Menschen mit geistiger Behinderung Eltern werden (wollen)“* gewidmet¹⁰. In dem Artikel *„Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung in der deutschsprachigen Schweiz“* (2003) weist Jeltsch-Schudel auf das große Forschungsdefizit in dem Bereich hin und gibt einen ersten Einblick in eine – von ihr betreute – Diplomarbeit von fünf Studentinnen (Lamesch u.a. 2002) zum Thema: Situation von Eltern mit geistiger Behinderung und ihren Kindern in der deutschsprachigen Schweiz. Jeltsch-Schudel (2003, 266) stellte für die Schweiz, wie bereits Pixa-Kettner für Deutschland, ein wachsendes Interesse an der Thematik fest. In der deutschsprachigen Schweiz entstanden noch zwei weitere Diplomarbeiten (vgl. Käch Studhalter u.a. 2008a; Staudenmaier 2004). Aus der

¹⁰ An dieser Stelle werden sämtliche Beiträge aus dem Themenheft angeführt, um einen Überblick über die Themenvielfalt zu erhalten: Bürgi *„Gedanken und Erfahrungen aus der Sicht der Heilpädagogischen Früherziehung zur Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung“*, Hosner *„Eine Institution befasst sich intensiv mit dem Thema Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung“*, Käch Studhalter u.a. *„Eltern sein mit geistiger Behinderung, Unterstützungsangebote in Erziehungsfragen für Eltern mit leichter geistiger Behinderung“*, Schmid-Maibach *„Zusammenarbeit mit Eltern – hilfreich und spannend?!“* Wohlgensinger *„...also da hab' ich noch gar nicht darüber nachgedacht...“* Der Umgang mit dem Kinderwunsch von Menschen mit geistiger Behinderung.

Schweiz ist mir auch noch der Zeitschriftenartikel ‚*Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung bedingt angemessene Unterstützungsangebote*‘ (Hoyningen-Süess/Staudenmaier 2004) bekannt.

Wie aus Problemstellung und Forschungsstand in deutschsprachigen Ländern ersichtlich, existiert zwar wissenschaftliche Literatur zum Thema *Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung* im Zusammenhang mit *Unterstützungssystemen*, jedoch wird die für die vorliegende Arbeit relevante Sichtweise – der Fokus auf betroffene Väter – nur in einer Diplomarbeit ausführlich behandelt. Väter werden meist nur am Rande erwähnt, oder sind im Wort *Eltern* miteinbezogen – als eigenständige Personengruppe werden sie selten angesehen. Behrisch (2005, [12]) kommt zu demselben Ergebnis: „Studien explizit und ausschließlich zur Situation oder zum Erleben von Vätern mit einer Behinderung gibt es nicht oder konnten nicht ermittelt werden.“ In meiner Diplomarbeit widmete ich mich daher v.a. der subjektiven Wahrnehmung und Bewertung der Lebens- und Unterstützungssituation von Vätern mit geistiger Behinderung.

Forschungsfrage

Wie erleben Väter mit geistiger Behinderung in Wien ihre Lebens- und Unterstützungssituation?

Subfragen:

❖ Vater – Kind – Beziehung

- Wie erlebt der Vater die Beziehung zu seinem Kind, wenn dieses *mit ihm zusammen* lebt? Wie gestaltet sich die Beziehung zu seinem Kind? Welche Bedeutung hat die Beziehung zu seinem Kind für ihn? Welche Aufgaben übernimmt er als Vater?
- Wie erlebt der Vater die Beziehung zu seinem Kind, wenn dieses bei der *Mutter* lebt? Wie gestaltet sich die Beziehung zu seinem Kind? Welche Bedeutung hat die Beziehung zu seinem Kind für ihn? Welche Aufgaben kann er als Vater übernehmen?
- Wie erlebt der Vater die Beziehung zu seinem Kind, wenn dieses *fremd untergebracht* ist? Wie gestaltet sich die Beziehung zu seinem Kind? Welche

Bedeutung hat die Beziehung zu seinem Kind für ihn? Welche Aufgaben kann er als Vater übernehmen?

- ❖ Soziale Reaktionen auf die Vaterschaft (jeweils aus der Sicht der Väter mit geistiger Behinderung)
 - Wie wurde/wird mit der Vaterschaft in *Institutionen* der Behindertenhilfe umgegangen? Welche Haltung wurde/wird ihm (von Leitung, BetreuerInnen, MitbewohnerInnen und KollegInnen) entgegen gebracht und welche Erfahrungen hat er dabei gemacht?
 - Wie wurde/wird mit der Vaterschaft in der *Familie* umgegangen? Welche Haltung wurde/wird ihm (von Vater, Mutter und Geschwistern) entgegen gebracht und welche Erfahrungen hat er dabei gemacht?
 - Wie wurde/wird mit der Vaterschaft im *persönlichen Umfeld* umgegangen? Welche Haltung wurde/wird ihm (etwa von FreundInnen) entgegen gebracht und welche Erfahrungen hat er dabei gemacht?
- ❖ Unterstützungssysteme
 - Welche (professionelle/familiäre) Unterstützung hat der Vater in der *Vergangenheit* bei der Erziehung seines Kindes erhalten bzw. in Anspruch genommen?
 - Welche (professionelle/familiäre) Unterstützung hätte er *rückblickend* bei der Erziehung seines Kindes noch benötigt?
 - Welche (professionelle/familiäre) Unterstützung erhält er *momentan* bei der Erziehung seines Kindes bzw. nimmt er in Anspruch?
 - Welche (professionelle/familiäre) Unterstützung wird er *vorausblickend* bei der Erziehung seines Kindes noch benötigen?

Forschungsmethode

Die subjektive Sichtweise von Männern mit geistiger Behinderung wurde mit dem Problemzentrierten Interview nach Witzel (2000) erhoben. Im Hinblick auf die Befragung von Menschen mit geistiger Behinderung spricht sich Buchner (2008, 5; H.i.O.) für ein möglichst „*offenes Interviewkonzept* – mit genügend Platz und Flexibilität für eventuell im Zuge des Gesprächs auftauchende, nicht im Leitfaden

enthaltene Bereiche und Aspekte“ aus. Hagen (2007, 28) geht damit einher und begründet die Verwendung des Problemzentrierten Interviews nach Witzel damit, dass dies „den Erzählenden größtmöglichen Raum für ihre subjektiven Sichtweisen gibt, und es ermöglicht eine flexible Anpassung der Interviewerin [des Interviewers; K.L.] an die Erzähllogik [der Interviewten; K.L.] des Interviewten.“ Als Auswertungsverfahren wurde die Qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (2010) angewandt. Dieses Auswertungsverfahren zeichnet sich durch eine textanalytische Vorgehensweise aus.

Heilpädagogische Relevanz

Die Geistigbehindertenpädagogik hat „als heilpädagogische Fachrichtung ... alle Problem- und Lebensbereiche von Menschen mit geistiger Behinderung – von Geburt bis zum Tode – zu berücksichtigen“ (Fornfeld 2000, 18). Der Themenbereich erstreckt sich inhaltlich entlang des Lebenslaufs von Menschen mit geistiger Behinderung „von der Frühförderung, über den Kindergarten und die Schule bis zur Erwachsenen- und Altenbildung“ (Speck 2007, 135). Die Geistigbehindertenpädagogik „schafft adäquate Lebens-, Erziehungs- und Arbeitsräume für Menschen mit geistiger Behinderung ... und bildet das darin tätige Fachpersonal aus“ (Fornfeld 2000, 17). Sie versucht, „Menschen mit geistiger Behinderung bei der Erfüllung ihrer Bedürfnisse nach Spielen, Lernen, Arbeiten, nach Freizeit, Ferien und Urlaub, nach Freunden, Liebe und Sexualität, nach Hilfe, Fürsorge und Schutz oder nach Angenommen- und Akzeptiert-Sein u.a.m. behilflich zu sein“ (ebd., 19). Partnerschaft (Liebe, Sexualität) und Elternschaft (Kinderwunsch) sind für viele Menschen mit geistiger Behinderung relevante Themen – insofern ist die Heilpädagogik gefordert, entsprechende Unterstützung bereitzustellen.

Insbesondere die Erwachsenenbildung von Menschen mit geistiger Behinderung ist bei Fragen zur Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung gefragt, da sie „Hilfe zur *Selbstbestimmung* und *Lebensgestaltung*“ (ebd., 117; H.i.O.) anbietet. Die Erwachsenenbildung in diesem Bereich umfasst Themen wie z.B. „Sexualität und Partnerschaft, autonomes Wohnen, traditionelle und alternative Wohnformen, Mitwirkungs- oder Mitbestimmungsmöglichkeiten im Heim oder am Arbeitsplatz [und; K.L.] kulturelle Partizipation“ (Theunissen/Plaute 1995, 166). Das Thema Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung – und insbesondere Vaterschaft von

Männern mit geistiger Behinderung und die damit verbundenen Aufgaben – könnte in entsprechenden Erwachsenenbildungskursen angesprochen werden.

Aufbau der Arbeit

Im *ersten* Kapitel widmete ich mich kurz der pädagogischen Verwendung des Behinderungsbegriffes. Ich bestimmte mein Verständnis des Begriffs der *geistigen Behinderung* in Abgrenzung zu anderen möglichen Begriffen wie *Lernschwierigkeiten* oder *Lernbehinderung*, welcher meiner Arbeit zugrunde liegt.

Im *zweiten* Kapitel befasste ich mich mit der Lebenssituation von erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung. Es wurden relevante Lebensumstände v.a. im Hinblick auf Wohnsituation, Sexualität, Paarbeziehung, Kinderwunsch und Elternschaft ausgearbeitet.

Im *dritten* Kapitel wurde der Übergang zur Vaterschaft und den damit verbundenen Entwicklungsaufgaben und Reifungsschritten behandelt. Anschließend daran wurden väterliche Aufgaben in den Fokus genommen und Vatermodelle vorgestellt. Die Beziehung zwischen Vater und Kind wurde ebenfalls thematisiert. Es wurde dabei auf unterschiedliche Beziehungsaspekte eingegangen, v.a. aber auf die Gestaltung der Beziehung, wenn der Vater mit seinem Kind zusammen bzw. von seinem Kind getrennt lebte. Auf Basis der zusammengetragenen Informationen wurden die (rechtlichen) Spezifika von Vaterschaft von Männern mit geistiger Behinderung herausgearbeitet. Informationen und Ergebnisse zur allgemeinen Väterforschung fanden als Basismaterial Verwendung, da zur speziellen Situation von Vätern mit geistiger Behinderung keine derartigen Informationen vorhanden waren.

Das *vierte* Kapitel beinhaltet Überlegungen zu sozialen Reaktionen auf Elternschaft im institutionellen und familiären Bereich sowie im näheren sozialen Umfeld. Es wurden dabei die Bedeutung der Reaktion für die Identität und das Selbstkonzept von Vätern mit geistiger Behinderung erarbeitet. Unterstützungsmöglichkeiten für Eltern mit geistiger Behinderung flossen hier auch ein, v.a. bestehende Konzepte wurden hierbei angeführt.

Im anschließenden *fünften* Kapitel stellte ich das methodische Vorgehen dieser Diplomarbeit dar und griff die Diskussion um Möglichkeiten und Grenzen der Befragung von Menschen mit geistiger Behinderung auf. Des Weiteren finden sich Ausführungen zur Datenerhebung, -aufbereitung und -auswertung.

Das *sechste* Kapitel besteht aus der Darstellung der Auswertungsergebnisse der Interviews, deren Interpretation und Diskussion anhand von theoretischen Aspekten, die anfangs dargelegt wurden. An dieser Stelle wurden Zusammenhänge zwischen Interviewausschnitten und dargestellten Theorien diskutiert und kritisch hinterfragt, wodurch die gewonnen Ergebnisse mit der Fragestellung in Bezug gesetzt wurden. Im *siebten* und letzten Kapitel dieser Arbeit folgen eine abschließende Zusammenfassung der wesentlichen Ergebnisse und ein Ausblick auf mögliche weitere Forschungsfragen.

1. (Geistige) Behinderung

In diesem Kapitel werden die meiner Arbeit zugrunde liegenden Begrifflichkeiten definiert. Im ersten Teil dieses Kapitels wird auf Modelle zur Verwendung des Behinderungsbegriffes eingegangen, im zweiten Teil folgt eine Erläuterung der Begriffe *Geistige Behinderung* und *Menschen mit geistiger Behinderung* in Abgrenzung zu Begriffsalternativen.

1.1 Behinderung

Der Begriff *Behinderung* wird in alltagssprachlichen und wissenschaftlichen Kontexten oft verwendet, obwohl eine klare Definition nicht gegeben ist (Bundschuh u.a. 2007, 33). Er wird auch heute noch als „mehrdimensionaler Begriff“ (ebd.) beschrieben, der weder einfach zu klären und zu fassen ist, noch einem einfachen linearen Kausalitätsprinzip folgt.

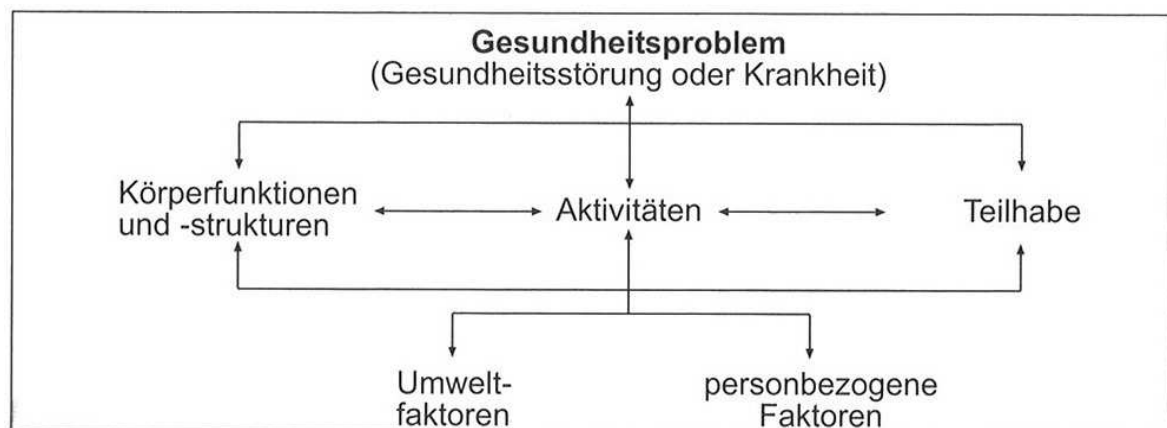
1958 tauchte der Behinderungsbegriff erstmals bei Rupert Egenberger in seinem Buch *„Heilpädagogik. Eine Einführung“* auf und fand ab diesem Zeitpunkt immer größere Verbreitung (ebd., 33f). Kritik an dem Begriff an sich, seiner Funktion sowie seiner Verwendung blieb jedoch nicht aus (ebd., 34). Die relativ kritische Haltung gegenüber dem Behinderungsbegriff ist seiner Verbreitung nicht im Weg gestanden, jedoch hat sich die Sichtweise auf den Begriff sowie dessen Bedeutungsgehalt in den letzten 50 Jahren deutlich gewandelt. An dieser Stelle werden bio-medizinische Modelle, soziale Modelle bis hin zu Verknüpfungsmodellen mehrerer relevanter Komponenten kurz vorgestellt.

Anfangs stellten noch bio-medizinische Einteilungsmodelle nach organischen Schädigungen die vorherrschende Sichtweise von Behinderung dar. Bundschuh u.a. (2007, 34) stellen fest, dass Behinderung „ganz allgemein zunächst jegliche Art von Einschränkung oder Hemmnis“ bezeichnet, v.a. „in der Medizin findet er [der Begriff, Behinderung; K.L.] als Synonym für angeborene oder erworbene, langfristige bzw. dauerhafte Schädigung Anwendung“ (ebd.). Der bio-medizinischen Sichtweise ist hier noch hinzuzufügen, dass in psychiatrisch-medizinischen (sowie radikal individualtheoretischen) Modellen Behinderung „ausschließlich als eine Eigenschaft des einzelnen Menschen aufgefasst und in Form einer Krankheit beschrieben“ (Kulig u.a. 2006, 119) wird sowie „der medizinischen Versorgung bedarf, etwa in Form individueller Behandlung durch Fachleute“ (Schuntermann 2009, 29). Das bedeutet, dass Behinderung allein am Individuum festgemacht wird und heilbar ist. Diese Sichtweise wurde zunehmend kritisiert (Bundschuh u.a. 2007, 34) und kann als *veraltet* betrachtet werden, da hier der Mensch als isoliertes Individuum angesehen wird und seine Umwelt sowie positiv/negativ beeinflussende (Entwicklungs-)Faktoren ausgeklammert werden. Des Weiteren handelt es sich bei diesem Modell um eine Sichtweise, die einzig und allein die Probleme und Defizite der betroffenen Person betrachtet und somit ein durchwegs negatives Bild zeichnet. Aus den eben beschriebenen Gründen und „unter dem Hinweis auf die Auswirkungen von Behinderung, besonders im sozialen Bereich, [wird; K.L.] neben der medizinischen auch die soziologische Dimension ins Blickfeld genommen“ (ebd.).

Die Auswirkungen von Behinderung auf das (soziale) Leben sind durch Reaktionen des Umfelds meist spürbarer und einschränkender als eine Behinderung an sich (ebd.). Der soziale Ansatz erweitert das rein medizinisch aufgeladene Bild und „macht deutlich, dass man nicht (nur) behindert ist, sondern auch behindert (gemacht) wird“ (Kulig u.a. 2006, 122). Das hat zur Folge, dass es letztendlich mit gesellschaftlichen Normen zusammenhängt, wer behindert ist und wer nicht (Bundschuh u.a. 2007, 34). In sozialen Theorien wird Behinderung daher oft als ein *Phänomen* bezeichnet bzw. als *gesellschaftliche Konstruktion* aufgefasst und nicht mehr einzig und allein am Individuum festgemacht (Kulig u.a. 2006, 122), wie das etwa bei der vorhin beschriebenen medizinischen Sichtweise noch der Fall war. Soziale Theorien beziehen auch noch andere Komponenten, wie etwa positiv/negativ beeinflussende Faktoren, mit ein. Wobei hier auch zu beachten ist, dass die alleinige

Betrachtung der soziologischen Dimension zur Beschreibung des Behinderungsbegriffes nicht ausreichen kann und zu kurz greift.

In aktuelleren Begriffsformulierungen wird daher darauf geachtet, die einseitige Überbetonung einer Komponente zu vermeiden, da sich dies „als wenig tragfähig für die pädagogische Praxis, aber auch als theoretisch wenig geeignet für die Formulierung eines verbindlichen Modells erweist“ (Kulig u.a. 2006, 122). Es wird daher versucht, statt eines eher einseitigen Modells, eine Art *Verknüpfungsmodell mehrerer Komponenten* zu formulieren.



**Abbildung 1: ICF-Modell der WHO
(Schuntermann 2009, 30)**

Das ICF-Modell¹¹ der Weltgesundheitsorganisation ist ein solches Verknüpfungsmodell, hiermit sollen die „(sozialen) Folgen einer Erkrankung“ (Meyer 2004, 23) und „vor allem die Auswirkungen auf Aktivitäten und Teilhabe erfasst werden“ (ebd.).

Behinderung ist im Verständnis der ICF als „Ergebnis der Wechselwirkungen von Körperstrukturen und Körperfunktionen¹² mit Kontextfaktoren¹³ zu sehen und

¹¹ ICF ist die Abkürzung für „International Classification of Functioning, Disability and Health“ (Meyer 2004, 9). Das Modell wurde vor rund 10 Jahren (Mai 2001) von der Weltgesundheitsorganisation (World Health Organisation = WHO) verabschiedet (ebd.) und ist die Nachfolgerin der ICIDH (= „International Classification of Impairments, Disabilities, and Handicaps“ (ebd.). Die ICIDH ist als erster „Versuch eines internationalen Instruments und der dafür notwendigen Vereinheitlichung des Konzepts von ‚Behinderung‘“ (ebd.) zu verstehen.

¹² Schuntermann (2009, 41) erläutert diesen Begriff folgendermaßen: „Der Begriff ‚Körper‘ bezieht sich auf den menschlichen Organismus als Ganzes. Daher umfasst er auch das Gehirn und seine Funktionen, z.B. den Verstand. Aus diesem Grund werden mentale (d.h. geistige und seelische)

immer dann festzustellen, wenn im Ergebnis diese Wechselwirkungen zu einer Beeinträchtigung der gesellschaftlich üblichen Aktivität (*activity*) oder der gesellschaftlich üblichen Teilhabe (*participation*) führen“ (Pixa-Kettner 2008, 14; H.i.O.).

Schuntermann (2009, 31) weist darauf hin, dass die „Doppelpfeile in der Skizze ... eine allgemeine und abstrakte Wechselwirkung“ anzeigen, wobei das im Einzelfall nicht bedeutet, dass „z.B. von Einschränkungen bestimmter Körperfunktionen auf Einschränkungen bestimmter Aktivitäten geschlossen werden kann“ (ebd.).

Die ICF stellt ein verändertes Verständnis von Behinderung dar, eröffnet neue Sichtweisen und ermöglicht somit neue Einschätzungen von Diagnostik und Klassifikation¹⁴. Mit Theunissen (2007, 96) kann abschließend, in Anlehnung an die ICF, festgestellt werden, dass es der Vergangenheit angehört, „(geistige) Behinderung und spezifische Störungen zu individualisieren. Stattdessen wird von einem reziproken, prozesshaften Zusammenwirken individueller (biologischer, kognitiver, sensomotorischer, affektiver) und sozialer (zwischenmenschlicher, kontextueller, gesellschaftlicher) Faktoren ausgegangen.“

Dieser Arbeit liegt ein Verständnis von Behinderung zu Grunde, das das Phänomen Behinderung angesichts seiner Wechselwirkungen zwischen mehreren Komponenten ins Blickfeld nimmt und es als ein situationsabhängiges Merkmal ansieht. Behinderung wird somit nicht als einfacher, statischer Zustand, sondern vielmehr als etwas Mehrdimensionales, Wandelbares und Prozesshaftes angesehen.

1.2 Geistige Behinderung und Begriffsalternativen

Geistige Behinderung ist ein „seltsam doppelgesichtiger Begriff“ (Kulig u.a. 2006, 116). Es verhält sich mit ihm paradox, da er einerseits praktische wie auch

Funktionen unter ‚Körperfunktionen‘ subsumiert.“ Das bedeutet, dass u.a. geistige Funktionen (bzw. Beeinträchtigung dieser Funktionen) darunter verstanden werden.

¹³ Unter Kontextfaktoren werden einerseits Umweltfaktoren wie bspw. Unterstützung durch Familienangehörige oder „Einstellungen, Werte und Überzeugungen anderer Personen“ (Schuntermann 2009, 24) und andererseits personenbezogene (bzw. persönliche) Faktoren, wie etwa Alter, Geschlecht oder Beruf verstanden (ebd., 23f).

¹⁴ Kulig u.a. (2006, 123) haben einige Vorteile der ICF gegenüber anderen Ansätzen in ihrem Text über ‚Geistige Behinderung‘ anschaulich zusammengefasst, während Meyer (2004) sich in ihrer Arbeit etwas kritischer mit der ICF und deren Problemen (wie auch Potenzen) auseinandergesetzt hat.

theoretische Bereiche strukturiert und andererseits selbst kaum strukturiert ist (Kulig u.a. 2006, 116), d.h. er entzieht sich einer eindeutigen Begriffsbestimmung (Theunissen 2007, 94).

Der Begriff wurde in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts von der „Elternvereinigung ‚Lebenshilfe‘¹⁵ in die fachliche Diskussion eingebracht“ (Kulig u.a. 2006, 116). Ausschlaggebend dafür waren zwei wesentliche Überlegungen: „Zum einen wurde der Anschluss an die angloamerikanische Terminologie (mental retardation) gesucht, zum anderen sollten Begriffe wie ‚Schwachsinn‘, ‚Blödsinn‘, ‚Idiotie‘ oder ‚Oligophrenie‘ abgelöst werden“ (Theunissen 2007, 94). Seit Beginn der Verwendung hat der Begriff geistige Behinderung „Verbreitung bis in schulrechtliche und sozialpolitische Regelungen gefunden“ (Mühl 2006, 128). Bereits vier Jahrzehnte später „wird verstärkt diskutiert, ob der Begriff nicht seine ursprünglich positive Konnotation verloren habe und durch andere Termini ersetzt werden müsse“ (Kulig u.a. 2006, 117). Für das Vorhaben eines Begriffswandels¹⁶ stehen bspw. folgende Alternativen zur Auswahl:

- „- Menschen, die als geistig behindert gelten/bezeichnet werden;
- Menschen mit kognitiver, intellektueller oder mentaler Behinderung/Beeinträchtigung;
- Menschen mit besonderem Unterstützungsbedarf/Hilfebedarf;
- Menschen mit Lernschwierigkeiten (favorisiert von Betroffenen bzw. People First)“ (ebd.).

Diese Begriffsalternativen haben fast ausschließlich gemein, dass sie mit den Worten ‚*Menschen mit ...*‘ beginnen: Mit der Voranstellung dieser Worte wird versucht, der Bezeichnung ‚Geistigbehinderter‘, die den Anschein erregt, als ob es *den* Geistigbehinderten wirklich gibt (Mühl 2006, 128), zu entgehen und somit den Blick zuerst auf den Menschen und das *Mensch-Sein an sich* zu lenken. Das bedeutet, dass einerseits nur ein Merkmal benannt wird, ohne andere relevante Merkmale von vornherein auszuschließen (ebd.) und andererseits lenken solche Formulierungen „die Aufmerksamkeit zunächst auf ein Merkmal, das die Verbindung zu einer Gruppe

¹⁵ Die vollständige Bezeichnung der Elternvereinigung lautete damals „Bundesvereinigung Lebenshilfe für das geistig behinderte Kind e.V.“ (Mühl 2006, 128).

¹⁶ Im Zusammenhang mit der Diskussion bezüglich einer Begriffsänderung haben sich Kulig u.a. (2006, 117f) ausführlich mit Schwierigkeiten und Problemen auseinandergesetzt, die mit einem Wandel einhergehen können.

von nichtbehinderten Menschen herstellt, und erst in zweiter Linie die Behinderung anspricht“ (Mühl 2006, 128).

Die Möglichkeit, Begrifflichkeiten ganz aufzuheben, wie das bspw. Feuser (1996) in dem Text ‚Geistigbehinderte gibt es nicht!‘ in Erwägung zieht, ist m.E. abzulehnen. Im Sinne von Fischer (2003, 27) ist zu bedenken, dass Begrifflichkeiten, so stigmatisierend sie auch zu sein scheinen, Vorteile mit sich bringen können und zwar „hinsichtlich der Schaffung erforderlicher rechtlicher Hilfen, der Kommunikation und des Zusammenhalts unter ‚Betroffenen‘, der Institutionalisierung spezifischer Hilfsdienste oder der Förderung behinderungsspezifischer Vereinigungen.“

Geistige Behinderung bezieht sich auf Beeinträchtigungen der „allgemeinen seelischen Entwicklung, der Lernfähigkeit, einzelner psychischer Funktionen [und; K.L.] vor allem kognitiver“ Funktionen (Mühl 2000, 48). In der pädagogischen Praxis werden drei Gruppen unterschieden: „Grenzfälle zur Lernbehinderung; Durchschnittsformen geistiger Behinderung (deutlich erkennbare Lernfähigkeit) und schwerste Formen der geistigen Behinderung“ (Böhm 2005, 238).

Aber der Begriff *geistige Behinderung* bzw. *geistig Behinderter* lenkt das Hauptaugenmerk ausschließlich auf die Behinderung an sich und nicht auf den Menschen, über dessen Lebens- und Unterstützungssituation ich in meiner Arbeit etwas erfahren möchte. Unter Berücksichtigung des bisher Gesagten ist daher festzuhalten, dass in der vorliegenden Arbeit der Begriff ‚Menschen mit geistiger Behinderung‘¹⁷ verwendet wird. Einerseits wird der Begriffsteil *geistige Behinderung* verwendet, da er „inzwischen zu einem allgemein verständlichen Begriff geworden“ (Kulig u.a. 2006, 17) ist. Andererseits werden dem Begriffsteil die Worte ‚*Menschen mit ...*‘ vorangestellt, um zuallererst den Blick auf den Menschen an sich zu lenken, der neben vielen anderen Merkmalen auch das Merkmal der geistigen Behinderung trägt.

2. Lebenssituation von Erwachsenen mit geistiger Behinderung

Die Lebenssituation eines jeden Menschen setzt sich aus mehreren Bereichen zusammen, wie etwa Arbeit, Freizeit, Wohnen und soziale Beziehungen. Die

¹⁷ Abhängig von der Situation werden die Begriffe abgeändert, wie etwa Mann/ Frau/ Vater/ Mutter/ Eltern/ Elternteil mit geistiger Behinderung.

vorliegende Arbeit untersucht die Lebens- und Unterstützungssituation von Vätern mit geistiger Behinderung. Das Forschungsinteresse bezieht sich beim Lebensbereich v.a. auf die Wohn- und Beziehungssituation dieses Personenkreises. Das vorliegende Kapitel fokussiert somit zwei, für diese Arbeit wesentliche, Bereiche der Lebenssituation von erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung: zum einen den Bereich der Wohnsituation (Kapitel 2.1) bzw. die damit verbundenen Wohnformen und zum anderen den Bereich der Beziehungssituation (Kapitel 2.2) zu/m/r (Lebens-)PartnerIn und/oder Kind/ern.

Einleitend wird bezüglich der Thematik ‚Lebenssituation von Menschen mit geistiger Behinderung‘, das ‚Normalisierungsprinzip‘ vorgestellt: Es wird als „Leitidee der Behindertenarbeit“ (Pitsch 2006, 224) beschrieben und ist auf die Situation von Menschen mit Behinderung nach dem Zweiten Weltkrieg zurückzuführen (ebd.). In dieser Zeit machte man sich Gedanken, „wie auch das Leben der in Anstalten eingesammelten, abgeschobenen ... und isolierten (geistig) behinderten Menschen normaler werden könne“ (ebd.). Die anfangs noch eher undifferenzierten Denkansätze des Dänen Niels Erik Bank-Mikkelsen im Jahr 1959 wurden zehn Jahre später vom Schweden Bengt Nirje überarbeitet (Thimm 2005, 20). Der Umfang des Normalisierungsprinzips lässt sich mit Nirje an folgenden acht Bereichen verdeutlichen (ebd., 21): „Normaler Tagesrhythmus“, „Trennung von Arbeit, Freizeit und Wohnen“, „Normaler Jahresrhythmus“, „Normaler Lebensablauf“, „Respektierung von Bedürfnissen“, „Angemessene Kontakte zwischen den Geschlechtern“, „normaler wirtschaftlicher Standard“ und „Standards von Einrichtungen“. Das Normalisierungsprinzip zielt auf „die Verwirklichung kulturspezifischer alters- und geschlechtsgemäßer Rollenbeziehungen“ (ebd., 24) von Menschen mit geistiger Behinderung ab. Mit anderen Worten: Mit Hilfe des Normalisierungsprinzips sollen Rechte und Pflichten von Menschen mit Behinderung an die restliche Bevölkerung angeglichen werden, sie sollen so akzeptiert werden wie sie sind und die Unterstützung erhalten (Pitsch 2006, 226), die sie brauchen, um ein *Leben so normal wie möglich* führen zu können (Thimm 2005, 24).

2.1 Bereich der Wohnsituation

Erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung leben in unterschiedlichen Wohnformen. Die Grobeinteilung beginnt damit, dass sie entweder bei der Familie, genauer gesagt bei den Eltern und/oder Geschwistern, in einer Institution der Behindertenhilfe oder selbständig, d.h. außerhalb der Familie und institutionellen Rahmenbedingungen leben.

2.1.1 Leben in der Familie

Menschen mit geistiger Behinderung bleiben oft das gesamte Erwachsenenalter in ihrer Kernfamilie (Seifert 2000, 165). Das lange Verbleiben in der eigenen Familie stellt jedoch im Vergleich zu Gleichaltrigen einen atypischen Lebensverlauf dar (Schatz 2000, 127). Während der Großteil der gleichaltrigen Menschen ohne geistige Behinderung im Alter zwischen 20 und 25 Jahren aus dem Elternhaus ausziehen (Seifert 2000, 164) und ein eigenständiges Leben führen, sind Menschen mit geistiger Behinderung meist eng im Familienverband eingebunden und verbleiben dort. Für Menschen mit geistiger Behinderung kommt es dadurch meist nicht zu einem altersentsprechenden Abnabelungs- bzw. Ablösungsprozess vom Elternhaus, da sie diesen Prozess entweder nicht ohne fremde Unterstützung schaffen können oder keinerlei Chance erhalten, sich von den Eltern zu lösen (Schatz 2000, 129). Sie haben „kaum Perspektiven hinsichtlich der Gründung einer eigenen Familie und der Erreichung einer gewissen sozialen Autarkie“ (ebd.), wodurch ihre Kernfamilie „weitgehend der alleinige Interaktions- und Kommunikationsraum [bleibt; K.L.], der auch die finanzielle, physische, psychische und soziale Versorgung sicherstellt“ (ebd.). Eltern nehmen ihre Töchter und Söhne mit geistiger Behinderung – gleich welchen Alters – oftmals noch als *Kinder* wahr¹⁸ (Kassoume/Köberl 2009, 2). Diese Sichtweise hat meist zur Folge, dass Erwachsene mit geistiger Behinderung kaum Verantwortung übernehmen bzw. lernen, ein selbstständiges Leben führen zu können. Kontakte zur Außenwelt werden von Familien mit Erwachsenen mit geistiger

¹⁸ Laut Kassoume und Köberl (2009, 2) stammt diese Annahme noch aus der „defizit-orientierten Annahme, dass die Betroffenen im Laufe ihrer Kindheit in einem bestimmten Alter ‚stehen bleiben‘.“ Der vierte Punkt im Normalisierungsprinzip beinhaltet die Forderung nach einem normalen Lebenslauf bzw. genauer gesagt einem/r altersadäquaten Angebot und Behandlung (Thimm 2005, 21), damit sie entsprechend ihres Alters behandelt werden.

Behinderung nur wenig gepflegt (Schatz 2000, 133), wodurch die einzelnen Familienmitglieder kaum in die Gesellschaft integriert sind und regelrecht vereinsamen: „Dieser reduzierte – intrafamiliar orientierte – Verkehrskreis der Familien ... hat jedoch zwangsläufig negative Auswirkungen auf die soziale Entwicklung, Integration und Zukunft der geistig behinderten Heranwachsenden und Erwachsenen“ (ebd.).

Gründe, die gegen einen Auszug aus dem familiären Umfeld sprechen, sind vielfältig: Einerseits fehlt es den Familien an finanziellen Ressourcen und Wissen über vorhandene Wohnformen in der näheren Umgebung, andererseits stehen möglicherweise nicht ausreichend Wohnplätze zur Verfügung (Seifert 2000, 165). Eltern haben auch die Befürchtung, dass ihre Kinder in einer Institution der Behindertenhilfe womöglich nicht ausreichend versorgt werden können (ebd.) und schließen einen Umzug daher von vornherein aus. So nachvollziehbar die eben genannten Gründe auch sind: „Ein zu langes Verbleiben im Elternhaus kann sich auf die Entwicklung der erwachsen gewordenen geistig behinderten Kinder nachteilig auswirken“ (ebd.). Pitsch (2006, 225) fordert in Anlehnung an das Normalisierungsprinzip, dass Menschen mit geistiger Behinderung die Möglichkeit erhalten sollten, im entsprechenden Alter aus dem Elternhaus auszuziehen. Um somit den atypischen Verlauf aufzubrechen sowie die symbiotische Verbindung zwischen Erwachsenen mit geistiger Behinderung und deren Eltern zu lösen. „Die Herkunftsfamilie sollte versuchen ... [die betroffene; K.L.] Person aus der Unmündigkeit zu befreien, ihr Möglichkeit zur Loslösung und Wege aus der Isolierung zu vermitteln, Abhängigkeiten produzierende Verhaltensweisen zu vermeiden und Chancen zur Selbstverwirklichung zu bieten“ (ebd., 127). Eltern ist zumeist bewusst, dass sie die alleinige Betreuung ihres Kindes nicht für immer übernehmen können (ebd.), jedoch versuchen sie, diesen Gedanken zu verdrängen bzw. werden kaum organisatorische Schritte für den Auszug in eine (eigene) Wohnung oder für den Übergang in eine Institution der Behindertenhilfe unternommen. Der Wechsel in eine andere Wohnform vollzieht sich somit meist abrupt und unfreiwillig, bspw. nach dem Ableben eines bzw. beider Elternteils/e. Seifert (2000, 165) bemerkt heutzutage einen Wandel bei jüngeren Eltern: Sie beschäftigen sich wesentlich früher und aktiver mit der Zukunft ihres Kindes „und

engagieren sich – auch im Hinblick auf den Zeitpunkt des Auszugs aus der Familie – für ‚ein Leben so normal wie möglich‘.“ Der Auszug aus der Kernfamilie bedeutet für Erwachsene mit geistiger Behinderung (sowie für altersgleiche junge Leute ohne geistige Behinderung) den Beginn eines neuen Lebensabschnitts, der durch Selbstständigkeit, Selbstverantwortung und die Möglichkeit zur Gestaltung neuer sozialer Beziehungen geprägt ist (Bruckmüller 1986, 118).

2.1.2 Leben in Institutionen und Einrichtungen der Behindertenhilfe

Institutionalisierte Wohnformen für erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung sind „Wohnangebote der Behindertenhilfe, die im weitesten Sinne von Einrichtungen bzw. Trägerschaften angeboten werden und somit immer in einer gewissen Weise organisiert und institutionalisiert sein müssen“ (Dworschak 2004, 20). Die möglichen Wohnformen in Institutionen der Behindertenhilfe werden nach dem vorhandenen Angebot (Wohnen, Arbeit, Freizeit), Betreuungsintensität und -aufwand (vollstationär bis ambulant) sowie Komplexität der Kompetenzübernahme durch Menschen mit geistiger Behinderung differenziert.

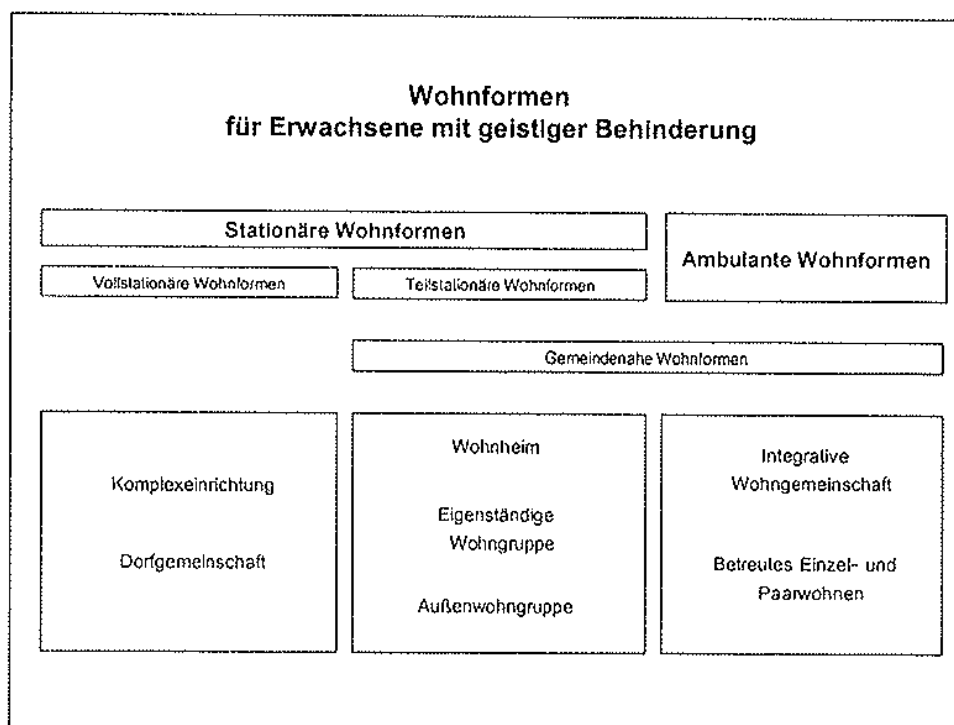


Abbildung 2: Wohnformen für Erwachsene mit geistiger Behinderung (Dworschak 2004, 21)

An dieser Stelle werden nun die Unterschiede zwischen stationärem (voll- und teilstationär) und ambulantem Wohnen sowie die entsprechenden Angebote dargelegt:

Stationäre Wohnform (voll- und teilstationär)

Stationäres Wohnen zeichnet sich dadurch aus, dass die BewohnerInnen zu jeder Tageszeit betreut werden (Dworschak 2004, 20). „Darüber hinaus bieten diese Einrichtungen ihren Bewohnern ab dem Erwachsenenalter für einen längeren Zeitraum einen Wohn- und Lebensraum, häufig für ein Leben lang“ (ebd.). Stationäres Wohnen differenziert sich aufgrund des jeweiligen Angebots in *vollstationär* und *teilstationär* (ebd.): „Vollstationäre Einrichtungen bieten ein ‚Komplettangebot‘ in den Lebensbereichen Wohnen, Arbeit und Freizeit, wohingegen teilstationäre Einrichtungen allein wohnbezogene Dienste anbieten“ (ebd.).

Das Angebot von vollstationären Wohnformen beinhaltet bspw. *Komplexeinrichtungen*, die viele Menschen unter einem Dach beherbergen. Dies führt zu mehreren Schwierigkeiten, wie etwa eine vorherrschende Klinikatmosphäre, große Abteilungen, einheitliche Räumlichkeiten und große Schlafsäle, wodurch individuelle Zuwendung und Förderung sowie Individualität und Privatsphäre wenig Berücksichtigung finden (ebd., 21). Die *Dorfgemeinschaft* deckt ebenfalls den Umfang einer vollstationären Wohnform ab (Seifert 2000, 167). Hier leben erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung in einer familienähnlichen Hausgemeinschaft mit Menschen ohne geistige Behinderung zusammen.

Unter teilstationäre Wohnformen fallen *Wohnheime*, *eigenständige Wohngruppen*, *betreute Wohngemeinschaften* sowie *Außenwohngruppen*. Das Grundkonzept beruht auf kleinen Wohneinheiten, die zumeist nur stundenweise von einem Team betreut werden (Dworschak 2004, 23f) und teilweise in „Mietwohnungen, Doppelhaushälften oder Einfamilienhäusern untergebracht sind“ (ebd., 24). Der Vorteil besteht darin, dass sie leichter in die umliegende Wohnlandschaft integriert werden können, da sie von außen betrachtet kaum Institutscharakter aufweisen (ebd.). Während im *Wohnheim* „die lebenspraktischen Kompetenzen und die Selbstständigkeit der Bewohner erweitert werden“ (ebd.) sollen, müssen BewohnerInnen aus *Außenwohngruppen* bereits „ein gewisses Maß an lebenspraktischen Kompetenzen und Selbstständigkeit mitbringen, da sie in vielen Bereichen mehr auf sich allein gestellt den Alltag bewältigen müssen“ (ebd.).

Ambulante Wohnform

Ambulantes Wohnen zeichnet sich dadurch aus, „dass der Bewohner selbst Mieter bzw. Untermieter der Wohnung ist, wobei die Einrichtung häufig als Hauptmieter fungiert. Daneben erhält der Bewohner stundenweise psychosoziale Betreuung“ (Dworschak 2004, 21). Ein hohes Maß an Selbstständigkeit und -verantwortung sowie Übernahme von Tätigkeiten von Seiten des/der Bewohners/in sind Voraussetzungen für das Funktionieren dieses Wohnangebots (ebd.), da sie keine rundum Betreuung erhalten und im Alltag auf sich allein gestellt sind.

Ambulantes Wohnen umfasst *integrative Wohngemeinschaften, betreutes Einzel- und Paarwohnen* sowie *Eltern-Kind-Wohnen*. In einer *integrativen Wohngemeinschaft* leben erwachsene Menschen mit und ohne geistige Behinderung auf freiwilliger Basis zusammen. Die BewohnerInnen ohne geistige Behinderung übernehmen in diesem Gefüge Betreuungsaufgaben und erhalten dafür im Gegenzug Verpflegung und Unterkunft. Beim *betreuten Einzel- und Paarwohnen* werden Menschen mit geistiger Behinderung entweder alleine oder gemeinsam mit einem/r PartnerIn betreut und beraten. Die BetreuerInnen sind hier stundenweise vor Ort und haben unterstützende und beratende Funktion bei der Gestaltung der Wohn- und Lebenssituation. Sie unterstützen zumeist in den Bereichen Pflege, Freizeit, Haushalt, Finanzen, Ämter, Familie und Arbeit (Seifert 2000, 173). *Eltern-Kind-Wohnungen* ermöglichen es Eltern mit geistiger Behinderung, gemeinsam mit ihrem Kind zu leben und professionelle Unterstützung in der Kinderversorgung und -erziehung zu erhalten (ebd., 175). Wie bereits in der Einleitung erwähnt, bekommen immer mehr Menschen mit geistiger Behinderung Nachwuchs und daher gewinnt diese Betreuungsform zunehmend an Bedeutung (ebd., 174). Eltern mit geistiger Behinderung „erhalten bislang nicht überall die erforderliche Unterstützung bei der Erziehung ihres Kindes. Nur an wenigen Orten gehören ambulant betreute Eltern-Kind-Wohnungen zum Wohnangebot eines Trägers“ (ebd., 175).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass vollstationäre Wohnformen, wie etwa Komplexeinrichtungen, im Auflösen begriffen sind. Aufgrund der bereits dargelegten problematischen Situation in diesen Großeinrichtungen „werden seit den 1980er Jahren, im Zuge der Umsetzung des Normalisierungsprinzips, verstärkt gemeindenahe Wohnmöglichkeiten gefordert“ (Dworschak 2004, 21.). Die Tendenz

zur Schaffung von kleinen, eigenständigen und in das Umfeld integrierten Wohngruppen ist steigend. Hier werden einige Forderungen des Normalisierungsprinzips umgesetzt, wie bspw. die Trennung von Wohnen, Arbeit und Freizeit sowie die Einhaltung eines normalen Tages- und Jahresrhythmus. In individualisierten Wohnformen, wie etwa dem betreuten Paarwohnen, gibt es die Möglichkeit, sich mit einem/r PartnerIn eine gemeinsame Zukunft aufzubauen, in der möglicherweise auch Themen wie Sexualität, Kinderwunsch und Elternschaft¹⁹ eine Rolle spielen. Im Sinne von Pitsch (2006, 234) kann für den Bereich ‚Wohnen‘ festgehalten werden, dass es noch einige Menschen mit geistiger Behinderung in Einrichtungen der Behindertenhilfe gibt, deren Lebenssituation noch nicht angemessen verändert wurde. Seifert (2000, 181) stimmt dem zu, indem sie die Forderung des Normalisierungsprinzips *Wohnen so normal wie möglich!* für den Großteil der Erwachsenen mit geistiger Behinderung als noch nicht umgesetzt sieht.

2.2 Bereich der Beziehungssituation: von Sexualität bis zur Elternschaft

In diesem Kapitel wird auf unterschiedliche Themen des Beziehungsbereiches von Erwachsenen mit geistiger Behinderung eingegangen. Angefangen bei Sexualität (Kapitel 2.2.1) und Paarbeziehung (Kapitel 2.2.2), über Kinderwunsch (Kapitel 2.2.3) bis hin zu Elternschaft (Kapitel 2.2.4) von Menschen mit geistiger Behinderung. In der vorhandenen Literatur wird die Thematik zumeist aus der Sicht der Frauen dargestellt bzw. ist vielmehr allgemein von Menschen/Eltern mit geistiger Behinderung die Rede. Texte, die explizit den Personenkreis Männer/Väter mit geistiger Behinderung in den Fokus nehmen, habe ich nicht gefunden. Aus diesem Grund sind die in dem Kapitel enthaltenen Informationen eher allgemein formuliert und beschreiben die Situation von männlichen sowie weiblichen Erwachsenen mit geistiger Behinderung. Auf Vaterschaft allgemein und (rechtliche) Möglichkeiten der Vaterschaft von Männern mit geistiger Behinderung wird dann in Kapitel 3 näher eingegangen.

¹⁹ Der Bereich der sozialen Beziehungen, zu dem die oben aufgezählten Themen zählen, wird im folgenden Kapitel (Kapitel 2.2) näher erläutert.

2.2.1 Sexualität und Sexualerziehung

Sexualität von Menschen mit geistiger Behinderung betrifft meist nicht nur die betroffene Person an sich, sondern auch deren Bezugspersonen. Das Kapitel behandelt daher Sexualität aus zwei verschiedenen Blickpunkten: Im ersten Teil (Kapitel 2.2.1.1) werden Informationen zum Thema Sexualität von Menschen mit geistiger Behinderung vom Kindes- bis hin zum (beginnenden) Erwachsenenalter gegeben und es wird v.a. die psychische und physische Entwicklung sowie die Identitätsentwicklung in der Pubertät thematisiert. Der zweite Teil (Kapitel 2.2.1.2) beinhaltet den Bereich der Sexualerziehung, den Umgang mit (der) Sexualität (von Menschen mit geistiger Behinderung) von Seiten der Bezugspersonen sowie Informationen zu Fort- und Weiterbildungsmöglichkeiten in diesem Bereich.

2.2.1.1 Sexualität vom Kindes- bis zum (beginnenden) Erwachsenenalter – Blick auf Menschen mit geistiger Behinderung

Menschen mit geistiger Behinderung werden mit dem Thema Sexualität oft nicht in Verbindung gebracht und, um noch einen Schritt weiter zu gehen: Es wird ihnen jegliche Form von Sexualität abgesprochen. Dies bedeutet, dass es zu einer Form der ‚Entsexualisierung‘ von Menschen mit geistiger Behinderung kommen kann (Sohlmann 2009, 4). Das hat zur Folge, dass sie teilweise noch immer als ‚asexuelle Wesen‘ wahrgenommen werden (Mattke 2009, 361), die mit Sexualität nichts zu tun haben. Sohlmann (2009, 5) stellt demnach folgende Forderung: „Menschen mit geistiger Behinderung haben ein Recht auf sexuelle Kontakte und partnerschaftliche Beziehungen.“ Wilken (2010, 13) geht damit konform, v.a., dass Erwachsene mit geistiger Behinderung „ein glückliches und befriedigendes Leben führen können – zu dem eben auch Partnerschaft und Sexualität gehören.“ Seefeld (1997, 433) stellt allgemein fest, dass Sexualität *jeden* Menschen betrifft und ihn ein Leben lang begleitet. Sohlmann (2009, 2) ist derselben Ansicht und hält fest, dass Sexualität „sich auf alle Lebensphasen des Menschen [erstreckt; K.L.] und ... bereits in der frühesten Kindheit an Bedeutung“ gewinnt.

Im Folgenden wird auf die vorbereitende Entwicklung der Geschlechtsrolle bzw. -identität im Kleinkindalter eingegangen, um anschließend daran die Phase der

Pubertät, eine der wichtigsten Entwicklungsschritte zur sexuellen Reife, aufzugreifen. Bereits im Kleinkindalter wird die Grundlage für eine spätere (positiv oder negativ erlebte) Geschlechtsrolle bzw. -identität gegeben (Mattke 2009, 361) und das Sexualverhalten nachhaltig geprägt (Wilken 2010, 12). Das bedeutet z.B., dass es bereits für Kleinkinder wichtig ist, „den eigenen Körper lustvoll erleben zu können“ (Sohlmann 2009, 3). In diesem Zusammenhang ist es auch von Bedeutung, wie die Eltern mit dem Körper des Kindes umgegangen sind (dazu gehört z.B. der Hygienebereich) (Wilken 2010, 12). Wenn man im Kleinkindalter positive Erfahrungen mit dem eigenen Körper gemacht haben, kann sich das auf die spätere Entwicklung jedenfalls positiv auswirken.

Die Entwicklung der Sexualität spielt v.a. in der Pubertät eine wesentliche Rolle. Die körperliche Entwicklung von Menschen mit geistiger Behinderung verläuft zumeist parallel zu der nichtbehinderter Menschen (Plaute 2006, 502), d.h. sie wären, nach biologischen Gesichtspunkten gesehen, bereit zur Sexualität mit (gleich- bzw. gegengeschlechtlichen) PartnerInnen. Sohlmann (2009, 4) verweist darauf, dass die „körperliche Reife ... fast nie der affektiven und emotionalen Entwicklung und den Möglichkeiten der intellektuellen Verarbeitung“ entspricht. Auch Seefeld (1997, 434) sieht die Schwierigkeit darin, dass die Entwicklung der Intelligenz mit der sexuellen Reifung nicht parallel verläuft und daher eine große Distanz entsteht.

Jugendliche mit und ohne geistige Behinderung entwickeln in der Pubertät ihre Sexualität sowie ihre Geschlechtsrolle und -identität und diese beiden Prozesse sind stark miteinander verknüpft (Sohlmann 2009, 3). Für Jugendliche mit geistiger Behinderung gehört dazu „einerseits die Auseinandersetzung mit sich selbst als behinderter Person und andererseits die Klärung der sexuellen Identität. Beides ist für die persönliche Entwicklung und für die eigene Zufriedenheit ungeheuer wichtig“ (ebd.).

Wesentlich im Prozess des Erwachsenwerdens und des Erwerbs einer Ich-Identität²⁰ ist die Gruppe der Gleichaltrigen. Von ihnen erhält man Anerkennung und Bestätigung, wovon sich das eigene Selbstbewusstsein nährt (Plaute 2006, 502). Die Situation von Jugendlichen mit geistiger Behinderung gestaltet sich hier etwas

²⁰ Identität, Körper-Ich und Körperwahrnehmung kann, so Lechleitner (2009, 33), erst dann entstehen, wenn man seinen Körper und dessen Kompetenzen genau kennt, denn dadurch erlangt man „Selbst-Sicherheit, Selbst-Vertrauen, Selbst-Bewusstsein“. Lechleitner (ebd.) stellt weiters fest, dass bei Menschen mit geistiger Behinderung oftmals „ein großes Defizit in der Eigenwahrnehmung und in ... Ausdrucksmöglichkeiten zu beobachten“ ist.

schwieriger: Sie werden „eher selten erotische Beachtung finden und womöglich sich selbst auch seltener als nichtbehinderte Jugendliche als attraktiv für andere empfinden“ (Plaute 2006, 502). Sie versäumen dadurch positive Anerkennung und Bestätigung von außen, die sie für die „Akzeptanz des eigenen Körpers und zum Aufbau eines stabilen Selbstbildes“ (Sohlmann 2009,4) gebraucht hätten. Dadurch kommt es meist zu einem geringeren Selbstbewusstsein bzw. können vermehrt Selbstzweifel am eigenen Körper auftreten (Plaute 2006, 502). Sie erhalten, laut Sohlmann (2009, 3) in dem Entwicklungsschritt einer unabhängigen, sexuellen Identität jedoch kaum Unterstützung.

Wie eingangs erwähnt, spielen Bezugspersonen einen nicht unwesentlichen Part, wenn es um das Thema Sexualität von Menschen mit geistiger Behinderung geht. Im Folgenden wird ihre Sicht auf das Thema dargelegt (Kapitel 2.2.1.2).

2.2.1.2 Umgang mit Sexualität und Sexualerziehung von Menschen mit geistiger Behinderung – Blick auf Bezugspersonen²¹

Menschen mit geistiger Behinderung fehlt es oft an Basiswissen über Themen wie ‚Selbstbefriedigung‘²² und ‚Sexualität mit einem/einer PartnerIn‘ (Mattke 2009, 361). Wissenslücken sind darauf zurückzuführen, dass die Themen für Bezugspersonen noch immer Tabus darstellen, worüber man mit Menschen mit geistiger Behinderung oftmals nicht spricht (Hoyler-Herrmann 2000, 70) bzw. für sie relevante Informationen viel zu kompliziert übermittelt (Wilken 2010, 7). Plaute (2006, 503) stellt daher fest,

²¹ Unter den Personenkreis der ‚Bezugspersonen‘/‚UnterstützerInnen‘, werden Eltern, LehrerInnen sowie MitarbeiterInnen der Behindertenhilfe verstanden, die mit dem Thema ‚Sexualerziehung bei Menschen mit geistiger Behinderung‘ konfrontiert werden. Laut Seefeld (1997, 438) sollte Sexualerziehung von Personen vermittelt werden, welchen die betroffenen Personen Vertrauen schenken, zu denen sie ein gutes Verhältnis pflegen und mit welchen sie viel Zeit verbringen. Professionelle Unterstützung in Form von Sexualassistenten wird hier nicht explizit angesprochen. Walter (2004) hat sich näher mit dem Thema ‚Sexualbegleitung und -assistenten‘ auseinandergesetzt.

²² Jugendliche ohne geistige Behinderung kommen oft über Selbstbefriedigung hin zum Sexualakt mit einem/r PartnerIn. Seefeld (1997, 434) hat für die Gruppe der Jugendlichen mit geistiger Behinderung festgestellt, dass bei ihnen diese Möglichkeit nicht gegeben ist: In einer Befragung hat sich herausgestellt, dass „17% der männlichen Jugendlichen unter 18 Jahren masturbieren, bei den weiblichen Jugendlichen konnte überhaupt keine Masturbation festgestellt werden“ (ebd.). Als Gründe dafür, dass Jugendliche mit geistiger Behinderung weniger masturbieren als Gleichaltrige sind bspw. Unwissenheit und Unerfahrenheit mit dem eigenen Körper anzuführen (ebd.).

dass Probleme in diesem Bereich maßgeblich durch fehlende sexuelle Aufklärung entstehen.

Menschen mit Behinderung wird im Artikel 23 (1b) der ‚Convention on the Rights of Persons with Disabilities‘²³ (United Nations 2006, [16]) das Recht auf Informationen und Aufklärung zugesprochen: „The rights of persons with disabilities ... to have access to age-appropriate information, reproductive and family planning education are recognized, and the means necessary to enable them to exercise these rights are provided.“ Das hat zur Konsequenz, dass sich Bezugspersonen „mit der Thematik der Sexualität von Menschen mit geistiger Behinderung ... auseinandersetzen sollten“ (Plaute 2006, 503).

Warum stellt das Thema von Seiten der Bezugspersonen überhaupt ein Problem dar? Wilken (2010, 7) versucht, dies damit zu beantworten, dass anerkannte pädagogische Methoden zumeist nicht angewendet werden können, ohne dass die eigene intime Privatsphäre offen dargelegt wird: „Lernen am Vorbild, die Aufteilung in kleinste Schritte und vor allem die Methode der Handlungsorientierung in der realen Lebenssituation“ sind schwieriger umsetzbar. Die Unsicherheit der UnterstützerInnen mit dem Thema an sich sowie die Unklarheit darüber, wie sie an das Thema herangehen bzw. wie sie Inhalte dazu vermitteln sollen, zieht einen großen Aufklärungsbedarf bei Menschen mit geistiger Behinderung nach sich. Mattke (2009, 363) fordert im Zuge dessen Fort- und Weiterbildungsmöglichkeiten für MitarbeiterInnen²⁴, um bestehende Unsicherheiten und Unklarheiten abzubauen und hilfreiche Hinweise zur Übermittlung von sexualpädagogischen Inhalten zu vermitteln. Die Vermittlung von Sachinformationen im Zuge von Seminaren ist insofern hilfreich, als dass Bezugspersonen in die Lage versetzt werden sollen, gestellte Fragen fachkundig zu beantworten. UnterstützerInnen dürfen sich bei sexueller Aufklärung nicht nur auf Reaktionen (Wünsche, Fragen von Menschen mit geistiger Behinderung) beschränken, sondern sollten *aktiv* aufklären, Probleme ansprechen und ihre Unterstützung anbieten (Seefeld 1997, 438). Voraussetzungen dafür sind die Bereitschaft zur Vermittlung von Informationen und auch zur Fort- und Weiterbildung in diesem Bereich.

²³ Dieses Übereinkommen wurde im Dezember 2006 verabschiedet und stellt „die erste verbindliche Völkerrechtsquelle, die die Menschenrechte behinderter Personen zum Thema hat“ (Degener 2009, 200), dar.

²⁴ Es wäre von Vorteil, wenn ein Großteil der Bezugspersonen Fort- und Weiterbildungsmöglichkeiten in Anspruch nehmen könnte.

Nach der Feststellung, dass Sexualität teilweise noch immer ein Tabuthema darstellt und Bezugspersonen sich daher in Form von Fort- und Weiterbildungsseminaren vermehrt diesem Thema widmen sollten, werden nun Sexualerziehung und darin verwendete Materialien vorgestellt.

Die AutorInnen Seefeld (1997, 438), Plaute (2006, 506) und Wilken (2010, 12) fordern für Menschen mit geistiger Behinderung Sexualerziehung bereits ab der frühesten Kindheit²⁵. Sexualerziehung sollte in der Kindheit beginnen und über die Jugendzeit bis ins Erwachsenenalter hinaus garantiert (Seefeld, 1997, 438; Wilken 2010, 12) und daher als „umfassende und nachhaltige Bildungs- und Erziehungsaufgabe“²⁶ (ebd., 8) verstanden werden. Mattke (2009, 364) stellt „die Notwendigkeit einer aktiven Sexualerziehung und -bildung“²⁷ im Bereich der Geistigbehindertenpädagogik ... außer Frage“ und sieht darin v.a. einen „Gewinn für die gesamte Persönlichkeitsentwicklung der Betroffenen sowie für ihre Bezugspersonen und die einschlägigen Institutionen.“ Sohlmann (2009, 4f) formuliert im Bereich der Sexualerziehung zwei heilpädagogische Aufgaben: Menschen mit geistiger Behinderung sollen erstens mitbestimmen können und zweitens eine geschützte Privatsphäre erhalten, die genügend Raum für entsprechende Gefühle und Sinneseindrücke lässt. Für die Umsetzung eines zeitgemäßen und zugleich praxisrelevanten Konzepts führt Plaute (2006, 504f) vier wesentliche Aspekte an: An erster Stelle steht dabei, dass in Herkunftsfamilien von Menschen mit geistiger Behinderung bzw. Institutionen der Behindertenhilfe Regeln zum Umgang mit der Thematik ‚Sexualität‘ festgelegt werden. Des Weiteren bedarf es eines positiven Klimas bei den UnterstützerInnen. Drittens sollte die Individualität gewahrt bleiben, das bedeutet, dass UnterstützerInnen ihre persönlichen Maßstäbe nicht umlegen können. Den vierten und letzten Punkt stellt die Vermittlung einer positiven Grundhaltung zur Thematik dar.

²⁵ Plaute (2006, 506) versteht unter Sexualerziehung von Kindern, dass sie im Alter von fünf bis sechs Jahren durch ihre Eltern (oder andere Bezugspersonen) mit Hilfe von Erklärungen über „geschlechtliche Vorgänge“ aufgeklärt werden sollen.

²⁶ Immerhin bezieht sich Erziehung und Bildung „auf alle Bereiche der menschlichen Existenz und somit auch auf den Bereich der Sexualität“ (Mattke 2009, 360).

²⁷ Laut Mattke (ebd.) befasst sich Sexualerziehung mit dem „gesamten Bereich des Wahrnehmens und Erlebens von Körperlichkeit, Emotionalität und Bedürfnissen, sowohl in Bezug auf den einzelnen Menschen als auch in Bezug auf Kontakte mit anderen.“

Zur sexuellen Aufklärung bedarf es auch geeigneter (Anschauungs-)Materialien²⁸, die auf die Bedürfnisse und Fähigkeiten von Menschen mit geistiger Behinderung abgestimmt sind, um sie an das Thema heranzuführen zu können (Wilken 2010, 10). Sie sind im Vergleich mit gleichaltrigen nichtbehinderten Menschen zumeist nicht in der Lage, relevante Informationen aus altersadäquaten Nachschlagewerken zum Thema Sexualität zu entnehmen (ebd.).

Zum Schluss zeigt sich mit Seefeld (1997, 435): „Wenn es überhaupt eine Spezifik sexuellen Verhaltens von Menschen mit geistiger Behinderung gibt, so liegt sie, wie auch in anderen Lebensbereichen, v.a. in einem höheren Bedarf an Hilfe und Unterstützung“ sowie der Bereitschaft von Bezugspersonen zu einer offenen Einstellung für relevante Themen.

2.2.2 (Paar-)Beziehungen

Im Folgenden werden zwischenmenschliche Beziehungen von Menschen mit geistiger Behinderung besprochen. Mit Beziehungen sind in dem Zusammenhang Freundschaften, sowie Paarbeziehungen gemeint. Recht auf Partnerschaft(en), Freundschaft(en) und damit verbunden Freizeitgestaltung sowie der Umgang von Bezugspersonen mit diversen Beziehungsformen werden hier ebenfalls thematisiert.

Erwachsene mit geistiger Behinderung, die in ihrer Familie leben, sind bei Freundschaften und Freizeitgestaltung meist auf Ressourcen ihrer Familie angewiesen²⁹ (wie etwa Zeit und Finanzen), während diejenigen, die in Einrichtungen der Behindertenhilfe leben, meist von ihren dortigen Bezugspersonen und dem jeweiligen Angebot abhängig sind.

Menschen mit geistiger Behinderung haben, wie alle anderen Menschen auch, ein Recht auf den Kontakt zu anderen Menschen, um mit ihnen Beziehungen

²⁸ Materialien der Bundesvereinigung Lebenshilfe (2009), bieten bspw. eine Gesprächsbasis für die Beratung von Menschen mit geistiger Behinderung und können als Hilfsmittel für UnterstützerInnen ebenfalls Verwendung finden (Wilken 2010, 10).

²⁹ Ergebnisse aus dem Projekt ‚Arbeit mit Behinderten‘ der Universität Bamberg ergaben, dass Eltern in vielen Fällen die gesamte Freizeit ihrer Söhne und Töchter kontrollierten und dies oft zur Vereinsamung führte (Schatz 2000, 132). Folgendes wurde im Projekt noch herausgefunden: „Die Kontakte zu Gleichaltrigen waren gering; ihre außerhäusliche Bewegungsfreiheit war v.a. abends sehr stark eingeschränkt“ (ebd.).

einzugehen. Schatz (2000, 133) sieht einen hohen Wert in der „Interaktion und Kommunikation mit der Umwelt ... hinsichtlich Normalisierung, Eingliederung und Integration und für die personale Entfaltung und Weiterentwicklung des Individuums.“ Infolgedessen bedeutet dies, dass Menschen ohne Kontakt zur Außenwelt ein Leben in Isolation und Einsamkeit fristen und nicht in die Gesellschaft integriert sind. Ein reduzierter Kommunikationsradius hat laut Schatz (ebd.) „zwangsläufig negative Auswirkungen auf die soziale Entwicklung, Integration und Zukunft der geistig behinderten Heranwachsenden und Erwachsenen.“ Um diesen Folgen entgegenwirken zu können, wäre ein ausgeglichenes und den Bedürfnissen angepasstes Freizeitprogramm, bei dem der Kontakt zu anderen Menschen (ohne geistige Behinderung) forciert wird, von Vorteil.

In partnerschaftlichen Beziehungen wird der Mensch „seiner selbst und seiner Bedeutung für andere bewußter“ (Hoyler-Herrmann 2000, 62). Die so gewonnene positive Erfahrung führt zur Weiterentwicklung der Ich-Identität, „denn zur Identität gehört immer auch die Identität der Geschlechtsrolle als Mann oder Frau“ (ebd.).

Menschen mit geistiger Behinderung werden von ihren Bezugspersonen bei Partnerschaften oft zu sehr *beschützt*, das kommt daher, dass sie vor Kummer und Enttäuschung, die eine Liebesbeziehung mit sich bringen kann, *bewahrt* werden sollen (Wilken 2010, 10). Diese beschützende Haltung hat ihren Ursprung meist schon im Kindesalter und setzt sich bis ins Erwachsenenalter fort. Es ist daher von entscheidender Bedeutung, „wie das Kind befähigt wurde, Freundschaften einzugehen und mit Zurückweisungen umzugehen. Dazu zählt auch ... mittels ‚Versuch und Irrtum‘ lernen zu dürfen“ (ebd., 12). Überbehütung durch Eltern und Personen der Behindertenhilfe hat zur Folge, dass Menschen mit geistiger Behinderung die positiven Seiten, wie Nähe und Sicherheit durch den/die jeweilige/n PartnerIn, verwehrt bleiben. Fehlende Erfahrungen in diesem Bereich verhindern auch den „Aufbau von Beziehungskompetenzen“ (Frey 2007, 11). Statt eines ‚Verbots‘ von Paarbeziehungen von Menschen mit geistiger Behinderung wäre, so Wilken (2010, 10), eine individuelle „Unterstützung bei Unsicherheit und im Falle von seelischen Kümernissen“ angebracht. Wie bereits im Zusammenhang des Entwicklungsschrittes hin zur sexuellen Reife und einer unabhängigen, sexuellen Identität erwähnt, brauchen Menschen mit geistiger Behinderung meist mehr

Unterstützung und Hilfe dabei. Erwachsene mit geistiger Behinderung brauchen außerdem ausreichend Privatsphäre, um einerseits Freundschaften zu gleich- und gegengeschlechtlichen FreundInnen zu pflegen und andererseits um ihr Intim- und Sexualleben ausleben zu können (Wilken 2010, 10).

Die Bedeutung eines/r Partner(s)In für Menschen mit geistiger Behinderung liegt darin, dass es sich dabei um eine Person handelt, die sich um einen bemüht und für einen da ist „aus Interesse an seiner ganz bestimmten, nicht austauschbaren Person“ (Hoyler-Herrmann 2000, 62). Der/die PartnerIn ist also nicht da, weil er/sie es als Aufgabe ansieht oder dafür entlohnt wird (wie etwa Familienangehörige oder Fachpersonen).

Nach der Wichtigkeit von Kontakten zur Außenwelt im Allgemeinen und Freundschaften sowie Partnerschaften im Speziellen, wird nun die Ehe behandelt. Partnerschaftliche Beziehungen werden oft durch eine Heirat *offiziell gemacht*. Die Beziehung zwischen zwei Menschen ist dann auch für alle – durch das Symbol des Ringes – sichtbar und für die meisten Menschen ein ganz ‚normaler‘ Schritt, um die bestehende Beziehung und das Zusammengehörigkeitsgefühl zu vertiefen. Das Recht von Menschen mit Behinderungen, eine Ehe einzugehen, ist in den ‚Convention on the Rights of Persons with Disabilities‘ (United Nations 2006, [15]) im Artikel 23 (1a) verankert: „The right of all persons with disabilities who are of marriageable age to marry ... on the basis of free and full consent of the intending spouses is recognized.“ Seefeld (1997, 434) hat Menschen mit geistiger Behinderung selbst zum Thema Ehe(wunsch) befragt. Ein Blick auf die Ergebnisse der Befragung zeigt, dass mehr als die Hälfte der Befragten (67%) die Ehe bejahten³⁰ und angaben, dass ihre Eltern den Ehewunsch eher ablehnen würden (ebd.). Seefeld (ebd., 436) interessierte sich auch für die Sicht der Eltern: Mehr als die Hälfte der Eltern (68%) von Kindern und Jugendlichen mit geistiger Behinderung würden den Ehewunsch akzeptieren, während Eltern von Erwachsenen diesen entschieden ablehnen³¹. D.h. die Befürchtung, von den eigenen Eltern in Sache Ehewunsch keine Unterstützung

³⁰ Die Begründung für diese Entscheidung fehlt jedoch. Seefeld (1997, 434) erklärt es damit, dass „die Vorstellung von Ehe weniger gegenständlich ist und die Artikulation ihrer Motivation ... schwerer fällt.“

³¹ Seefeld (ebd., 436) gibt in ihrem Text dafür keine Erklärung. Ganz im Gegenteil, sie regt an, zu hinterfragen, „ob bei den Eltern Erwachsener ... das Problembewußtsein stärker ausgeprägt ist oder Eltern von Kindern und Jugendlichen die Zukunft ihrer Kinder im Sinne einer Normalisierung optimistischer sehen.“

zu erhalten, deckt sich mit diesem Ergebnis, sobald das Thema relevant wird. MitarbeiterInnen in Behinderteneinrichtungen wurden ebenfalls zu ihren Einstellungen befragt und die Ergebnisse sehen folgendermaßen aus: Rund ein Viertel der MitarbeiterInnen (24%) waren der Meinung, „dass Ehen oder ‚eheähnliche‘ Verbindungen von Menschen mit geistiger Behinderung gefördert werden sollten“ (Seefeld 1997, 437). Drei Mal so viele (72%) haben angegeben, dass sie diese Beziehungsform akzeptieren würden.

Zusammenfassend ist das Bedürfnis nach Austausch mit anderen Personen nochmals hervorzuheben. Kontakte zur Außenwelt sind essentiell und sollten durch Bezugspersonen von Menschen mit geistiger Behinderung nach individuellen Möglichkeiten gefördert und unterstützt werden

2.2.3 Kinderwunsch und Motivation – die Zeit davor

Das vorliegende Kapitel behandelt den Wunsch von Menschen mit geistiger Behinderung nach einem eigenen Kind sowie den Umgang von Bezugspersonen mit diesem.

Wenn Menschen mit geistiger Behinderung sich ein Kind wünschen und diesen Wunsch auch gegenüber anderen Personen offen ansprechen, stehen sie oft vor der Situation, nicht ernst genommen zu werden bzw. wird von ihnen eine Rechtfertigung dafür erwartet. Im Zuge dessen wird ihnen auch meist „unterstellt, dass sie den Kinderwunsch nur deshalb entwickeln, um sich aus ihrer Rolle als ‚BehinderteR‘ zu emanzipieren³², um als erwachsener, normaler Mensch³³ akzeptiert zu werden“ (Kassoume/Köberl 2009, 1f). Pixa-Kettner und Bargfrede (2008, 74) führen an, dass der Wunsch als Ausdruck von fehlender Zuwendung und Konformität bzw. als Lebensaufgabe dargestellt wird. Sohlmann (2009, 6) weist u.a. darauf hin, dass ein

³² Sohlmann (2009, 6) führt bspw. an, dass die Bestätigung von Normalität den Versuch darstellen kann, die eigene Behinderung zu kompensieren.

³³ Hoyler-Hermann (2000, 76) sowie Pixa-Kettner und Bargfrede (2008, 74) führen ebenfalls an, dass der Kinderwunsch als Ausdruck von Normalität und Erwachsensein gesehen wird. D.h. es wird davon ausgegangen, dass Menschen mit geistiger Behinderung an ihrer eigenen Familie oder womöglich in ihrem Umfeld sowie in Medien erkennen, wie eine ‚normale‘ Familie auszusehen hat und deshalb versuchen diesem Idealbild nachzueifern.

eigenes Kind die Loslösung vom Elternhaus erleichtert und somit den Eintritt in eine neue, autonomere Welt ermöglichen würde.

Der Wunsch nach einem Kind wird bei Menschen mit geistiger Behinderung, wie auch bei Menschen ohne Behinderung, aus persönlichen und gesellschaftlichen Faktoren gespeist (Pixa-Kettner/Bargfrede 2008, 74). Seefeld (1997, 435) hat in ihrer Untersuchung festgestellt, dass über die Hälfte der befragten Männer mit geistiger Behinderung (57%) einen Kinderwunsch geäußert haben. Im Generationenvergleich von Jugendlichen und Erwachsenen mit geistiger Behinderung hat sich gezeigt, dass der Kinderwunsch mit dem Alter tendenziell geringer wird³⁴ (ebd.).

Wie gehen andere Menschen (Eltern, Fachleute der Behindertenhilfe) mit dem Kinderwunsch von Menschen mit geistiger Behinderung um? Wie aus den vorherigen Kapiteln hervorgeht, wird immer mehr dafür getan, dass Menschen mit geistiger Behinderung *ein Leben so normal wie möglich* führen können. Pixa-Kettner und Bargfrede (2008, 76) beschreiben jedoch den Umgang mit dem Kinderwunsch durch Bezugspersonen noch als recht hilflos. Die beiden Autorinnen halten fest, dass Betroffene meist kaum die Möglichkeit haben, ihre Wünsche zu äußern, geschweige denn sie mit einer anderen Person zu besprechen oder darüber zu diskutieren (ebd., 77). Menschen mit geistiger Behinderung werden mit ihrem Wunsch oftmals allein gelassen und eine Auseinandersetzung wird vermieden. Pixa-Kettner und Bargfrede (ebd.) sind jedoch der Ansicht, dass es „für einen angemessenen Entscheidungs- und Verarbeitungsprozess ... erforderlich [ist; K.L.], dass die Person in ihrem Wunsch ernst genommen wird und Gelegenheit hat, sich mit ihren Vorstellungen, Wünschen und Träumen auseinanderzusetzen, und zwar immer wieder.“ Das bedeutet, dass Bezugspersonen mit der betroffenen Person über den Kinderwunsch reden und das Gespräch immer wieder suchen sollten.

Die Motivation von Menschen mit geistiger Behinderung, ein eigenes Kind zu haben, ist vielfältig, muss individuell ernst genommen werden und unterscheidet sich kaum von der nichtbehinderter Menschen. Es darf ihnen keineswegs unterstellt werden, dass sie weniger relevante Gründe haben oder das Kind womöglich für ihren eigenen Zweck instrumentalisieren. Mayr-Möldner (2005, 85) sieht den Kinderwunsch als

³⁴ Seefeld (1997, 435) wirft die Annahme auf, dass „sich Erwachsene ihrer Behinderung stärker bewusst werden und dadurch ein größeres Problembewußtsein entwickeln.“

„eine sehr persönliche Angelegenheit“ an und stuft jeden „Versuch, diese Privatsphäre nicht zu akzeptieren, als ... äußerst problematisch und nicht vertretbar“ ein. Betroffene brauchen in dieser Situation ein ‚offenes Ohr‘, aktive Unterstützung und Beratung. Es fehlt ihnen oft an Informationen und Wissen zum Thema Kinder, Kinderwunsch sowie Kindererziehung: „Meist aufgewachsen bei ihren Eltern oder in einer Wohneinrichtung, leben sie relativ isoliert und sind abhängig von einem reduzierten Angebot an Weiterbildung, das ... selten die Themen Kinderwunsch und Elternschaft beinhaltet“ (Pixa-Kettner/Bargfrede 2008, 77). Wohlgensinger (2008, 12) sieht die Voraussetzung einer selbstbestimmten Entscheidung v.a. darin begründet, dass Menschen mit geistiger Behinderung „bezüglich des Kinderwunsches kompetent gemacht werden“ und versteht dies als Aufgabe der Heilpädagogik. ‚Kompetent machen‘ heißt in diesem Zusammenhang, dass Menschen mit geistiger Behinderung nicht nur darüber aufgeklärt werden sollten, wie ein Kind entsteht, sondern auch darüber, welche Konsequenzen (für das eigene Leben, die Partnerschaft und das Kind) daraus resultieren (ebd.). Sie sollen sich, wie das bei nichtbehinderten Menschen auch der Fall ist, bereits im Vorfeld über die Vor- und Nachteile einer Elternschaft Gedanken machen. Als anschauliches Beispiel für eine aktive Unterstützung eines Paares im Entscheidungsprozess kann der *Babysimulator*³⁵ genannt werden. Er ermöglicht eine ‚Elternschaft auf Probe‘: Man hat durch die lebensgroße Puppe, welche die üblichen und altersentsprechenden Bedürfnisse eines echten Babys nachahmt, die Möglichkeit, die unterschiedlichen Pflichten, die ein Baby mit sich bringt, vorab kennen zu lernen und die entsprechenden elterlichen Handlungen zu üben (Wilken 2010, 12).

2.2.4 Elternschaft – pro und contra

An dieser Stelle werden allgemeine Hinweise zur Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung gegeben, bspw. zu elterliche Kompetenzen, Lebenssituation der Eltern sowie der Trennungssituation von Eltern und Kind. Die Thematik der

³⁵ Interessierte LeserInnen können sich bei Pixa-Kettner und Bargfrede (2008, 81f) über das Projekt ‚Baby-Bedenkzeit-Elternsimulator‘ informieren. Das Projekt ist auch im Internet zu finden (Babybedenkzeit 2011). Als Zielgruppen werden Schulen, Beratungsstellen, Jugend- und Erziehungshilfe sowie Menschen mit Behinderungen ausgewiesen (ebd., [1]).

Vaterschaft sowie Aufgaben und rechtliche Gegebenheiten werden im nächsten Kapitel näher behandelt (Kapitel 3).

Menschen mit geistiger Behinderung haben ein Recht auf ein ‚ganz normales‘ Privat- und Familienleben. Dies wird ihnen bspw. in den ‚Convention on the Rights of Persons with Disabilities‘ anerkannt. Im Artikel 23 ‚Respect for home and the family‘ (United Nations 2006, [16]) heißt es dazu im Absatz 1a: „The right of all persons with disabilities who are of marriageable age ... to found a family on the basis of free and full consent of the intending spouses is recognized.“ Schulze (2011, 20) unterstreicht, dass dieses Recht „vor allem das Recht von Eltern für ihr behindertes Kind zu sorgen bzw. das Recht von Eltern, die eine Behinderung haben, für ihre Kinder zu sorgen“ umfasst. Im Folgenden wird ihnen auch die Entscheidung über die Anzahl der Kinder und die Abstände zwischen den Geburten selbst überlassen. Dies ist im Absatz 1b (United Nations 2006, [16]) folgendermaßen verankert: „The rights of persons with disabilities to decide freely and responsibly on the number and spacing of their children.“

Abgesehen von der rechtlichen Seite steht bei der Thematik anscheinend immer die Frage im Vordergrund, „inwiefern diese [Eltern mit geistiger Behinderung; K.L.] die erforderliche Kompetenzen besitzen, um die elterlichen Sorge verantwortlich zum Wohl des Kindes auszuüben“ (Pixa-Kettner/Sauer 2008, 219). Seefeld (1997, 436) stellte vor rund 14 Jahren eine gewisse Ablehnung dem Thema gegenüber fest und begründete dies damals mit „fehlenden Voraussetzungen von Menschen mit geistiger Behinderung für eine Elternschaft und die schlechten Entwicklungsbedingungen für das Kind.“ Elf Jahre später konstatieren Pixa-Kettner und Sauer (2008, 232f) einen Wandel und gehen von einer durchaus positiveren Sichtweise aus. Die beiden Autorinnen haben festgestellt, dass Menschen mit geistiger Behinderung elterliche Kompetenzen zuerkannt und eben nicht mehr von vornherein aberkannt werden, so wie das früher oft der Fall war (ebd.).

Elternschaft ist ein Prozess, der, laut Pixa-Kettner und Sauer (ebd., 233), durch unterschiedliche Einzelgrößen beeinflussbar ist, wie bspw. Intelligenzquotient³⁶, ‚adaptive skills‘ (Anpassungsfähigkeiten, lebenspraktische Fertigkeiten), intuitive

³⁶ Der Intelligenzquotient wird, so Pixa-Kettner und Sauer (2008, 233), erst ab einem Wert unter 55 relevant.

Kompetenzen³⁷, Erziehungsstil sowie soziale und gesellschaftliche Kontextfaktoren. Im Zusammenhang mit intuitiven Kompetenzen und Erziehungsstil lässt sich folgendes festhalten: „Die sog. intuitiven elterlichen Kompetenzen der ersten Lebensmonate können nach derzeitigem Kenntnisstand i.d.R. als gegeben vorausgesetzt werden. Allerdings lässt sich ein insgesamt restriktiver Erziehungsstil beobachten“ (Pixa-Kettner/Sauer 2008, 233). Wobei das soziale Umfeld, in dem sich eine Familie befindet, und die sozialen sowie gesellschaftlichen Kontextfaktoren eine nicht vernachlässigbare Größe darstellen: „Manche Schwierigkeiten von Familien mit geistig behinderten Eltern sind nicht primär durch die Behinderung, sondern vielmehr durch ungünstige Lebensbedingungen in Vergangenheit und Gegenwart bedingt“ (ebd.). Rohmann (2008, 138f) zeigt dazu deutlich die oft schwierige Lebenssituation von Eltern mit geistiger Behinderung auf:

„Oftmals haben die Eltern selbst kein intaktes Elternhaus erlebt und finanzielle Not, Gewalttätigkeiten oder Heimaufenthalte erfahren. Ihre Lebenssituation ist gekennzeichnet durch geringes Einkommen, niedrige berufliche Qualifikation, Arbeitslosigkeit, schlechte Wohnbedingungen und Abhängigkeit von sozialstaatlichen Institutionen.“

Auswirkungen (negative wie positive) des Erziehungsstils und sozialen Umfelds auf Kinder von Eltern mit geistiger Behinderung können unterschiedlich aussehen: So können sie bspw. „im Frühkindalter Entwicklungsverzögerungen aufzeigen, die vor allem die sprachliche, und darüber evtl. auch die kognitive Entwicklung betreffen“ (Pixa-Kettner/Sauer 2008, 233) – wobei es sich, so Kassoume und Köberl (2009, 4), dabei um Schwierigkeiten handeln kann, „die in ähnlicher Form bei sogenannten nicht behinderten Eltern aus ähnlichen sozialen und wirtschaftlichen Schichten vorkommen.“

Sohlmann (2009, 6) hat zur Kindererziehung festgestellt, dass „Kinder, zumindest solange sie noch klein sind, recht gut von geistig behinderten Müttern und Vätern betreut werden können. Es zeigt sich auch immer wieder, dass geistig behinderte Eltern in der Lage sind, Kinder groß zu ziehen, wenn sie dabei genügend unterstützt

³⁷ Unter intuitiven elterlichen Kompetenzen, verstehen Kassoume und Köberl (2009, 3) etwa „Sprechen in beruhigender Stimmlage, Streicheln, Herstellen von Blickkontakt“ mit dem/des Kind/es, d.h. Verhalten, Stimmung und Bedürfnisse des Kindes deuten und dementsprechend darauf reagieren können.

werden.“ Unterstützung erfahren Eltern mit geistiger Behinderung, die in einer Lebensgemeinschaft leben, zumeist in ambulanter Form: „Dies hat sicher zum einen den Grund, dass allein erziehende Mütter im Allgemeinen mehr Belastungen ausgesetzt sind und von daher mehr Unterstützung benötigen. Zum anderen gibt es in einigen stationären Einrichtungen nicht die Möglichkeit, den Vater mit aufzunehmen“ (Rohmann 2008, 142). Wilken (2010, 12) sieht den Vorteil einer begleiteten Elternschaft darin begründet, dass deren Pflichten und Aufgaben nun von mehreren Personen erbracht werden und somit „auf ein erweitertes Unterstützungs-Netzwerk verteilt und von diesem eingefordert“ werden kann. In den letzten Jahren haben sich immer mehr Einrichtungen auf Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung eingestellt und unterstützen sie in ihrem Vorhaben, mit ihren Kindern zusammenleben zu können (Rohmann 2008, 133)³⁸.

Trotz der Forcierung von Unterstützungsmöglichkeiten kommt es dennoch weiterhin zu (gewollten/ungewollten) Trennungen von Eltern und Kind³⁹ (ebd.). Rohmann (ebd., 143) kommt zum Schluss, dass bei diesem Schritt zumeist die MitarbeiterInnen in Einrichtungen der Behindertenhilfe sowie das Jugendamt eine treibende Kraft darstellen. Wobei Sohlmann (2009, 7) auf folgenden Aspekt hinweist: „Oft gelangen Eltern mit geistiger Behinderung selbst zur Einsicht, dass es für ihr Kind besser wäre, in einer Pflegefamilie aufzuwachsen.“ Sie erklärt das damit, dass diese Entscheidung meist zu einem Zeitpunkt getroffen wird, wenn das Kind aktiver wird und die Eltern erkennen, dass sie es nicht mehr alleine versorgen können (ebd.).

Nicht untergehen sollte (weil meist von Fachpersonen nicht mitbedacht), dass die Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung auch dann noch bestehen bleibt, wenn das Kind nicht mehr bei seinen Herkunftseltern lebt. Für Eltern mit geistiger Behinderung ist die Fremdunterbringung zumeist eine Art Schock und sie erleben es als „tiefgehenden Autonomieverlust“ (Rohmann 2008, 139) bzw. „Entmündigung“⁴⁰ (ebd.). Kastlunger (2009, [139]) berichtet von einem Pärchen mit

³⁸ Nähere Informationen zu unterschiedlichen Unterstützungskonzepten werden im Kapitel 4 genauer angeführt.

³⁹ Die Möglichkeit der Fremdunterbringung wurde früher, wie bereits in der Einleitung angeführt, meist als einziger Lösungsweg in Betracht gezogen (Rohmann 2008, 133).

⁴⁰ Die Sicht der Kinder auf die Trennung von den leiblichen Eltern wird an dieser Stelle nicht genauer thematisiert, nur soviel: „Die zentrale Problematik ... liegt darin, dass sie – besonders nach Verletzungen durch Gewalt oder Vernachlässigung – von den Kindern oft als (erneutes) Trauma erlebt wird. Die Kinder suchen die Schuld für das Scheitern der Familie bei sich selbst, empfinden die Trennung als Ausstoßung und Beweis für ihren vermeintlich geringen Wert“ (ebd.).

geistiger Behinderung, welches in die Entscheidungsfindung nicht einbezogen wurde und die Situation als „Kontrollverlust mit Ohnmachtsgefühlen“ empfanden. Rohmann (2008, 146; H.i.O.) kann im Prozess der Fremdunterbringung folgendes feststellen: „Die meisten Eltern werden über die bevorstehende Trennung *informiert*, und es wird versucht, sie von der Notwendigkeit der Fremdunterbringung zu überzeugen. Allerdings haben sie in der Regel nicht die Möglichkeit, das Pflegeverhältnis *mitzugestalten*.“ Das bedeutet, dass sie in diesen (für sie lebensverändernden) Prozess kaum einbezogen werden, womit die zuvor beschriebenen Gefühle nachvollziehbar werden. Ausgehend von dieser Situation formuliert Rohmann (ebd., 153) folgende Forderungen:

Eltern mit geistiger Behinderung sollen die Möglichkeit erhalten, „als kompetente Eltern respektiert zu werden; kompetente Eltern, denen ohne Skepsis und Misstrauen begegnet wird, die ihre Kompetenzen nicht erst unter Beweis stellen müssen. Es gilt, weiter an Unterstützungskonzepten zu arbeiten und Ideen für eine Form der Begleitung zu entwickeln, die geistig behinderten Eltern mit ihren Kindern ein selbstbestimmtes Leben mit so viel Freiraum wie möglich und so viel Unterstützung wie nötig ermöglicht, so dass Fremdunterbringungen immer weniger notwendig werden.“

Ob die getroffene Entscheidung – Fremdunterbringung ja oder nein? – für Eltern mit geistiger Behinderung und das Kind ‚richtig‘ oder ‚falsch‘ ist, kann kaum beantwortet werden und wird somit „womöglich immer ambivalent ausfallen“ (ebd., 152).

3. Vaterschaft

Das dritte Kapitel beinhaltet Informationen zum Vater-Werden/Sein (Kapitel 3.1), zur Rolle des Vaters (Kapitel 3.2), zur Beziehung zwischen Vater und Kind (Kapitel 3.3) sowie zur Vaterschaft von Männern mit geistiger Behinderung (Kapitel 3.4).

Matzner (2004, 13) hält fest, dass „die Person des Vaters sowie das Phänomen der Vaterschaft in wachsendem Maße in den Fokus verschiedener Wissenschaften“ gelangt. Wie in der Einleitung erwähnt, gewinnt die Rolle des Vaters seit den 1960er Jahren auch in der Pädagogik immer mehr an Bedeutung (Macha 1999, 11).

3.1 Vom Mann zum Vater: Übergang zur Vaterschaft

Vater-Werden ist keine einfache Aufgabe – so scheint es zumindest –, da es eine Situation im Leben eines Mannes ist, über die er keine Kontrolle hat: „Er mag Mit-Verursacher sein, aber das eigentliche Geschehen findet im Körper eines anderen Menschen statt“ (Burgess 1998, 167). Der Vater als „stille[r; K.L.] Teilhaber im Unternehmen der Elternschaft“ (ebd., 164)? Burgess (ebd., 164), Leiterin eines Instituts für Väterforschung, spricht damit die Tatsache an, dass ein Mann einen eher passiven Part während der Schwangerschaft einnimmt und daher, besonders am Anfang, die Rolle eines *Zuschauers* einnimmt.

Wie fühlt sich ein Mann, wenn er Vater wird? Was geht in ihm vor, wenn das Kind (k)ein Wunschkind ist? Burgess (ebd., 166), hält fest, dass werdende Väter „starken Gefühlsschwankungen unterworfen“ sind, wobei es darauf ankommt, ob das Kind ein Wunschkind ist oder nicht, da dies unterschiedliche Reaktionen auslöst: Ein Wunschkind löst beim Vater etwa Gefühle wie „Elan“, „Freude“ aber auch „Verantwortung und Angst“ (ebd.) aus und er spricht „über die Schwangerschaft mit fast denselben Worten“ (ebd.) wie die Mutter. Wenn das Kind jedoch *kein* Wunschkind ist, sind werdende Väter zumeist „erheblichen inneren Spannungen ausgesetzt“ (ebd., 167) und vermutlich überwiegen in dieser Situation (zumindest anfangs) eher negative Gefühle. Eine ablehnende Haltung kann sich im Laufe der Zeit verändern und die Väter kommen mit ihrem Kind besser zurecht, oder sie behalten diese Haltung bei und nehmen „eine neutrale oder sogar negative Einstellung“ (ebd., 164) gegenüber ihrem Kind ein. D.h. die Tatsache, ob das Kind (k)ein Wunschkind ist, wirkt sich auf die Gefühlswelt des Mannes beim Übergang zur Vaterschaft aus.

3.1.1 Vater-Werden – Vaterschaft als Prozess und Entwicklungsaufgabe

Familiengründung, genauer Vater- bzw. Mutter-Werden, kann mit Hurrelmann (2007, 37) als eine „Entwicklungsaufgabe⁴¹ des Erwachsenenalters“ bzw. „Übergang in die

⁴¹ Unter Entwicklungsaufgaben wird die „Umsetzung von körperlichen, psychischen, sozialen und ökologischen Anforderungen in den einzelnen Lebensphasen in individuelle Verhaltensprogramme“ (Hurrelmann 2007, 26f) verstanden. Hinzu kommt, dass an eine Person in der jeweiligen Lebensphase Erwartungen und Anforderungen von Außen herangetragen werden (ebd., 27). Hurrelmann (ebd.) hält

Partner- und Familienrolle“ bezeichnet werden. In der folgenden Abbildung werden die Entwicklungsaufgaben des Kindes-, Jugend- und Erwachsenenalters und damit einhergehende Statusübergänge abgebildet, wobei der für diese Arbeit relevante Abschnitt gekennzeichnet wurde:

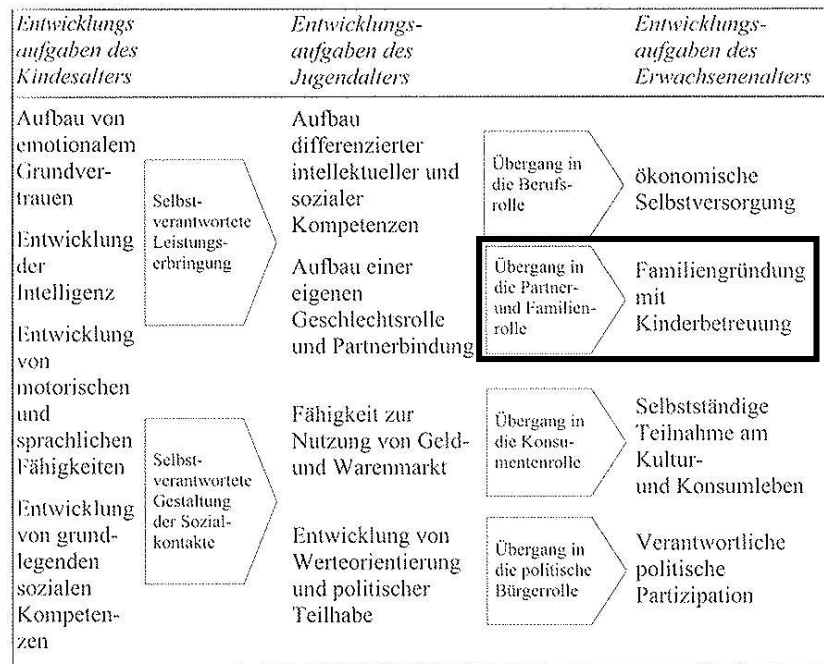


Abbildung 3: Idealtypische Darstellung der Entwicklungsaufgaben in drei Lebensphasen und dazwischenliegende Statusübergänge (Hurrelmann 2007, 37)

Laut Hurrelmann (2007, 27) wirkt sich die Art und Weise der Bewältigung einer Entwicklungsaufgabe, wie etwa der *Aufbau einer eigenen Geschlechtsrolle und Partnerbindung*, auf die Auseinandersetzung einer anderen Aufgabe einer späteren Lebensphase, wie etwa der *Familiengründung mit Kinderbetreuung*, aus. Die eben beispielhaft aufgezeigte Entwicklungsaufgabe des Jugendalters kann als bewältigt bezeichnet werden, wenn der „feste Aufbau einer Partnerbeziehung zum anderen (oder im selteneren Fall zum gleichen) Geschlecht ... vollzogen und die Möglichkeit einer Familiengründung ... gegeben“ (ebd., 28) ist. D.h. Männer (und Frauen) übernehmen beim Übergang vom Jugend- ins Erwachsenenalter u.a. idealtypisch die *Partner- und Familienrolle*. Aus der Sicht des französischen Kinder- und

fest, dass das Konzept der Entwicklungsaufgaben keineswegs ein starres Konstrukt darstellt, sondern einen durchaus dynamischen Charakter hat.

Väterforschers Le Camus (2001, 114) wird Vater-Werden als ein „Schritt in der persönlichen Vervollkommnung“ von Männern und als „Erfüllung ihrer Männlichkeit“ gesehen. Er beschreibt diesen Schritt als etwas Prozesshaftes und Generationenübergreifendes (ebd., 113f). Es bedeutet für den Mann, die „Beziehung wieder zu erleben, die er selbst als Kind im Lauf einer mehr oder weniger konfliktreichen Familiengeschichte hatte“ (ebd., 113). Er übernimmt somit die Rolle, die zuvor sein Vater innehatte, und dieser wird vom Vater zum Großvater, womit insgesamt drei Generationen an dem Prozess teilnehmen (ebd.).

3.1.2 Vater-Werden und Vater-Sein von Anfang an

Burgess (1998, 173) und Le Camus (2001, 95) sprechen sich für eine aktive Vaterrolle *von Anfang an*⁴² aus, d.h. dass Väter ab der Schwangerschaft ihrer Partnerin bzw. Geburt ihres Kindes aktiv anwesend und eben nicht mehr nur Zuschauer sein sollten. Die Sichtweise, dass Väter bei der Geburt anwesend sein sollten, wird in der Medizin laut Le Camus (ebd., 122f) erst seit etwa 40 Jahren vertreten, davor war ihre Gegenwart eher unerwünscht. Die Geburt war v.a. den Frauen (Mutter, Großmutter, Hebamme, Krankenschwester) vorbehalten (ebd., 122). Heutzutage nimmt der Vater zumeist bei Geburtsvorbereitungskursen teil und kann seine Partnerin auch während der Geburt unterstützen (ebd., 123). Die aktive Anwesenheit der Väter vor, während und nach der Geburt lösen bei Männern eine Art Genugtuung aus, denn nur wer dabei war kann, so Le Camus (ebd., 124), „das ‚wahre Glück‘, die ‚ekstatischen Momente‘ und die Phase intensiver Freude erleben.“ Burgess (1998, 173) vertritt außerdem die Annahme, dass zum Vater-Werden bzw. zur Übernahme einer aktiven Vaterrolle und zu einer wachsenden Beziehung zwischen Vater und Ungeborenem die vielfältige Auseinandersetzung mit den Themen Schwangerschaft und Geburt gehört⁴³. Le Camus (2001, 95) begründet die Forderung nach einer *aktiven Vaterrolle von Anfang an* u.a. folgendermaßen: „Bei

⁴² Le Camus (2001, 128) hat festgestellt, dass eine späte Vaterschaft, wenn der Vater nicht von Anfang an eine aktive Rolle gespielt hat, nicht gezwungenermaßen beim Kind Spuren hinterlässt. Er betont dennoch, dass es für alle Beteiligten wichtig ist, „dass der Vater so früh wie möglich mit dem Vatersein beginnt“ (ebd.).

⁴³ Burgess (1998, 173) versteht darunter bspw., dass werdende Väter ihre Frauen bei Untersuchungen begleiten und/oder sich vorab mit Büchern zum Thema Schwangerschaft, Geburt und Kindererziehung auseinandersetzen sollten.

vielen Vätern können sich Vatergefühl und eine echte Beteiligung an der Versorgung des Kindes besser entwickeln, wenn das Kind sichtbar ‚auf die Welt gekommen ist‘.“

3.2 Rolle des Vaters und Vaterrolle

Während im vorangehenden Abschnitt die aktive Vaterschaft von Anfang an propagiert wurde, folgen an dieser Stelle nun die Interaktions- und Förderungsmöglichkeiten von Vätern und vier zentrale Bereiche, in denen Väter ihre Kinder maßgeblich beeinflussen können (Kapitel 3.2.1). Anschließend daran werden Vatermodelle nach Le Camus (2006) vorgestellt (Kapitel 3.2.2).

3.2.1 Väterliche Aufgaben in der Kindererziehung

Limmer (2007, 248) führt an, dass Väter in den ersten Lebensjahren (zwischen 0-11 Jahren) v.a. das „Erkundungsverhalten – typischerweise im Kontext von Spielsituationen – ihrer Kinder“ fördern können. Besonders interessant ist, dass Limmer klar zwischen den Geschlechtern und deren Interaktionsangeboten in dieser Lebensphase differenziert, da er davon ausgeht, dass Väter und Mütter unterschiedliche Lebensbereiche ansprechen: Väter fördern danach eher die körperliche Komponente⁴⁴, bspw. im „körperbetonten Spiel“ (ebd., 249), wodurch Kinder lernen, mit starken Emotionen umzugehen (ebd.). Im Jugendalter (zwischen 12-18 Jahren) fördern Väter die Entwicklung ihrer Kinder zur Autonomie maßgeblich dadurch, dass sie „ihren Nachwuchs als weniger hilfsbedürftig einschätzen als Mütter“ (ebd.).

Le Camus (2001, 156) zählt vier Bereiche innerhalb der Alltagsstruktur auf, in denen der Vater seine Kinder positiv beeinflussen könnte/sollte: Hausarbeit, Versorgung, Früherziehung sowie Freizeit. Einerseits hätte er somit mehr Gelegenheiten, mit seinen Kindern Zeit zu verbringen und andererseits könnte er seine Partnerin entlasten (ebd., 157). Laut Volz (2007, 209) sehen sich Väter vordergründig in der Rolle des ‚Familienerhalters‘ und sind somit für den „finanziellen Rahmen der Familie zuständig.“ Sie könnten es daher ablehnen, Tätigkeiten in den Bereichen Hausarbeit,

⁴⁴ Limmer (2007, 249) führt an, dass bei Müttern im Gegensatz dazu eher „die Organisation des Alltags und pflegerische Aspekte im Vordergrund sowie die Förderung der kognitiven Entwicklung durch Unterstützung beim Lernen und der Bewältigung schulischer Anforderungen.“

Versorgung oder Früherziehung zu übernehmen. Wobei Guggenbühl (2005, 55) in seinem Beitrag zur *1. Österreichischen Väterkonferenz* im Jahr 2004 fordert, dass es die Aufgabe der Männer sei, „alle Domänen, alle Territorien, alle Tätigkeiten – sowohl weiblich als auch männlich – ausüben [zu; K.L.] können. Dass also jede Position, jede Funktion sowohl für den Mann als auch für die Frau da sind.“ Le Camus (2001, 160) geht mit dieser Aussage konform und weist daraufhin hin, dass Väter in allen Bereichen einen wichtigen Beitrag leisten können: „Kein Bereich darf ihm verschlossen bleiben, nichts ist nur der Mutter vorbehalten, auf allen Gebieten der Entwicklung des Kindes ist seine Mitwirkung wichtig.“

3.2.2 Vätermodelle nach Le Camus (2006)

Le Camus differenziert in seinem Werk ‚Vater sein heute‘ (2006) vier Modelle von Vaterschaft: Ein eher klassisches Konzept, das aber bis in unsere Zeit hineinreicht, ist „der strenge Vater“ (Le Camus 2006, 14), der einen autoritären Erziehungsstil an den Tag legt. Die Erziehung des Kindes ist zwar Aufgabe von beiden Elternteilen⁴⁵, doch findet quasi eine zeitliche Trennung der Übernahme der elterlichen Pflichten statt. Der Nachteil dieses Modells ist darin begründet, dass der Handlungsspielraum des Vaters stark eingeschränkt ist.

Zwei wesentlich häufigere Modelle heutzutage sind „der fürsorglich, bemutternde Vater“ (ebd.) sowie „der befreite oder alternative Vater“ (ebd.). Die Rolle *des fürsorglich, bemutternden Vaters* ist mit der einer Mutter zu vergleichen, da er alle anstehenden Aufgaben übernimmt. Dieser Vater ist von Anfang an engagiert und teilt sich im Idealfall mit der Mutter des Kindes die Erziehungsverantwortung in gleichen Teilen (ebd., 42). Der *befreite oder alternative Vater* wendet sich vom traditionellen Rollenbild⁴⁶ ab. Der Vater, der hier beschrieben werden soll, „ist ein Vater, der sich entschlossen hat, Vater zu sein, präsent zu sein“ (ebd., 79). Le Camus (ebd., 118f) ist der Ansicht, dass die Rollen dieser beiden Vätertypen bedroht sein könnten, wenn

⁴⁵ Die Mutter ist vorwiegend für die erste Zeit verantwortlich und übernimmt u.a. die Aufgabe der Wissensvermittlung (Le Camus 2006, 30). Im Gegensatz dazu steigt der strenge Vater erst spät in die Kindererziehung ein und wirkt dann v.a. „gefühlsmäßig distanziert und streng“ (ebd.).

⁴⁶ Typische Familienstrukturen werden aufgebrochen und an ihre Stelle treten andere Modelle: Unverheiratete Elternpaare, Patchwork- bzw. Stieffamilien sowie Familien mit einem gleichgeschlechtlichen Elternpaar (ebd., 79).

die Unterscheidung zwischen Mann und Frau verschwimmt und sie den Kindern dann nicht mehr klar vermittelt werden kann.

Der vierte Vaternotypus ist „der präsente Vater“ (Le Camus 2006, 14). Le Camus (ebd., 118) beschreibt diesen Vater mit Eigenschaften wie etwa „engagiert, verfügbar, teilnahmsvoll“ sowie „verantwortlich“ und nicht nur kurzzeitig bzw. zeitweise als Vater aktiv sondern „dauerhaft.“ Vater-Sein bedeutet in diesem Zusammenhang: „Etwas von seiner Zeit, seiner Energie, seinem Wissen zu verschenken; es heißt, etwas von sich selbst zu schenken, um es mit seinem Kind zu teilen, in einer selbstlosen Haltung, die nichts zurückfordert“ (ebd.).

Abschließend dazu lässt sich feststellen, dass diese eben beschriebenen Vaternotypen wie „Punkte auf einer Karte“ (ebd., 15) zu verstehen sind: Sie „weisen in verschiedene Richtungen, doch in der Praxis kann es Annäherungen, Zickzackkurse und Richtungsänderungen geben“ (ebd.).

3.3 Vater-Kind-Beziehung in der Triade Vater-Mutter-Kind

Nach der Beschreibung des Übergangs von der Rolle als Mann zu der Rolle als Vater sowie der Darstellung väterlicher Aufgaben in der Kindererziehung wird im vorliegenden Kapitel die Beziehung zwischen Vater und Kind in der Triade Vater-Mutter-Kind dargestellt. Der Fokus dieses Kapitels soll auf unterschiedliche Lebenssituationen gelegt werden: Lebt der Vater mit seinem Kind zusammen (Kapitel 3.3.1) oder ist er von seinem Kind getrennt (Kapitel 3.3.2), da sich dies vermutlich auf den Gehalt der Vater-Kind-Beziehung auswirken kann. Die hier angeführten Informationen beruhen auf Studien und Untersuchungen der allgemeinen Väterforschung, da es keine Informationen zur Situation von Vätern mit geistiger Behinderung dazu gibt.

In früheren Theorien zum Beziehungsgefüge und der Aufgabenverteilung in der Familie wird oft davon ausgegangen, dass der Vater am Beginn des Lebens seines Kindes keine besondere Rolle einnimmt. Für diese Phase, in der v.a. Pflegeaufgaben übernommen werden, wird die Mutter als die einzige Bezugsperson angesehen. Der Vater hingegen wird entweder erst in späteren Entwicklungsschritten relevant oder fungiert gelegentlich als Spielkamerad seiner Kinder (Drinck 2005, 92, 95; Le Camus

2006, 30). Laut Limmer (2007, 247) soll es heutzutage jedoch als gesichert gelten, dass „Kinder von Geburt an zu mehr Personen eine Beziehung aufnehmen können und die Interaktion in der Triade mit beiden anwesenden Eltern aktiv mitgestalten.“ Le Camus (2001, 96) geht mit dieser Aussage konform, wenn er im Zusammenhang mit der frühen Vater-Kind-Beziehung darauf hinweist, dass das Kind von Anfang an „nicht nur empfindlich für die Gegenwart und den Einfluss seines Vaters [ist; K.L.], sondern auch in der Lage, seinerseits die ersten Interaktionen, also die nonverbalen Beziehungen, zu beeinflussen.“ Das bedeutet, dass Vater und Kind von Anfang an eine wechselseitige Beziehung, unabhängig von der Beziehung des Kindes zur Mutter, aufbauen können. Im ersten halben Jahr lernt das Kind seine Eltern voneinander zu unterscheiden und mit jedem Einzelnen auf unterschiedliche Art und Weise in Kontakt zu treten (ebd., 97).

3.3.1 Lebens- und Beziehungssituation: Vater und Kind(er) leben gemeinsam in einem Haushalt

Im Folgenden wird jene Vater-Kind-Beziehung dargelegt, in der der Vater anwesend ist. Es werden einerseits die Vorteile einer *Dreiecksbeziehung* (Vater-Mutter-Kind) aufgezeigt und andererseits die Bedeutung des Vaters für die kindliche Entwicklung sowie die Bedeutung des Kindes für das Leben des Vaters herausgearbeitet.

Der Vater wird in psychoanalytischen Theorien oft als eine Art *Instanz* beschrieben, die sich außerhalb der Mutter-Kind-Beziehung befindet. Aus dieser Position heraus, ermöglicht er dem Kind, den Weg in die Außenwelt zu finden und eröffnet somit die enge „Mutter-Kind-Dyade zur Triade“ (Metzger 2002, 30). In der Triade findet das Kind die Möglichkeit, gleich mehrere Sichtweisen wahrzunehmen, womit es einen *Weitblick* erreicht, der durch die Zweierbeziehung allein mit der Mutter vermutlich nicht möglich wäre (ebd., 31). Eltern haben durch die Form einer Triade wiederum die Möglichkeit, sich beim Kontakt mit ihrem Kind abzuwechseln, zu beeinflussen und gegenseitig zu ergänzen (Grossmann u.a. 2002, 65), wodurch das Kind aus Situationen mit jeweils einem Elternteil und dann wiederum mit beiden Elternteilen lernen und neue Erfahrungen machen kann. Heberle (2006, 39) unterstreicht in diesem Zusammenhang auch die Bedeutung der elterlichen Beziehung, wenn sie darauf eingeht, dass diese „das emotionale Klima der ‚fördernden Umwelt‘ und ... das Erfahrungsmodell einer ‚Beziehung‘“ darstellt. Das bedeutet, dass die Beziehung

zwischen Vater und Mutter, die das Kind in der Triade eigentlich nicht direkt betrifft, doch indirekten Einfluss auf dessen Leben und Erfahrungsschatz nimmt und somit eine wichtige Bezugsgröße darstellt.

Metzger (2002, 35) kommt bei seinen Beobachtungen von Kleinkindern zur Ansicht, „dass der Vater in bestimmten Entwicklungsphasen [des Kindes; K.L.] gesucht und gebraucht wird.“ Kinder brauchen bereits in frühen Phasen nicht nur die Mutter als Ansprechperson, sondern auch den Vater in ihrem Leben. Grossmann u.a. (2002, 67) kommen ebenfalls durch Beobachtungen zu einer weiteren Erkenntnis, nämlich dass der Vater „schon in der frühen Kindheit eine große Bedeutung für die weitere sozioemotionale Entwicklung⁴⁷ seines Kindes“ innehat. Es ergeben sich für den Vater, während der Entwicklung seines Kindes, somit viele Bedeutungen. Er ist bspw. „immer der Mann im Leben des Kindes, in positiver wie auch in negativer Konnotation, und er kann diese Rolle mit vielfältigen Inhalten gestalten“ (Metzger 2006, 330). Das bedeutet, dass der Vater „eine differenzierte Haltung einnehmen [kann; K.L.], die sowohl fordernde und begrenzende wie auch zärtliche und haltende Elemente enthält“ (ebd.). Metzger (ebd.) unterstreicht bei seiner Beschreibung von Vaterschaft auch eine Form der *väterlichen Offenheit*, die für beide, Vater wie auch Kind, einen großen Gewinn darstellen kann. Der Einfluss des Vaters auf sein Kind ist möglicherweise nicht von Anfang an mit der Qualität und Quantität mit der der Mutter vergleichbar, „aber er wird mit zunehmendem Alter des Kindes deutlich nachweisbar“ (Grossmann u.a. 2002, 67). In umgekehrter Richtung sind Kinder auch eine Bereicherung für ihre Väter und nehmen Einfluss auf deren Leben: „Im Zusammensein mit dem Kind begegnen sie [die Väter; K.L.] sich selbst, ihrer eigenen Geschichte, ihrer Erfahrung mit den eigenen Eltern“ (Metzger 2006, 314). Vater zu werden, ist ein einschneidendes Erlebnis im Leben eines Mannes, unabhängig davon, wie sich die Beziehung zu seinem Kind entwickelt.

In der Vaterforschung hat sich zwar herausgestellt, dass in der Vater-Kind-Beziehung die Qualität der Beziehung und nicht die Quantität der gemeinsamen Stunden ausschlaggebend ist (Limmer 2007, 264), da es bei Vätern mit geistiger Behinderung

⁴⁷ Anhand der Spielsituation kann dies bspw. verdeutlicht werden, da sich, wie Grossmann u.a. (2002, 64) beschreiben, eine ‚gute Spielbeziehung‘ zum Vater positiv auf spätere zwischenmenschliche Beziehungen und das Selbstvertrauen des Kindes auswirken kann.

jedoch immer noch allzu oft zur Trennung zwischen ihnen und ihren Kindern kommt, ist es wichtig, auch die Möglichkeiten der Vater-Kind-Beziehung in dieser etwas schwierigeren Situation genauer in Betracht zu ziehen.

3.3.2 Lebens- und Beziehungssituation: Vater und Kind(er) leben getrennt voneinander

Dieses Kapitel beinhaltet Informationen zur Vater-Kind-Beziehung, wenn Vater und Kind nicht (mehr) in einem Haushalt leben sowie mögliche Folgen dieser Lebenssituation auf das Kind und dessen Entwicklung.

Die Trennung kann auf unterschiedlichen Ursachen beruhen, bspw. wenn der Vater gestorben ist, aus dem gemeinsamen Haushalt ausgezogen ist, aufgrund des Berufes zeitlich begrenzt von seinem Kind getrennt lebt (Limmer 2007, 243) oder das Kind dem Vater durch das Jugendamt entzogen wurde⁴⁸. Hierbei handelt es sich lediglich um vier Gründe, warum der Vater am Alltag seines Kindes nicht (mehr) teilnehmen kann. An dieser Stelle sei jedoch noch anzumerken, dass es weitere Konstellationen gibt, die unterschiedliche Variationen hervorbringen: „Die Bandbreite reicht von Kindern, die ihren Vater nie kennen gelernt haben, weil er sich bereits vor der Geburt von der Mutter trennte oder er von der Schwangerschaft nie erfuhr bis hin zu Familien, in denen sich der Vater nach der Trennung stärker als zuvor für seine Kinder engagiert“ (ebd., 252).

Wie wirkt sich die Trennung vom Vater auf das Kind aus? Welche Konsequenzen sind für die kindliche Entwicklung zu erwarten? Ganz allgemein ist festzuhalten, dass sich für das Kind durch die Trennung der Eltern einiges verändert. Diese neue Situation bringt erhöhte Anforderungen mit sich, welche das Kind bewältigen muss (Metzger 2002, 41). „Das Kind hat den Verlust der bisher vertrauten Umgebung, des elterlichen Paares zu bewältigen“ (ebd.). Limmer (2007, 261) stellt fest, dass Kinder, deren Väter nicht (mehr) anwesend sind, viel mehr durch das fehlende finanzielle als durch das fehlende soziale Kapital des Vaters⁴⁹ negative Konsequenzen erleben. Die

⁴⁸ Limmer (2007, 261) gibt an, dass sich die Forschung „auf Väter, die nach Trennung oder Scheidung getrennt vom Kind leben“, konzentriert.

⁴⁹ Limmer (ebd., 244) definiert das finanzielle und soziale Kapital gegenüber seiner Kinder folgendermaßen: „Das finanzielle Kapital von Vätern umfasst die Einkommensseite und alle damit

Bedeutung des finanziellen Kapitals geht so weit, dass zwischen diesem und der Regelmäßigkeit der Interaktion zwischen Vater und Kind ein Zusammenhang besteht: „Getrenntlebende Väter, die regelmäßig Transferleistungen erbringen, stehen deutlich häufiger im Kontakt mit ihren Kindern als Väter, die sich unregelmäßig oder gar nicht am Unterhalt des Kindes beteiligen“ (Limmer 2007, 258). Für Scheidungskinder zeigt Limmer (ebd., 253) v.a. negative Konsequenzen im schulischen Bereich auf und zeichnet dies in Form einer Abwärtsspirale bis ins Erwachsenenleben fort. Ein weiteres relevantes Gebiet stellt die Geschlechtsrollenentwicklung⁵⁰ bei Kindern dar, diese soll nämlich durch die Abwesenheit des Vaters ebenfalls beeinträchtigt sein (ebd., 255). Schon (2002, 27; H.i.O.) prognostiziert u.a. für „Erwachsene, die als Kinder kein vollständiges und überwiegend positiv getöntes Beziehungsdreieck [Vater-Mutter-Kind; K.L.] erlebten, häufig *Schwierigkeiten im Umgang mit der eigenen Elternschaft*.“

In der Studie ‚Scheidungsfolgen für Männer‘ des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (2003, 21) wird darauf hingewiesen, dass nur „der regelmäßige und intensive Kontakt mit dem getrennt lebenden Vater ... die Voraussetzung für die optimale Entwicklung des Kindes“ bieten kann. Nach Limmer (2007, 252) wünschen sich auch die Kinder selbst v.a., dass der Kontakt zum Vater nicht abbricht und er weiterhin einen Teil der Familie darstellt.

Wie erwähnt, ist die Qualität der Beziehung ausschlaggebend für die Bedeutung der Vater-Kind-Beziehung. Limmer (ebd., 265) schlägt daher vor, „Angebote für Väter zu entwickeln, in denen vermittelt wird, wie sie eine gute Beziehung zu ihrem Kind herstellen können.“ Dieses Angebot wäre für „getrenntlebende Väter oder Väter, die aufgrund hoher beruflicher Mobilitätsanforderungen selten Zuhause sind“ (ebd.). Diese Unterstützung in der Ausübung der väterlichen Rolle sowie der Vater-Kind-Beziehung wäre für Väter mit geistiger Behinderung ebenfalls hilfreich und empfehlenswert.

verbundenen Möglichkeiten der Förderung von Kindern... . Alle Ressourcen, die aus Interaktionserfahrungen mit dem Vater und dessen sozialen Beziehungen erwachsen, werden als soziales Kapital bezeichnet.“

⁵⁰ Bei Jungen können Schwierigkeiten bei der Entwicklung ihrer Geschlechtsidentität und Mädchen bei der Bestätigung ihrer Geschlechtsrolle entstehen (Limmer 2007, 255).

3.4 *Vaterschaft von Männern mit geistiger Behinderung – rechtliche Aspekte zur Vaterschaft*

Wie bereits erwähnt, ist Väterforschung im Allgemeinen ein eher neues Thema, während die Fokussierung auf Väter mit geistiger Behinderung m.E. als ‚weißer Fleck‘ in der Forschungslandschaft bezeichnet werden kann. In der vorliegenden Arbeit konnten daher kaum gesicherte bzw. abgeklärte Daten, noch handfeste Informationen zum Thema dargelegt werden. An dieser Stelle wird dennoch versucht, ein nachvollziehbares *Bild* von Vaterschaft von Männern mit geistiger Behinderung zu konstruieren bzw. Bereiche anzusprechen, die bei diesem Thema bedacht werden müssen. Fragen, die sich an diesem Punkt stellen, sind folgende: Wie gestaltet sich die Vaterrolle/Vaterschaft eines Mannes mit geistiger Behinderung? Inwiefern ist die Vaterrolle/Vaterschaft eines Mannes mit geistiger Behinderung *anders* als die eines Mannes ohne geistige Behinderung? Welche Aufgaben übernehmen sie in ihrer Vaterrolle? Können sie einem der vier Vätertypen von Le Camus zugeordnet werden bzw. müssen möglicherweise bestehende Modelle verändert und/oder ergänzt werden, um sie somit um eine *neue* Facette zu bereichern?

Wie bei Vaterschaft von Männern ohne geistige Behinderung kann auch hier nicht von *der* Vaterschaft gesprochen werden. Es besteht daher generell die Möglichkeit, Väter mit geistiger Behinderung allen vier Vatermodellen von Le Camus (2006) zuzuordnen. Die Ausgestaltung der Vaterrolle ist von vielen individuellen Faktoren der jeweiligen Lebenssituation abhängig, wie etwa Wohnen, Beziehung und Arbeit. Hinzu kommt noch, dass die Betreuungs- und Unterstützungssituation der Männer Einfluss auf die tatsächlichen Möglichkeiten einer Vaterschaft von Männern mit geistiger Behinderung nimmt. Es kommt darauf an, ob der Mann bei seinen Eltern, in einer Einrichtung der Behindertenhilfe oder möglicherweise in einer eigenen (betreuten) Wohnung lebt und damit einhergehend wie viel Unterstützung er erhält. Entscheidend ist auch, ob der Vater mit der Mutter des Kindes (noch) liiert ist bzw. ob er mit dem Kind in einem eigenen Haushalt lebt oder nicht. Falls eine Trennung vom Kind erfolgt ist, ist entscheidend, ob der Vater bei dem Entscheidungsprozess miteinbezogen oder ob über seinen Kopf hinweg entschieden wurde. In diesem Zusammenhang sind auch die jeweiligen Beziehungsmöglichkeiten eines Vaters relevant, die sich dadurch äußern können, ob er das Kind sehen kann, in welchen

Abständen er das Kind trifft und welche Aufgaben/Rolle er dabei einnehmen kann. Im finanziellen Bereich ist zu beachten, ob er sein eigenes Geld verdient, in einer Werkstatt arbeitet und somit nur ein geringes Taschengeld erhält oder ob er vielleicht sogar besachwaltet⁵¹ ist. Jede individuelle Möglichkeit konnte hier natürlich nicht berücksichtigt werden, aber es zeigt sich schon jetzt, dass es eine große Bandbreite an Faktoren gibt, die die Möglichkeiten von Vätern mit geistiger Behinderung eröffnen bzw. einschränken können.

Wovon meiner Meinung nach ausgegangen werden kann, ist, dass der werdende Vater mit geistiger Behinderung ebenfalls starken Gefühlsschwankungen (positive wie negative Gefühle) seinem (Wunsch-)Kind gegenüber unterworfen ist, da es für den Mann ein (besonderes) Erlebnis darstellt, Vater zu werden oder zumindest sich etwas in der Lebensbiographie verändert. Der bereits erwähnte Babysimulator (Eltern auf Probe) könnte verwendet werden, um Vätern mit geistiger Behinderung so die wesentlichen Punkte für die Säuglingspflege zu vermitteln. Väter mit geistiger Behinderung sollten auch von Anfang an, in das Geschehen involviert sein und eine aktive Rolle übernehmen, um mit dem Kind eine Verbindung eingehen zu können. Wie viel er bei der Kindererziehung einbringen bzw. übernehmen kann, ist vermutlich auch von seiner eigenen Selbständigkeit und seinen Möglichkeiten abhängig. Wie bereits beschrieben, hat Sohlmann (2009, 6) dazu angeführt, dass Kleinkinder „recht gut von geistig behinderten ... Vätern betreut werden können.“ Kinder können in dieser Zeit von ihren Vätern v.a. durch das „körperbetonte Spiel“ (Limmer 2007, 249) gefördert werden und dazu sind Väter mit geistiger Behinderung Großteils ebenso in der Lage wie Väter ohne geistige Behinderung.

Der folgende Teil soll einen Überblick über rechtliche Aspekte zum Thema Vaterschaft verschaffen. Wie ist die elterliche Sorge gesetzlich geregelt? Wer kann, aus welchem Grund die Erziehung des Kindes übernehmen und was ist mit dem oft verwendeten Begriff des *Kindeswohls* gemeint? Welche rechtlichen Möglichkeiten haben Männer als Väter? Für die Beantwortung dieser Fragen wurde das

⁵¹ Die Bestellung eines Sachwalters für einen Menschen mit Behinderung ist im ABGB folgendermaßen erläutert: „Vermag eine volljährige Person, die an einer psychischen Krankheit leidet oder geistig behindert ist (behinderte Person), alle oder einzelne ihrer Angelegenheiten nicht ohne Gefahr eines Nachteils für sich selbst zu besorgen, so ist ihr auf ihren Antrag oder von Amts wegen dazu ein Sachwalter zu bestellen“ (§ 268a, Abs. 1, ABGB).

Österreichische Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch (ABGB 2011) herangezogen⁵². An dieser Stelle werden Gesetzestexte zu Themen wie bspw. elterliche Sorge, Gefährdung des Kindeswohls, Entziehung und Einschränkung der Obsorge, Vaterschaft, Vaterschaftsfeststellung sowie Sachwalterschaft aufgezeigt.

Eltern sind laut dem Gesetz dazu verpflichtet, für ihre Kinder zu sorgen (§ 137, Abs. 1 ABGB). Die Obsorge über das Kind beinhaltet Pflege, Erziehung⁵³ und Vermögensverwaltung sowie „die gesetzliche Vertretung in diesen Bereichen“ (§ 144 ABGB). In diesem Zusammenhang sieht das ABGB vor, dass nur voll geschäftsfähige Eltern das Recht und die Pflicht haben, das Vermögen zu verwalten und das Kind zu vertreten (§ 145a, ABGB). Die elterlichen Rechte sowie Pflichten sind vor dem Gesetz zwischen Vater und Mutter gleich (§ 137, Abs. 3 ABGB).

Eine dritte Person kann in die elterliche Erziehung nur dann eingreifen, wenn „dies durch die Eltern selbst, unmittelbar auf Grund des Gesetzes oder durch eine behördliche Verfügung gestattet ist“ (§ 137a ABGB). Hier wird oft die ‚Berücksichtigung des *Wohles des Kindes*‘ als ausschlaggebende Komponente genannt, dies wird im Paragraph 178a folgendermaßen dargelegt: „Bei Beurteilung des Kindeswohls sind die Persönlichkeit des Kindes und seine Bedürfnisse, besonders seine Anlagen, Fähigkeiten, Neigungen und Entwicklungsmöglichkeiten, sowie die Lebensverhältnisse der Eltern entsprechend zu berücksichtigen“ (§ 178a, ABGB). Die Erläuterung des Kindeswohls bezieht persönliche Aspekte des Kindes sowie die Situation der Eltern mit ein, wobei dies recht allgemein gehalten ist und somit viel Spielraum für Interpretation und Auslegung lässt.

⁵² Hier v.a. die Inhalte des ersten Teils: *Von dem Personen-Rechte*, genauer gesagt das darin enthaltene dritte Hauptstück: *Von den Rechten zwischen Eltern und Kindern* (ABGB §§ 137-186a) und auszugsweise auch das vierte Hauptstück: *Von der Obsorge einer anderen Person* (ABGB §§ 187-267) sowie das fünfte Hauptstück: *Von der Sachwalterschaft, der sonstigen gesetzlichen Vertretung und der Vorsorgevollmacht* (ABGB §§ 268-284h).

⁵³ Pflege (und Erziehung) umfasst laut Paragraph 146 „besonders die Wahrnehmung des körperlichen Wohles und der Gesundheit sowie die unmittelbare Aufsicht, die Erziehung, besonders die Entfaltung der körperlichen, geistigen, seelischen und sittlichen Kräfte, die Förderung der Anlagen, Fähigkeiten, Neigungen und Entwicklungsmöglichkeiten des Kindes sowie dessen Ausbildung in Schule und Beruf“, (§ 146, Abs. 1, ABGB) wobei das Ausmaß nach der Lebenssituation der Eltern ausgelegt ist (§ 146, Abs. 2, ABGB).

Bei der Gefährdung des Kindeswohls⁵⁴ durch die Eltern muss die Obsorge für eine/n Minderjährige/n vom Gericht ganz oder teilweise⁵⁵ an eine dritte Person (damit sind bspw. Verwandte, andere nahe stehende bzw. sonst besonders geeignete Personen gemeint) übertragen werden (§ 176, Abs. 1; § 213, ABGB). Falls keine geeignete Person im näheren Umfeld gefunden werden kann, wird die Angelegenheit vom Gericht dem Jugendwohlfahrtsträger⁵⁶ übergeben (§ 215, Abs. 1, ABGB).

Die Frage nach dem Vater des Kindes ist im ABGB folgendermaßen geregelt:

„(1) Vater des Kindes ist der Mann,

1. der mit der Mutter zum Zeitpunkt der Geburt des Kindes verheiratet ist oder als Ehemann der Mutter nicht früher als 300 Tage vor der Geburt des Kindes verstorben ist oder
2. der die Vaterschaft anerkannt hat oder
3. dessen Vaterschaft gerichtlich festgestellt ist.

(2) Würden nach Abs. 1 Z 1 mehrere Männer als Vater in Betracht kommen, so ist derjenige von ihnen Vater, der mit der Mutter zuletzt die Ehe geschlossen hat“ (§ 138, Abs. 1-2, ABGB).

Wenn Unklarheit darüber besteht, von welchem Mann das Kind abstammt, so hat das Gericht die Aufgabe, den Vater festzustellen (§ 163, Abs. 1, ABGB). Im Paragraph 163a ist zur Bekanntgabe des Vaters folgendes festgehalten: „Der gesetzliche Vertreter hat dafür zu sorgen, daß die Vaterschaft festgestellt wird, es sei denn, daß die Feststellung der Vaterschaft für das Wohl des Kindes nachteilig⁵⁷ ist

⁵⁴ Detaillierte Kriterien bzw. Begründungen für den Eingriff in die elterliche Erziehung von außen wurden – mit Ausnahme der Erläuterung des Wohls des Kindes – im ABGB nicht gefunden.

⁵⁵ Die Entziehung bzw. Einschränkung der Obsorge schließt auch die gesetzliche Vertretung mit ein, d.h.: „Die gänzliche oder teilweise Entziehung der Pflege und Erziehung oder der Verwaltung des Vermögens des Kindes schließt die Entziehung der gesetzlichen Vertretung in dem jeweiligen Bereich mit ein; die gesetzliche Vertretung in diesen Bereichen kann für sich allein entzogen werden, wenn die Eltern oder der betreffende Elternteil ihre übrigen Pflichten erfüllen“ (§ 176, Abs. 3, ABGB).

⁵⁶ Der Jugendwohlfahrtsträger hat allgemein die Aufgabe, den gesetzlichen Vertreter des Kindes über ihre/seine Rechte und Pflichten zu informieren (bspw. Unterhaltsanspruch, Vaterschaftsfeststellung, etc.) und Hilfe bei der Wahrnehmung der Rechte des Kindes anzubieten (§ 212, Abs. 1, ABGB).

⁵⁷ Im ABGB ist nicht genauer definiert, welche Gründe hier vorliegen müssen, damit es zu keiner Feststellung der Vaterschaft kommt.

oder die Mutter von ihrem Recht, den Namen des Vaters nicht bekannt zu geben, Gebrauch macht⁵⁸ (§ 163a, Abs. 1, ABGB).

Nach einem kurzen Einblick zur Vaterschaftsfeststellung soll nun der Situation von Vätern mit geistiger Behinderung aus rechtlicher Perspektive Raum gegeben werden. Wie erwähnt, gibt es *die eine* Form von Vaterschaft (von Männern mit geistiger Behinderung) nicht, daher kann hier auch nicht nur eine Lebenssituation eines Mannes (mit geistiger Behinderung) mit seinem Kind in verallgemeinernder Form abgebildet werden. An dieser Stelle werden beispielhafte Situationen aufgezeigt sowie passende Gesetzestexte dazu angeführt:

- Wie bereits erwähnt, hat ein Vater (mit geistiger Behinderung), bei dem keinerlei Einschränkungen seiner Geschäfts- und Urteilsfähigkeit vorliegen, genau die gleichen Rechte und Pflichten im Umgang mit dem Kind wie seine Frau (§ 137, Abs. 3 ABGB).
- Wie ebenfalls bereits im vorherigen Kapitel erwähnt, sind nur voll geschäftsfähige Elternteile laut dem Gesetz in der Lage, die Pflege, Erziehung und gesetzliche Vertretung ihres Kindes in diesen Bereichen zu übernehmen. Falls nun Väter (mit geistiger Behinderung) nicht voll geschäftsfähig und daher nicht mehr mit der Obsorge des Kindes betraut sind bzw. sie ihnen entzogen wurde, haben sie dennoch das Recht auf „persönlichen Verkehr“ (§ 178, Abs. 1, ABGB) mit dem Kind und weiters „das Recht, von demjenigen, der mit der Obsorge betraut ist, von wichtigen Angelegenheiten, insbesondere von beabsichtigten Maßnahmen ... rechtzeitig verständigt zu werden und sich hiezu in angemessener Frist zu äußern“ (ebd.).
- Falls ein Vater (mit geistiger Behinderung) eine/n SachwalterIn hat, gilt es zu klären, für welche Belange der/die SachwalterIn bestellt ist und inwiefern sich dies auf die Übernahme der Pflege, Erziehung und Vermögensverwaltung sowie die gesetzliche Vertretung des Kindes auswirkt. Es kann sein, dass der/die SachwalterIn alle oder auch nur einzelne Angelegenheiten im Namen des Mannes regelt. Der/die SachwalterIn ist möglicherweise mit der „Eingehung und der Abwicklung eines Rechtsgeschäfts“ (§ 268a, Abs. 3, Pk.

⁵⁸ Die Mutter soll jedoch vom Jugendwohlfahrtsträger auch über die Folgen (werden nicht näher erläutert) dieses Verhaltens (des Verschweigen des Vaters) aufgeklärt werden (§ 163a, Abs. 2, ABGB).

1, ABGB) oder der „Verwaltung eines Teiles oder des gesamten Vermögens“ (§ 268a, Abs. 3, Pk. 2, ABGB) bzw. „soweit dies unvermeidlich ist, mit der Besorgung aller Angelegenheiten der behinderten Person“ (§ 268a, Abs. 3, Pk. 3, ABGB) betraut.

- Falls ein Vater (mit geistiger Behinderung) mit seinem Kind nicht mehr im selben Haushalt lebt, so hat er ebenfalls das Recht auf persönlichen Verkehr (§ 148, Abs. 1, ABGB). „Die Ausübung dieses Rechtes [bspw. in Form von Besuchen, Telefonaten etc.; K.L.] sollen das Kind und die Eltern einvernehmlich regeln“ (ebd.). Falls eine einvernehmliche Regelung nicht möglich ist, hat das Gericht darüber zu entscheiden, natürlich „unter Bedachtnahme auf die Bedürfnisse und Wünsche des Kindes in einer dem Wohl des Kindes gemäßen Weise“ (ebd.).
- Für den Fall, dass der Vater (mit geistiger Behinderung) nicht mehr mit der Mutter seines Kindes in einem Haushalt lebt, sieht das ABGB (§ 167, Abs. 2) folgende Regelung vor: So „können sie vereinbaren, dass in Hinkunft auch der Vater ganz oder in bestimmten Angelegenheiten mit der Obsorge betraut ist, wenn sie dem Gericht eine Vereinbarung darüber vorlegen, bei welchem Elternteil sich das Kind hauptsächlich aufhalten soll.“ Falls das Kind größtenteils beim Vater lebt, „so muss auch dieser immer mit der gesamten Obsorge betraut sein“ (ebd.).

Jede individuelle Situation konnte an dieser Stelle nicht abgebildet werden, aber es zeigt sich wiederum, dass das Wohl des Kindes an oberster Stelle steht. Es wird versucht, dem getrennt lebenden Vater (mit geistiger Behinderung) eine Beziehungsbasis (Recht auf persönlichen Verkehr) zu erhalten. Die subjektive Sichtweise zur individuellen Lebens- und Beziehungssituation von Vätern mit geistiger Behinderung soll im Zuge des Praxisteils in Form von Problemzentrierten Interviews mit Männern erhoben werden.

4. Soziale Reaktionen auf Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung in Verbindung mit möglichen Unterstützungssystemen

Im folgenden Kapitel werden soziale Reaktionen auf die Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung (Kapitel 4.1) thematisiert sowie Unterstützungsmöglichkeiten (Kapitel 4.2) vorgestellt. Diese beiden Themen sind stark miteinander verbunden, da davon auszugehen ist, dass das Ausmaß der Unterstützungsleistung sowie das Engagement der UnterstützerInnen von deren Haltung und Reaktion auf das Thema abhängig sind. Des weiteren stellen soziale Reaktionen und Unterstützung zwei Bereiche dar, die von außen auf Betroffene zukommen, von ihnen kaum beeinflussbar sind und einen anderen Zugang bzw. Blickwinkel zulassen.

4.1 Soziale Reaktionen

Das Kapitel beginnt mit einem kurzen, allgemeinen Einblick in die Thematik ‚Stigmatisierung von Menschen mit (geistiger) Behinderung‘ und wie sich dies auf Betroffene und deren Identität auswirken kann sowie mögliche Bewältigungsmechanismen. Im Anschluss daran wird auf soziale Reaktionen auf die Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung näher eingegangen, wobei hier in familiäre (Kapitel 4.1.1), professionelle (Kapitel 4.1.2) und gesellschaftliche (Kapitel 4.1.3) Ebene differenziert wird.

Alle Menschen werden von ihren Mitmenschen beurteilt und bewertet, im positiven wie auch negativen Sinne. Kriterien, die zur Beurteilung herangezogen werden, sind bspw. das äußere Erscheinungsbild einer Person, ihre Denkfähigkeit sowie ihr Verhalten (Haeberlin 2002, 245). Wenn man sich rein negativen Beurteilungen widmet, stößt man auf den Begriff *Stigmata* bzw. den Prozess der *Stigmatisierung*. Stigmata sind „diskreditierende Merkmale, [die; K.L.] dem Individuum von der Umwelt zugeschrieben werden“ (Julius 2000, 177) und Stigmatisierung einer Person kann

„einen erheblichen negativen Einfluss auf die Identität⁵⁹ und das Selbstbild“ (Julius 2000, 179) dieser Person ausüben. Haeberlin (2002, 245) geht darauf ein, dass Behinderung ein Stigma sein kann und somit die Identitätsentwicklung von Betroffenen womöglich beeinflusst: Er weist auch darauf hin, dass „die Identität vom gesellschaftlichen Umfeld mitgeprägt wird“ (ebd.) und daher „hängt eine gelungene oder misslungene Identitätsfindung in hohem Maße davon ab, wie die Gesellschaft mit Behinderung umgeht“ (ebd.). Bei Menschen mit *geistiger* Behinderung kommt meistens noch erschwerend hinzu, dass sie nicht die Möglichkeit erhalten, selbstbestimmt zu handeln, da sie von ihrem näheren Umfeld abhängig sind bzw. abhängig gemacht werden (Julius 2000, 181). Diese Tatsache wirkt sich negativ auf ihre Identitätsfindung aus, weil sie sich „als fremdbestimmt und passiv erleben“ (ebd.). Männer mit geistiger Behinderung sind in ihrer Rolle als Vater teilweise auch auf (umfassende) Unterstützung ihrer Mitmenschen angewiesen und empfinden dies womöglich als eine Form der Fremdbestimmung. Es kommt dann darauf an, wie die Gesellschaft und das betreuende Umfeld damit umgehen und wie sie auf die Vaterschaft in Verbindung mit der Behinderung reagieren.

Julius (ebd., 191) hat bei Befragungen von Menschen mit geistiger Behinderung herausgefunden, dass sie generell mit ihrem Leben zufrieden sind und mit Stigmatisierung nur „in der direkten sozialen Interaktion“ konfrontiert werden. Zu bedenken sei jedoch, dass sie „kaum Möglichkeiten hatten und haben, andere Lebensvollzüge und -situationen als ihre eigenen kennenzulernen, auszuprobieren und zu beurteilen“ (ebd.). Dies lässt die Frage offen, ob sie wirklich zufrieden sind oder vielleicht keine anderen Möglichkeiten hatten bzw. inwiefern sie die „negativen Konsequenzen ... verdrängen und es vermeiden, sich mit ihr [der Behinderung; K.L.] auseinanderzusetzen“ (ebd.). Die befragten Personen haben laut Julius (ebd.) versucht, Normalität aufrechtzuerhalten. Diese Bestrebung kann als Bewältigungsstrategie gedeutet werden, da sie dadurch „der Stigmatisierung durch

⁵⁹ „Mit *Identität* wird im Allgemeinen das beschrieben, was einen Menschen kennzeichnet und unverwechselbar macht“ (Julius 2000, 176; H.i.O.). Es wird zw. sozialer (entsteht aus Fremdperspektive) und persönlicher (entsteht aus Eigenperspektive) Identität unterschieden (ebd.). Die Person steht inmitten und versucht eine Balance herzustellen, „um eigenen Bedürfnissen sowie den Ansprüchen der Umwelt gerecht zu werden“ (ebd.).

die Umwelt ... entgehen und andererseits das Selbstbild nicht ändern⁶⁰ müssen“ (Julius 2000, 191). Zu Bewältigungsstrategien bzw. Konzepten zur Entstigmatisierung kann mit Julius (ebd., 193) noch folgendes festgehalten werden: Die Konzepte „können dazu beitragen, dass ... Menschen mit geistiger Behinderung die Möglichkeit erhalten, ein positives Selbstkonzept zu entwickeln und zu bewahren und Stigmatisierungsprozesse aufgrund der Behinderung zu vermeiden.“ Falls Männer mit geistiger Behinderung in ihrer Vaterrolle nicht akzeptiert werden und ihnen von der Gesellschaft rein negative Merkmale zugeschrieben werden, kann man von einer Stigmatisierung aufgrund ihrer Behinderung sprechen. Mayr-Möldner (2005, 85) hat in ihrer Arbeit darauf hingewiesen, dass Menschen mit geistiger Behinderung durch negative soziale Reaktionen „von Anfang an mit Zweifeln an ihrer Fertigkeit, ein Kind zu versorgen und aufzuziehen, konfrontiert“ werden. Wenn betroffene Männer über keine ausreichenden Bewältigungsstrategien verfügen, könnte es sein, dass sie keine (positive) Vateridentität ausbilden. Entstigmatisierungskonzepte im Bereich von Elternschaften von Menschen mit geistiger Behinderung können daher helfen, dass Betroffene ein positives Selbstkonzept aufbauen und ihnen bspw. auch elterliche Kompetenzen nicht von vornherein abgesprochen werden.

4.1.1 Reaktionen auf familiärer Ebene

Frey (2007, 10) berichtet von einem Elternpaar aus der Schweiz, das die Reaktion ihrer Familienmitglieder negativ wie positiv beschreibt: Während der Vater der Schwangeren geschockt war als er von der Schwangerschaft erfuhr, bat die Mutter hingegen sofort ihre Hilfe an, um die Kindseltern zu unterstützen. Pixa-Kettner u.a. (1996, 52) haben bei ihrer Untersuchung in Deutschland ebenfalls durchaus unterschiedliche Informationen zur Reaktion der Herkunftsfamilie erhalten – wobei sich jedoch allgemein eine eher negative Tendenz⁶¹ abgezeichnet hat (ebd.). In manchen Fällen hat die Herkunftsfamilie zu einem Abbruch der Schwangerschaft

⁶⁰ Die Änderung eines (vorher positiven) Selbstbilds (aufgrund negativer Bewertungen durch die Umwelt) wird erst dann vorgenommen, wenn „die Bewältigungsstrategien sowohl auf der Ebene des Sozialen als auch des Privaten Selbst versagen“ (Julius 2000, 192).

⁶¹ Die meisten Angehörigen haben auf die Schwangerschaft ablehnend reagiert (Pixa-Kettner u.a. 1996, 52). Nur fünf von 28 befragten Personen berichten, dass sich ihre Familien positiv dazu geäußert haben (ebd., 55).

geraten und in anderen den Kontakt zu den werdenden Eltern gänzlich abgebrochen (Pixa-Kettner u.a. 1996, 55).

Weiters ist festzuhalten, dass die werdenden Eltern dem Schritt, die eigenen Eltern über die Schwangerschaft zu informieren, oft mit Angst begegnen (ebd.). Aus diesem Gefühl heraus verschweigen sie meist die Schwangerschaft so lang wie möglich, wodurch die Herkunftsfamilie erst recht spät davon erfährt (ebd., 52f) und unter einem immensen Zeitdruck steht, um weitere Vorkehrungen, wie z.B. Organisation von Unterstützungsmaßnahmen und/oder finanziellen Mitteln, zu treffen. Diese Vorgehensweise ist einerseits verständlich, da die werdenden Eltern befürchten, das Kind könnte ihnen ‚ausgeredet‘ werden – besonders wenn man die zuvor genannte ablehnende Tendenz miteinbezieht –, andererseits fehlt den Familienmitgliedern dadurch wertvolle Zeit, um sich auf die neue Situation einzustellen und damit auseinanderzusetzen. Dieser Weg kann auch so gedeutet werden, dass die werdenden Eltern so versuchen, ‚Normalität‘ aufrechtzuerhalten, um sich dem Einfluss ihres Umfelds (Rat zum Schwangerschaftsabbruch) zu entziehen bzw. um somit eine Entscheidung zu ‚erzwingen‘.

4.1.2 Reaktionen auf professioneller Ebene

Das Fachpersonal reagiert auf die Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung im Allgemeinen so wie die Familienangehörigen (ebd., 54). Es lässt sich auch bei dieser Personengruppe keine einheitliche Reaktion ablesen, wobei sie ebenfalls tendenziell ablehnend darauf reagieren und in wenigen Fällen zu einem Schwangerschaftsabbruch raten (ebd., 55). Werdende Eltern mit geistiger Behinderung sehen anscheinend auch in dem zuständigen Fachpersonal keine vertrauensvollen AnsprechpartnerInnen, wodurch sie auch mit ihnen das Gespräch über eine Elternschaft eher vermeiden (ebd.). Es zeigt sich auch hier die Problematik durch die späte Unterrichtung über das bevorstehende Ereignis und in der für das Fachpersonal daraus resultierenden verkürzten Vorbereitungszeit auf die veränderte Lebens- und Unterstützungssituation (ebd.).

Die TeilnehmerInnen einer schweizerischen Fachtagung zum Thema ‚Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung‘ haben ihre Einschätzung zur Akzeptanz des Themas auf gesellschaftlicher, institutioneller und professioneller Ebene abgegeben. Wenig verwunderlich war, dass sie gerade der professionellen Ebene

einen besonders hohen Stellenwert zukommen ließen, da sie selbst den Kreis der Fachpersonen ausmachen. Die TeilnehmerInnen gingen davon aus, dass es für Fachpersonen essenziell ist, sich eine eigene Meinung zu bilden und Gedanken zur eigenen Haltung zu machen. Sie verstand Vernetzung untereinander sowie Verbreitung der Thematik durch Publikationen als zentrale Aufgaben der Fachpersonen (Hoyningen-Süess/Staudenmaier 2004, 49), um zur vermehrten Akzeptanz und Sensibilisierung beizutragen. Diese Überlegungen sieht man bei den MitarbeiterInnen von Pro Infirmis aus der Schweiz praktisch umgesetzt (Hosner 2008, 23). Die MitarbeiterInnen haben für sich festgestellt, dass die eigene Haltung und Meinung von entscheidender Bedeutung für die weitere Beratungssituation ist (ebd., 22). Hosner (ebd., 21f) berichtet davon, dass sie sich intensiv mit der Thematik ‚Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung‘ auseinandergesetzt haben: In einem ersten Schritt hat sich eine interne Arbeitsgruppe gebildet, die anfangs wichtige Informationen zum Thema sammelten und alle anderen MitarbeiterInnen daran teilhaben ließen bzw. sie in den Prozess einbezogen (ebd., 22). Die Arbeitsgruppe entwickelte ein Positionspapier und versuchte, mit den MitarbeiterInnen eine gemeinsame Grundhaltung zu entwickeln (ebd.). Infolgedessen haben sie auch Materialien für die Beratungssituation erstellt, wie etwa Checklisten mit Aufgaben und Adresslisten von anderen Institutionen und deren Fachpersonen (ebd.). In einem nächsten Schritt wurde die Arbeitsgruppe vergrößert, v.a. auch durch den vermehrten Kontakt mit anderen Institutionen, und es entstand ein Netzwerk unter der Leitung der Zentralstelle für Heilpädagogik (ebd., 23). Bürgi (2008, 29) sieht in der interdisziplinären Netzwerkarbeit sowie Öffentlichkeitsarbeit eine Chance, „die Gesellschaft und die Behörden für dieses Thema“ zu öffnen und sensibilisieren. Welche Reaktionen Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung in der Gesellschaft auslöst, ist Inhalt des nächsten Kapitels (Kapitel 4.1.3).

4.1.3 Reaktionen auf gesellschaftlicher Ebene

Die TeilnehmerInnen der im vorangehenden Kapitel genannten Fachtagung schätzten die Akzeptanz für das Thema auf gesellschaftlicher Ebene „als gering und die Diskrepanz in den Haltungen als sehr hoch“ (Hoyningen-Süess/Staudenmaier 2004, 47) ein. Ein Vater mit geistiger Behinderung kommt für sich zum Schluss,

„dass in der Bevölkerung noch immer viele Vorurteile vorhanden sind“ (Frey 2007, 10).

Im Folgenden werden drei bekannte und verbreitete Argumente und Mythen zur Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung angeführt und gleichzeitig der Versuch unternommen, sie, unter Einbeziehung des Textes von Kassoume und Köberl (2009), mit Gegenargumenten zu entkräften. Diese Argumente werden der gesellschaftlichen Ebene zugeordnet, da sie sich nicht einzig und allein auf familiäre und professionelle Ebenen beschränken lassen und eher allgemein von ‚der Gesellschaft‘ vertreten werden.

Der erste Mythos bezieht sich auf die Vererbbarkeit der geistigen Behinderung an das Kind. Kassoume und Köberl (2009, 2) orten den Höhepunkt dieses eugenisch beeinflussten Denkens im Nationalsozialismus. „In dieser Zeit wurden „auf Basis des ‚Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses‘ – als behindert klassifizierte Menschen systematisch entweder zwangssterilisiert oder ermordet“ (ebd.). Trotz der Tatsache, dass eine Vererbbarkeit nicht festgestellt werden konnte, werden Eltern mit geistiger Behinderung mit diesem Mythos immer noch konfrontiert.

Der zweite Mythos handelt davon, dass Menschen mit geistiger Behinderung „selbst wie Kinder sind“ (ebd.) und daher keine elterliche Verantwortung übernehmen können. Diese Sichtweise spiegelt eine defizitär-orientierte Haltung wieder, die von Fremdbestimmung geprägt ist. Kassoume und Köberl (ebd., 2) sehen dies als obsolet an, da eine Unvereinbarkeit mit den heutzutage angestrebten Denkweisen (Selbstbestimmung, Normalisierungsprinzip) herrscht. Sie betonen darüber hinaus, „dass jeder Mensch über Entwicklungspotential verfügt, dass Menschen lernfähig sind, und Entwicklung ein lebenslanger Prozess ist“ (ebd., 3).

Kassoume und Köberl (ebd., 3) führen als dritten Mythos an, dass Menschen mit geistiger Behinderung „nicht über die nötigen elterlichen Kompetenzen“ verfügen. Wie bereits im Kapitel zur Elternschaft angeführt, stellen Pixa-Kettner und Sauer (2008, 232f) fest, dass Eltern mit geistiger Behinderung intuitive, elterliche Kompetenzen (immer mehr) zuerkannt werden, da sie nicht vom Intelligenzquotient abhängig sind (Kassoume/Köberl 2009, 3).

Kastlunger (2009, [146]) hält fest, dass die Geburt eines Kindes die Sicht der Umwelt auf Erwachsene mit geistiger Behinderung verändern kann: „Sie werden zunehmend

als erwachsene Menschen mit einer erwachsenen Sexualität anerkannt, die sich ein Leben als Lebenspartner in einer eigenen Wohnung wünschen und ihr Familiendasein leben wollen.“ Öffentlichkeitsarbeit und die Auseinandersetzung mit der eigenen Haltung ist ausschlaggebend dafür, wie Eltern mit geistiger Behinderung in unserer Gesellschaft wahrgenommen werden und welche Unterstützungsformen angeboten werden.

4.2 Unterstützungssysteme

Das Kapitel beginnt mit allgemeinen Überlegungen zur Unterstützung von Eltern mit geistiger Behinderung sowie einem Überblick über mögliche Unterstützungssysteme. Daran anschließend werden Möglichkeiten und Probleme der Unterstützung auf familiärer (Kapitel 4.2.1) sowie professioneller (Kapitel 4.2.2) Ebene angeführt. Das Kapitel endet mit der Vorstellung von drei unterschiedlichen Projekten der Lebenshilfe in Deutschland, welche die Unterstützungsmöglichkeiten innerhalb einer Organisation widerspiegeln (Kapitel 4.2.3).

Wenn Menschen mit geistiger Behinderung ein Kind erwarten, stellen sich meist folgende drei Fragen: „Was benötigen die Eltern, was benötigt das Kind? Wer kann sie unterstützen?“ (Hosner 2008, 21). D.h. es gilt zu allererst Bedarf und Bedürfnis der jeweiligen Unterstützung zu eruieren, um danach die geeigneten Unterstützungsmaßnahmen darauf abstimmen zu können. Frey (2007, 8) gibt in diesem Zusammenhang an, dass die Elternschaft „eine große Herausforderung, sowohl für die direkt Betroffenen als auch für das Beziehungsumfeld“ darstellt und nur dann funktionieren kann, „wenn ein tragfähiges und gut funktionierendes soziales Netz die notwendigen Hilfeleistungen garantiert.“ Laut Pixa-Kettner u.a. (1996, 59) sind sich Eltern mit geistiger Behinderung meist darüber im Klaren, dass „sie Hilfe benötigen und zumeist nur mit Hilfestellung ihre Elternschaft meistern können.“

Die jeweiligen Fähigkeiten und Fertigkeiten der Eltern, ihre individuellen Wohn- und Lebenssituationen sowie deren Problembereiche machen unterschiedliche Unterstützung möglich und auch notwendig⁶² (Bürgi 2008, 27). Bürgi (ebd.) weist auf

⁶² Es wird in der Praxis oft kritisiert, dass die Unterbringungs- und Unterstützungsmöglichkeiten als Familie meist nur eine Individuallösung darstellt. Die werdenden Eltern sind hier v.a. „auf die

folgende Unterstützungsmöglichkeiten hin: „Niederschwellige Erziehungsberatung“, „Begleitete Elterngruppen zu Erziehungsfragen“, „Heilpädagogische Früherziehung“, „Sozialpädagogische Familienbegleitung“, „Beistandschaft (mit genügend Kapazität der Sozialarbeiterin für die einzelne Familie, damit echte Begleitung möglich ist)“, „Unterstützung bei Ämtern und Institutionen“ sowie in „administrativen Belangen“, „Aufgabenhilfe für Schulkinder“, „Persönliche Erziehungsberaterin“, „Kontaktfamilien“ und „Elterntreffs“. Mit Hoyningen-Süess und Staudenmaier (2004, 45f) kann diese Liste um die Unterstützungsformen: „Stationäre Betreuung in Wohnheimen oder heilpädagogischen Lebensgemeinschaften, ambulante Begleitung, begleitete innerfamiliäre Betreuung“ nochmals erweitert werden.

Die Suche nach geeigneten Wohnformen wird von bestimmten Kriterien geleitet. Zu beachten ist dabei, dass die Kinder versorgt sind, die Eltern einerseits die Möglichkeit haben, Unterstützung zu erhalten und andererseits so normal wie möglich leben zu können. Bürgi (2008, 27) fasst dies für die Praxis folgendermaßen zusammen: „Vorstellbar wäre begleitetes Wohnen⁶³ in kinderreichen Wohnvierteln, wo für Kinder Tagesstrukturen wie Krippe, Spielgruppen, Aufgabenhilfe usw. angeboten werden, und die Eltern teilweise ihrer Arbeit nachgehen und im Alltag unmittelbar in ihren Erziehungsaufgaben begleitet werden könnten.“ Eine gelungene Unterstützung zeichnet sich, laut Pixa-Kettner u.a. (1996, 232), dadurch aus, dass Eltern mit geistiger Behinderung in Entscheidungen miteinbezogen werden und ein Mitspracherecht haben.

4.2.1 Unterstützung auf familiärer Ebene

Innerfamiliäre Unterstützungssysteme bringen für Eltern mit geistiger Behinderung und deren Kindern Vor- wie auch Nachteile mit sich: „Familiäre Hilfe bleibt eher im Rahmen der Normalität – auch nichtbehinderte Eltern nehmen die Dienste von

Bereitschaft und den ‚Ideenreichtum‘ des betreuenden Fachpersonals oder der Herkunftsfamilie angewiesen“ (Pixa-Kettner u.a. 1996, 69). Hosner (2008, 23) plädiert dafür, dass die UnterstützerInnen bei der Konzeptentwicklung nicht bei möglichen Schwierigkeiten haften bleiben, sondern ihren Blick „auf die vorhandenen Ressourcen und die konkreten, umsetzbaren Lösungen“ lenken sowie die Zusammenarbeit mit allen Beteiligten forcieren.

⁶³ Pixa-Kettner u.a. (1996, 70) haben in ihren Interviews mit Eltern mit geistiger Behinderung herausgefunden, dass ihnen „das Wohnen in einer eigenen Wohnung von ganz besonderer Bedeutung ist“ und sehen den positiven Effekt durch „auffallende Korrelationen von erfolgreichen Paar-Kind-Beziehungen mit eigenen Wohnungen“ belegt.

Großmüttern gerne in Anspruch –, es kommen keine ‚fremden Leute‘ ins Haus, das betroffene Kind kommt nicht in eine völlig fremde Umgebung“ (Pixa-Kettner u.a. 1996, 153). Die Nachteile hingegen beziehen sich v.a. auf die „Bereitschaft und Verfügbarkeit“ (ebd.) sowie die „persönliche Abhängigkeit“ (ebd.) von Familienmitgliedern. Zu bedenken sei auch die „sehr starke Belastung der Hilfe leistenden Familienmitglieder“ (ebd.). Es bedeutet für sie zumeist Teilhabe an der Elternschaft und/oder Einbeziehung bei der Kinderbetreuung (ebd., 178f). Sie nehmen zwar die Rolle der ‚Großeltern‘ ein, ihr Aufgaben- und Verantwortungsbereich ist jedoch oft recht weit gefasst (ebd., 186). Die erhöhte Zuständigkeit wird von den Familienmitgliedern oftmals als mühsam und belastend beschrieben, vermutlich auch deshalb, weil die Großeltern bereits ein gewisses Alter erreicht haben, indem sie sich der Kindererziehung womöglich nicht mehr gewachsen fühlen (ebd.). Hinzu kommt, dass sich Angehörige oft auch dann kümmern, wenn Eltern mit geistiger Behinderung und/oder deren Kinder nicht im gemeinsamen Haushalt leben (ebd., 179). Da die Herkunftsfamilien kaum Entlastung durch Fachpersonen erhält (ebd., 187), wäre es notwendig, von Anfang an für sie ausreichende „Unterstützung im familiären Alltag und umfassende Informationen über Leistungen“ (ebd., 169) bereitzustellen.

4.2.2 Unterstützung auf professioneller Ebene

Pixa-Kettner u.a. (ebd., 167) haben bei ihrer groß angelegten Untersuchung auch Interviews mit dem betreuenden Fachpersonal geführt. Sie haben dabei festgestellt, dass ein großer Teil „aufgeschlossen gegenüber der Elternschaft geistigbehinderter Menschen ist und teilweise mit hohem persönlichen Engagement Unterstützung leistet“ (ebd., 234). Wie bereits erwähnt, korreliert die Aufgeschlossenheit des betreuenden Umfelds meist mit der erbrachten Unterstützungsleistung und stellt somit auch „einen wesentlichen Bedingungsrahmen zur Ermöglichung der Elternschaft“ (ebd., 178) dar. Es zeigt sich auch deutlich, dass die Entscheidung für das weitere Vorgehen stark davon abhängig ist, wie viel das Fachpersonal den werdenden Eltern mit geistiger Behinderung zutraut (ebd., 169). Die Unterstützungsarbeit ist „eine berufliche und persönliche Herausforderung“ (ebd., 176) für das Fachpersonal und verlangt von BeraterInnen „viel Sorgfalt und

Einfühlungsvermögen“ (Hosner 2008, 21) für die Bedürfnisse der werdenden Eltern mit geistiger Behinderung.

Welche Unterstützung brauchen Kinder und Eltern von professioneller Seite, um den Alltag zu bewältigen? Hoyningen-Süess und Staudenmaier (2004, 45) schreiben dieses Aufgabenfeld der Sonderpädagogik zu: „Es wird ... in Zukunft zum Auftrag der Sonderpädagogik gehören, die Eltern ... mit geistiger Behinderung zu unterstützen, damit ihre Kinder so normal wie möglich heranwachsen und so lange wie möglich in ihrer Herkunftsfamilie belassen werden können.“ Bürgi (2008, 28) weist in diesem Zusammenhang auf die *Heilpädagogische Früherziehung* als angemessene Unterstützung hin und stellt deren Aufgabenfelder vor: Einerseits „die Abklärung und Förderung entwicklungsauffälliger, behinderter und in ihrer Entwicklung gefährdeter Kinder, und andererseits auch die Beratung und Unterstützung der Eltern oder des erzieherischen Umfelds in ihrer erschwerten Erziehungssituation.“ Wobei Heilpädagogische Früherziehung auch als Präventionsmaßnahme eingesetzt werden kann, d.h. sie wird bei Familien eingesetzt, in denen „das Kind eventuell von Behinderung bedroht sein könnte“ (ebd., 29). Eltern mit geistiger Behinderung sind meist auch auf Unterstützung im Haushalt sowie in organisatorischen Bereichen angewiesen (ebd., 25). Wie können Unterstützungsleistungen aus Sicht der Fachpersonen verbessert werden? Dazu wurden bspw. „spezielle Kursangebote ..., ein Netz von Hilfsangeboten und die Vereinfachung der Finanzierung der Betreuung“ (Pixa-Kettner u.a. 1996, 172) genannt. Diese Maßnahmen könnten die Arbeit der PraktikerInnen vereinfachen und ihre Unterstützungsleistungen verbessern. Womöglich wären dann noch mehr Fachpersonen bereit, eine Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung tatkräftig zu unterstützen.

4.2.3 Unterstützungsmöglichkeiten einer Organisation

An dieser Stelle werden unterschiedliche Projekte der Lebenshilfe Deutschland zur Unterstützung von Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung vorgestellt. Hier wird der Fokus auf folgende Punkt gelegt: Ziel der Betreuung, Zielgruppe und Voraussetzungen, Rahmenbedingungen sowie Unterstützung und Pädagogisches Handeln. Zu jedem Punkt werden die erhaltenen Informationen stichwortartig zugeteilt. Die Informationen stammen von der jeweiligen Homepage bzw. einer

Broschüre zu Unterstützungsangeboten und werden am Anfang jedes Angebots angeführt.

Stationäres Unterstützungsangebot – Lebenshilfe Aalen (2011, [1]):

- Ziele der Betreuung: größtmögliche Selbstständigkeit, Förderung sozialer Kontakte, Persönlichkeitsentwicklung, Teilhabe in der Gesellschaft.
- Zielgruppe und Voraussetzungen für die Betreuung: Menschen mit geistiger Behinderung die Eltern werden bzw. geworden sind.
- Rahmenbedingungen: stationäre Wohnleistung, Kooperation zwischen Eingliederungshilfe und Jugendhilfe für Eltern mit Behinderung, welche gemeinsam mit ihren Kindern leben.
- Unterstützung und pädagogisches Handeln: Bewältigung des Alltags, der Pflege, Versorgung und Erziehung der Kinder.

Ambulantes Unterstützungsangebot in der eigenen Wohnung – Lebenshilfe Erfurt (2011, [1]):

- Zielgruppe und Voraussetzungen für die Betreuung: Mütter und Väter mit geistiger Behinderung, die bereits eigenständig oder wieder eigenständig in ihrer Wohnung im Stadtgebiet mit ihren Kindern leben (Lebenshilfe Erfurt 2011b, [1])
- Rahmenbedingungen: Ressourcen orientierte Netzwerkarbeit.
- Unterstützung und pädagogisches Handeln: Beratung bei Erziehungsfragen und in Krisensituationen, Förderung und Begleitung der Kinder im Zusammenspiel mit ihren Eltern, Mitgestaltung von Übergängen (Kindergarten-Schule), praktische Anleitung und Assistenz bei der Lebensgestaltung und Haushaltsführung.

Teilstationäres und ambulantes Unterstützungsangebot – Lebenshilfe Marburg (Eckhard, Becker 2011, [1f]):

- Ziele der Betreuung: Ziele werden individuell festgelegt (abhängig von Potentialen der Mütter und Väter sowie dem Entwicklungsstand des Kindes).

- Zielgruppe: Eltern mit geistiger Behinderung.
- Rahmenbedingungen: Mutter lebt mit ihrem Kind in einer Außenwohngruppe, Vater wird ambulant in einem Appartement in der Nachbarschaft betreut. (Er soll so lernen in die Vaterrolle hineinzuwachsen.)
- Unterstützung und Pädagogisches Handeln: regelmäßige Elterngespräche, Hilfeangebote zum Erlernen neuer Rollen (Vater, Mutter).

An dieser Stelle zeigt sich (wieder), dass die Wahl der Wohnform von den jeweiligen Fähigkeiten und Fertigkeiten der Eltern mit geistiger Behinderung abhängig ist und das Ausmaß der Unterstützungsleistung ausmacht. Die Unterstützung umfasst meist zweierlei Klientel (Eltern und Kind) mit unterschiedlichen Bedürfnissen. Es gilt, die Bedeutung des Vaters innerhalb von Unterstützungssystemen mehr in den Mittelpunkt zu rücken. Wie sich die Unterstützung aus der Sicht von Vätern mit geistiger Behinderung darstellt, wird im praktischen Teil der vorliegenden Arbeit erhoben.

5. Qualitativer Forschungsansatz

Für die Erhebung des Datenmaterials wurde eine qualitative Forschungsmethode gewählt, um eine möglichst hohe Annäherung an die subjektive Wirklichkeit der Befragten zu gewährleisten. Das folgende Kapitel beinhaltet einerseits allgemeine Informationen zur Datenerhebung (Kapitel 5.1) und andererseits zum Kreis der Befragten (Kapitel 5.2) sowie Ausführungen zur Datenaufbereitung (Kapitel 5.3) und -auswertung (Kapitel 5.4).

5.1 Datenerhebung – Das Problemzentrierte Interview nach Witzel (2000)

Das Problemzentrierte Interview nach Witzel (2000) zählt zur Interviewform „der offenen, halbstrukturierten Befragung“ (Mayring 2010, 67). Es ist gekennzeichnet durch eine gewisse Offenheit, die dem Interviewten die Gelegenheit geben soll möglichst frei zu sprechen (ebd.) und somit verhindern soll, dass „die Problemsicht des Interviewers/Wissenschaftlers ... diejenige der Befragten überdeckt“ (Witzel 2000, [2]). Es ist aber auch auf eine spezifische Problemstellung fokussiert, „die der

Interviewer einführt, auf die er immer wieder zurückkommt. Die Problemstellung wurde vom Interviewer bereits vorher analysiert; er hat bestimmte Aspekte erarbeitet, die in einem Interviewleitfaden zusammengestellt sind und im Gesprächsverlauf von ihm angesprochen werden“ (Mayring 2002, 67). Das Problemzentrierte Interview basiert laut Witzel (2000, [2f]) außerdem auf drei vorrangigen Prinzipien: der „Problemzentrierung“, der „Gegenstandsorientierung“ sowie der „Prozessorientierung“.

Problemzentrierung beschreibt die „Orientierung an einer gesellschaftlich relevanten Problemstellung“ (ebd., [2]) und bezeichnet „die Organisation des Erkenntnis- und Lernprozesses“ (ebd.). Mit dem Vorwissen des/der Interviewers/Interviewerin um die „objektiven Rahmenbedingungen der untersuchten Orientierungen und Handlungen“ (ebd.) ist er/sie im Stande die Äußerungen „der Interviewten verstehend nachzuvollziehen und am Problem orientierte Fragen bzw. Nachfragen zu stellen“ (ebd.).

Die *Gegenstandsorientierung* kennzeichnet die „Flexibilität der Methode gegenüber den unterschiedlichen Anforderungen des untersuchten Gegenstands“ (ebd., [3]). Witzel (ebd.) versteht darunter auch die Flexibilität während des Interviews:

„Den Erfordernissen des Aufbaus einer befragtenzentrierten Kommunikationssituation folgend kann der Interviewer je nach der unterschiedlich ausgeprägten Reflexivität und Eloquenz der Befragten stärker auf Narrationen oder unterstützend auf Nachfragen im Dialogverfahren setzen.“

Der/die Interviewer/in kann also die Interviewführung auf die individuellen Möglichkeiten und Bedürfnisse des/der Befragten anpassen.

„Die *Prozessorientierung* bezieht sich auf den gesamten Forschungsablauf und insbesondere auf die Vorinterpretation“ (ebd.; H.i.O.). Witzel (ebd.) betont dabei, dass „der Kommunikationsprozess sensibel und akzeptierend auf die Rekonstruktion von Orientierungen und Handlungen zentriert“ werden soll, um somit „Vertrauen und damit Offenheit“ bei den Interviewten zu erwecken, wodurch „sie sich in ihrer Problemsicht ernst genommen fühlen.“

An dieser Stelle werden die Instrumente des Problemzentrierten Interviews sowie die theoretische Gestaltung dieser Interviewform näher vorgestellt. Zu den Instrumenten

zählen der Kurzfragebogen (Kapitel 5.1.2), der Interviewleitfaden (Kapitel 5.1.4), die Aufnahme des Interviews und anschließende Transkription des Gesagten (Kapitel 5.1.5) sowie das Postskriptum (Kapitel 5.1.6) als zusätzliche Gedächtnisstütze. Die Gestaltung des Interviews bezieht sich auf Informationen zur Kontaktaufnahme (Kapitel 5.1.1) sowie Interviewführung und anzuwendende Kommunikationsstrategien (Kapitel 5.1.3).

5.1.1 Kontaktaufnahme

Die Kontaktaufnahme zu potenziellen InterviewpartnerInnen ist nach Witzel (2000, [5]) bereits „Teil des Interviewablaufs.“ In einem ersten Gespräch informiert der Interviewer seine/n GesprächspartnerIn über Anonymität während des ganzen Gesprächs, Interviewform, Forschungsfrage und –interesse (ebd.) Der Interviewer sollte deutlich machen, „dass die Explikation der Interviewten nicht als Ausdruck von intellektuellen Leistungen bewertet, sondern als individuelle Vorstellungen und Meinungen akzeptiert werden“ (ebd.).

5.1.2 Kurzfragebogen

Vor dem eigentlichen Interview kommt ein Kurzfragebogen zur Anwendung. Dieser erfüllt im Wesentlichen zwei Funktionen: Einerseits können durch ein einfaches Frage-Antwort-Schema biographische Informationen vorab erhoben werden, wie bspw. Alter, Wohnsituation und Beruf (ebd., [4]). Andererseits ermöglicht der Kurzfragebogen einen günstigen Einstieg ins Interview (ebd.).

5.1.3 Interview und Kommunikationsstrategien

Die Gestaltung des Interviews erfolgt über erzählgenerierende und verständnisgenerierende Kommunikationsstrategien (ebd., [5]). Zu den ersten Strategien zählen „Gesprächseinstieg, allgemeine Sondierungen und Ad-hoc-Fragen“ (ebd.), während zur zweiten Strategie die spezifische Sondierung gezählt wird, „mit den Elementen Zurückspiegelungen, Verständnisfragen und Konfrontation“ (ebd.).

Erzählgenerierende Kommunikationsstrategien

Der Einstieg eines Problemzentrierten Interviews ist gekennzeichnet durch eine „*vorformulierte Einleitungsfrage*“ (Witzel 2000, [5]; H.i.O.), diese sollte möglichst offen gestellt sein und den Fokus des Interviews „auf das zu untersuchende Problem“ (ebd.) lenken. Eine daran angehängte Erzählaufforderung, wie bspw. „Erzählen Sie doch mal!“ (ebd.) kann diesen Effekt noch verstärken.

Im Gesprächsverlauf kann mittels der allgemeinen Sondierung die Detaillierung von Sachverhalten und Zusammenhängen im Erzählstrang der befragten Person erweitert werden, wodurch genauere Beschreibungen möglich werden. „Ein ‚Hervorlocken‘ konkreter Erfahrungsbeispiele oder biographischer Episoden regt die Erinnerungsfähigkeit an, verdeutlicht abstrakte, fehlende oder unklare Begriffe und stellt konkrete Bezüge zu Kontextbedingungen des Handelns her“ (ebd., [5f]).

Eine weitere Fragemethode des Problemzentrierten Interviews stellen die Ad-Hoc-Fragen dar. Sie werden dann eingesetzt, wenn „bestimmte Themenbereiche, die auch die Vergleichbarkeit der Interviews sichern, von den Interviewten ausgeklammert wurden“ (ebd., [6]).

Verständnisgenerierende Kommunikationsstrategien

Die spezifische Sondierung bedient sich der Informationen, die vor oder während des Interviews gesammelt wurden, um neue Fragen zu formulieren (ebd.). Sie versucht, verstärkt Missverständnisse und Unklarheiten durch Zurückspiegelung, Verständnisfragen und Konfrontation auszuräumen, wodurch die befragte Person auch nochmals die Möglichkeit hat, Stellung zu bereits Gesagten zu nehmen (ebd.).

5.1.4 Interviewleitfaden

Das Problemzentrierte Interview ist unterlegt von einem Interviewleitfaden. Der Leitfaden dient zur Gedächtnisstütze und Orientierung, um die Vergleichbarkeit der einzelnen Interviews zu gewährleisten (ebd., [4]). Er ist so aufgebaut, dass das Problemfeld in Form von Themenbereichen eingeteilt ist, zu dem „Frageideen zur Einleitung einzelner Themenbereiche und eine vorformulierte Fragen zum Gesprächsbeginn enthalten“ (ebd.) sind. Der Leitfaden hat während des Interviews zwei wichtige Funktionen: Einerseits kann sich der/die InterviewerIn die bereits

angesprochenen Themen als erledigt notieren und andererseits können in einem stockenden Gesprächsverlauf neue Aspekte eingeworfen werden (Witzel 1982, 90).

5.1.5 Aufnahme und Transkription

Witzel (2000, [4]) weist auf die Vorteile einer Aufnahme hin: Auf der einen Seite ermöglicht sie es dem/der InterviewerIn, „sich ganz auf das Gespräch sowie auf Beobachtungen situativer Bedingungen und nonverbaler Äußerungen [zu; K.L.] konzentrieren.“ Auf der anderen Seite erlaubt sie „die authentische und präzise Erfassung des Kommunikationsprozesses“ (ebd.) und „sollte anschließend vollständig transkribiert werden“ (ebd.). Mayring (2002, 89) sieht die Vorteile einer vollständigen und wörtlichen Transkription darin, dass eine „Textfassung verbal erhobenen Materials hergestellt [wird; K.L.], was die Basis für eine ausführliche Auswertung bietet.“

5.1.6 Postskriptum

Das Postskriptum wird vom/n der InterviewerIn kurz nach dem jeweiligen Interview geschrieben und stützt sich auf dessen/deren Erinnerungen. Es fließen darin etwa Beschreibungen und Anmerkungen zu Gesprächsinhalten, situativen sowie nonverbalen Aspekten ein, darüber hinaus können auch „thematische Auffälligkeiten und Interpretationsideen notiert“ (Witzel 2000, [4]) werden. Das Postskriptum beinhaltet also Informationen, die als Ergänzung zur Transkription gesehen werden können und, falls nötig, können diese ebenfalls in die Auswertung einfließen.

5.2 Datenerhebung im Hinblick auf die Interviewpartner

Im ersten Teil wird allgemein auf die Befragung der zu untersuchenden Personengruppe eingegangen sowie relevante ethische Punkte dazu angeführt (Kapitel 5.2.1). Die Auswahl der Interviewpartner und die Suche nach ihnen (Kapitel 5.2.2) stellen den zweiten Teil des Kapitels dar. Der dritte Teil beinhaltet den tatsächlichen Ablauf der Datenerhebung (Kapitel 5.2.3 – 5.2.4) sowie die Durchführung der Interviews (Kapitel 5.2.5 – 5.2.6).

5.2.1 Befragung von Menschen mit geistiger Behinderung

Buchner (2008, 519) stellt fest, dass es noch häufig Vorurteile gegenüber Menschen mit geistiger Behinderung als Interviewpartner gibt: Sie sollen „nicht ausreichend reflektieren, abstrakt denken und sich mitteilen können.“ Diesen Vorurteilen ist jedoch zu widersprechen. Hagen (2007, 22) fügt hinzu, dass es bereits „vielfältige Fortschritte bei der Befragung von Menschen mit einer geistigen oder mehrfachen Behinderung“ gibt und auf ihren Beitrag keineswegs verzichtet werden kann. Es ist außerdem festzuhalten, dass Menschen mit geistiger Behinderung *„von der Teilnahme an einem Forschungsprojekt profitieren und keinerlei Nachteile davontragen“* (Buchner 2008, 516; H.i.O.) sollen. An dieser Stelle folgen Informationen zu Auswahl der Interviewpartner, Erstgespräch, Sprache und Kommunikation, Setting sowie Interviewform bei Menschen mit geistiger Behinderung.

Auswahl der Interviewpartner

Buchner (ebd., 518; H.i.O.) gibt an, dass die Suche nach InterviewpartnerInnen meist über Anfragen an Institutionen der Behindertenhilfe erfolgt und verweist gleichzeitig auf damit verbundene Probleme: „Die angesprochenen Professionellen nehmen ... in vielen Fällen die Position eines ‚Gatekeepers‘ ein, d.h. sie bestimmen ..., ob in der betreffenden Einrichtung überhaupt geforscht werden darf, welche Personen beforscht werden sollten.“ Er empfiehlt das „Kontaktieren von *Selbstvertretungsorganisationen*“ (ebd., 519; H.i.O.), da hier „keine von macht- und abhängigkeitsbedingten Hierarchien vorhanden [sind; K.L.], wie sie in Institutionen der Behindertenhilfe vorkommen, was eine wirklich freiwillige Teilnahme erleichtert“ (ebd.).

Erstgespräch (Informationen, Beziehungsgestaltung)

Es gilt, Menschen mit geistiger Behinderung vor einem möglichen Interview ausführlich über das Forschungsvorhaben zu informieren⁶⁴ (Hagen 2002, 299). Für viele stellt ein Interview eine neue Situation dar und die Erfahrungen, die sie bis dorthin mit Erhebungen zu ihrer Person gemacht haben, sind v.a. auf medizinische

⁶⁴ Informationen, die im Erstgespräch (und auch nochmals vor dem eigentlichen Interview) gegeben werden, beziehen sich auf folgende Punkte: freiwillige Teilnahme, Anonymisierung der Daten sowie Tonbandaufzeichnung (Buchner 2008, 518ff).

Tests zurückzuführen (Buchner 2008, 517). Es sollte daher bereits im Vorfeld geklärt werden, dass es sich beim Interview um keine Testsituation handelt (Hagen 2002, 299).

„Die Beziehung zwischen InterviewerIn und ProbandIn ist für eine erfolgreiche Befragung und für den gesamten Forschungsprozess von wesentlicher Bedeutung“ (Buchner 2008, 517). Das Erstgespräch gibt die Möglichkeit, eine Beziehung aufzubauen, indem der/die InterviewerIn die Situation bspw. durch eigene Erzählungen ein wenig auflockert (ebd.). Dadurch können auch „eventuelle Ängste und verzerrte Vorstellungen von einem/r WissenschaftlerIn“ (ebd.) aufgelöst werden. Im Erstgespräch sollten auch erste biographische Daten ermittelt werden (Hagen 2002, 299), um so im Gespräch dann individuell darauf eingehen zu können.

Sprache und Kommunikation

Hagen (2007, 22) geht davon aus, dass ein *echtes* Gespräch mit den InterviewpartnerInnen wichtig ist, um „wirksame, für die Hilfsadressat(inn)en als sinnvoll erlebbare Unterstützungsleistungen entwickeln zu können.“ Diese Gespräche/Interviews „sollten in einer verständlichen, nachvollziehbaren Sprache⁶⁵ geführt werden, was nicht gleich zu setzen ist mit einer übersimplen Sprachverwendung“ (Buchner 2008, 521).

Buchner (ebd., 520; H.i.O.) führt auch an, dass der/die InterviewerIn flexibel sein muss und sich in die Interviewperson hineinversetzen können sollte: „Sie muss ein *hohes Maß an Sensibilität, Spontaneität und Einfühlungsvermögen* in Bezug auf die Gesprächsführung aufweisen.“

Setting

Hagen (2002, 299) spricht sich dafür aus, dass Interviews „in der alltäglichen Umgebung der Betroffenen stattfinden“ sollten. Es sollte vielleicht ein eigener Raum dafür gewählt werden, um sicher gehen zu können, dass die Interviewten frei sprechen und sich kritisch äußern können ohne Sanktionen (bspw. von Familienmitgliedern oder InstitutsmitarbeiterInnen) fürchten zu müssen (ebd.). Buchner (2008, 519; H.i.O.) fordert Flexibilität und schlägt vor, „die *Auswahl gänzlich den ProbandInnen zu überlassen*.“

⁶⁵ Fremdwörter sollten im Gespräch vermieden bzw. durch andere Wörter ersetzt oder erklärt werden (Buchner 2008, 521).

Interview (Methode, Gesprächseinstieg, Länge)

Hagen (2002, 299) spricht sich dafür aus, für die Personengruppe der Menschen mit geistiger Behinderung eine Interviewmethode zu wählen, „die zum einen dem Erzählenden größtmöglichen Raum für seine Problemsichten gibt. Zum anderen sollte mittels eines Leitfadens mit den interessierenden Fragen die Interviewsituation so strukturiert werden, dass die jeweils relevanten Problemlagen erfasst werden.“ Meiner Meinung nach kann das Problemzentrierte Interview von Witzel (2000) die nötige Flexibilität, Offenheit und Strukturierung gewährleisten.

Der Gesprächseinstieg sollte dazu beitragen, dass das Interview vertrauensvoll und entspannt abläuft. „Dazu kann die forschende Person einen Beitrag leisten, indem sie das Interview damit eröffnet, dass sie nochmals auf die zugesagte Anonymität, die Hintergründe der Forschung und die Bedeutung der Betroffenenperspektive für die Forschung verweist“ (Buchner 2008, 520). Buchner (ebd., 521) empfiehlt auch, „die erste Phase des Interviews mit Fragen zur momentanen Lebenssituation und der unmittelbaren Lebenswelt der Person mit so genannter geistiger Behinderung zu gestalten.“

Die Länge des Interviews variiert individuell, daher sollte immer wieder darauf hingewiesen werden, dass auch „eine Pause eingelegt werden kann, um neue Kräfte für die Fortsetzung des Gesprächs zu sammeln. Sollte ein Erschöpfungszustand erreicht sein ..., kann ein weiterer Termin für die Weiterführung des Interviews angeboten werden“ (ebd.).

5.2.2 Auswahl der Interviewpartner

In der vorliegenden Arbeit wurden Väter mit geistiger Behinderung erstmals im deutschsprachigen Raum genauer zu ihrer Lebens- und Unterstützungssituation interviewt. Es handelt sich dabei um einen Vorstoß auf diesem Gebiet und die Männer sollten insofern davon profitieren, als möglicherweise noch weitere Studien dazu folgen werden bzw. das Thema an sich in der Praxis an Bedeutung gewinnt. Das Spektrum der Lebens- und Unterstützungssituationen der möglichen Väter wurde im Vorfeld nicht eingeschränkt, um für die Vielfalt der möglichen Vaterschaften offen zu sein: Es kann sich dabei bspw. um verheiratete oder ledige Männer handeln bzw. um Väter, die mit ihrer Partnerin und den Kindern zusammenleben oder auch

alleine leben sowie Männer, die noch zu Hause, in einer eigenen Wohnung, in einer betreuten Wohnung oder in einer Wohngemeinschaft leben. Voraussetzung war, dass sie einmal in ihrem Leben Vater geworden sind und zur Gruppe der Menschen mit geistiger Behinderung gezählt werden. Mit Hilfe des Internets wurde Anfang Juni 2011 eine umfangreiche Adressenliste an Institutionen der Behindertenhilfe und Selbstvertretergruppen angelegt, die anschließend per E-Mail über das Anliegen, der Suche nach geeigneten Interviewpartnern, kontaktiert wurden. Es stellte sich, trotz der vorhin beschriebenen ‚Offenheit‘, recht schnell heraus, dass es nicht einfach werden würde, genügend Interviewpartner zu finden, denn die meisten Institutionen und Selbstvertretergruppen reagierten auf das Anliegen mit einer Absage. Die Institutionen begründeten dies v.a. damit, dass diese Personengruppe nicht zu ihrem KlientInnenkreis zählen. Zwischenzeitlich stellten sich sieben Väter mit geistiger Behinderung als Interviewpartner zur Verfügung, wobei zwei davon kurzfristig ohne Angabe von Gründen noch abgesprungen sind und mit dem Dritten konnte aufgrund plötzlicher gesundheitlicher Probleme kein Gespräch geführt werden. Schlussendlich haben sich vier Männer aus zwei unterschiedlichen Institutionen der Behindertenhilfe für ein Erstgespräch und Interview bereit erklärt.

5.2.3 Kontaktaufnahme: Erstgespräch

Die Kontaktaufnahme erfolgte wie in Kapitel 5.2.2 beschrieben anfangs über zwei Institutionen der Behindertenhilfe, die einen Kontakt herstellten, indem sie, nach Absprache mit ihren Klienten, die Kontaktdaten (der Klienten bzw. von Ansprechpersonen wie bspw. dem Werkstättenleiter) zur Verfügung stellten. Mit drei von vier Männern wurde das Erstgespräch (Ort, Datum, Uhrzeit) bei einem ersten Telefongespräch vereinbart, sie konnten sich daher selbst aussuchen, wann und an welchem Ort das Treffen stattfinden sollte. Zwei Gespräche wurden jeweils in einem Kaffeehaus durchgeführt und ein anderes in einem Seminarraum. Bei Herrn B wurde das Erstgespräch über den Werkstättenleiter vereinbart und als Treffpunkt wurde der Speisesaal der Institution ausgewählt. Die Erstgespräche erfolgten von Juli bis Dezember 2011 und dauerten zwischen 15 und 45 Minuten. Bei den ersten drei Interviewpartnern lag zwischen dem Erstgespräch und dem eigentlichen Interview eine Pause von 14 Tagen bis vier Monaten, aufgrund zeitlicher Engpässe bei Herrn D wurde dieses Interview gleich anschließend an das Erstgespräch geführt.

In den Erstgesprächen wurden die Männer über das Forschungsvorhaben informiert. Sie wurden darüber aufgeklärt, dass es sich dabei um keine Testsituation handelt, sondern dass bei dem Gespräch ihre Lebensgeschichte, ihre Sicht auf die Vaterrolle, ihr Lob und ihre Kritik an Unterstützungssystemen von zentraler Bedeutung sind. Es wurde ihnen das Thema und die Fragestellung vorgestellt sowie die Rahmenbedingungen des Erstgesprächs und Interviews erläutert. Zu den Rahmenbedingungen zählten u.a. folgende Punkte:

- Zusicherung der freiwilligen Teilnahme am Erstgespräch und Interview,
- Zusicherung der Anonymität (bspw. bei der Gesprächstranskription und in der Diplomarbeit),
- Zusicherung, das Interview jederzeit beenden zu können,
- Zusicherung der Möglichkeit einer Pause.

Sie erhielten die gesammelten Informationen auch noch einmal in schriftlicher Form in einer Leichter-Lesen-Version (große Schrift, wenig bzw. vereinfachter Inhalt). Der Inhalt des Informationsblattes befindet sich zur Ansicht im Anhang (A). Das Informationsblatt wurde vor Ort laut und deutlich vorgelesen, darüber hinaus wurde der Inhalt nochmals genau besprochen. Den Männern wurde auch eine Einverständniserklärung vorgelegt, in der sie mit ihrer Unterschrift bestätigten, dass sie die Rahmenbedingungen verstanden haben, über das Forschungsvorhaben informiert wurden und sich bereit erklärten, am Interview teilzunehmen. Die Männer wurden, bevor sie die Erklärung unterschrieben haben, nochmals gefragt, ob noch Unklarheiten herrschen. Nachdem alle Fragen geklärt waren, haben alle vier Männer unterschrieben. Ein Musterbeispiel der Einverständniserklärung befindet sich zur Ansicht im Anhang (A), die unterschriebenen Exemplare sind dieser Arbeit nicht beigelegt (um die zugesicherte Anonymität zu wahren).

Das Erstgespräch wurde einerseits dazu genutzt, um eine Beziehung zu den Interviewpartnern herzustellen und andererseits bereits erste persönliche Informationen zu ihnen und ihren Kindern zu erhalten, um sich somit auf das Interview, die Fragen und die für sie relevanten Themenbereiche vorab einstellen zu können. Es macht einen gravierenden Unterschied bei den Fragestellungen, ob ein Vater mit geistiger Behinderung bspw. alleine in einer Einrichtung oder gemeinsam mit seinem Kind in einer eigenen Wohnung lebt.

5.2.4 Kurzfragebogen

Vor dem eigentlichen Interview wurden die Männer gebeten, Auskunft zu bio- und demographischen Daten zu geben. Der Kurzfragebogen beinhaltete somit Fragen zu Alter, Wohnform, Ausbildung und Beschäftigung des Befragten sowie Anzahl, Alter und Wohnform seiner Kinder. U.a. wurde auch danach gefragt, wie oft und wo er sein/e Kind/er sehen kann und ob er die gemeinsame Zeit alleine mit seinem/en Kind/ern oder unter Aufsicht eines/r weiteren Erwachsenen verbringt. Es wurde auch versucht, mit den Männern zuallererst über ihre momentane Lebenssituation zu sprechen, um die erste Nervosität abzubauen und anschließend daran in einen gemeinsamen Dialog zu finden. Der vollständige Kurzfragebogen befindet sich zur Ansicht im Anhang (B).

5.2.5 Interviews

Vor den Interviews wurden die Interviewpartner nochmals an die Informationen des Erstgesprächs erinnert und nachgefragt, ob sie ihr Einverständnis zum Interview möglicherweise revidieren möchten. Alle Interviewpartner blieben bei ihrem Einverständnis, an dem Interview teilnehmen zu wollen.

Die Interviews wurden von Oktober bis Dezember 2011 geführt und dauerten in etwa zwischen 40 bis 50 Minuten. Der Ort des Interviews wurde von den Interviewpartnern selbst ausgewählt. Der Treffpunkt sollte nur nicht zu laut und zu überfüllt sein, um einerseits die Aufnahme des Gesprächs nicht unnötig zu erschweren und andererseits dem Interviewpartner die nötige Privatsphäre zu gewährleisten. Die ersten beiden Interviews wurden jeweils in einem Büroraum geführt, während die letzten beiden in Kaffehäusern abgehalten wurden.

5.2.6 Interviewleitfaden

Im Vorfeld wurde ein Interviewleitfaden erstellt, innerhalb dessen die Interviews mit den Männern vorgesehen waren. Der Interviewleitfaden wurde, unter Berücksichtigung der Fragestellung und der Subfragen, teilweise in Anlehnung an die Interviewleitfäden von Matzner (2004, 451f) sowie Pixa-Kettner u.a. (1996, 5; Anhang III – a) erstellt. Der Leitfaden enthielt vier verschiedene Fragentypen: Die

Einstiegsfragen (EF) wurden am Anfang eines Themenblocks möglichst offen gestellt, um eine Erzählung zu ermöglichen. Die Hauptfragen (HF) sprachen jene Themen an, die wesentlich erschienen, um die Forschungsfragen der Diplomarbeit zu beantworten. Die Alternativfragen (AF) wurden alternativ zur Hauptfrage gestellt, falls sich eine Umschreibung der Hauptfrage notwendig erwies. Die Zusatzfragen (ZF) wurden zusätzlich zur Hauptfrage gestellt, falls durch die Beantwortung der Hauptfrage einzelne Aspekte nicht angesprochen wurden. Der vollständige Interviewleitfaden befindet sich zur Ansicht im Anhang (B).

Der erste Fragenkomplex bezog sich auf die *Vaterschaft* der Männer mit geistiger Behinderung. Die Väter wurden zur Beziehung zu ihrem/ihren Kind/ern näher befragt. Die Fragen waren dabei nach der jeweiligen Wohnsituation der Väter und deren Kindern differenziert, also ob sie zum Zeitpunkt der Befragung *in einem gemeinsamen Haushalt lebten* oder *nicht*, da dies Auswirkungen auf den Gehalt der Vater-Kind-Beziehung haben kann (Kapitel 3.3). Hier wurden die Väter dazu befragt, wie sie die Beziehung zu ihrem/ihren Kind/ern erlebten und welche Aufgaben sie als Vater übernahmen. Väter, die mit ihrem/ihren Kind/ern in einem Haushalt lebten wurden darüber hinaus gefragt, ob sie sich ein Leben ohne ihrem/ihren Kind/ern vorstellen könnten. Väter die mit ihrem/ihren Kind/ern *nicht* in einem Haushalt lebten wurden einerseits zu den Umständen, die zur Trennung führten, genauer befragt und es wurde erfragt, von wem die Trennung veranlasst wurde. Andererseits wurden Fragen zur derzeitigen gesetzlichen Verantwortung (Sorgerecht, Obsorge ...) für das/die Kind/er gestellt. Weiters ging es auch um die eher fiktive Frage, ob sie (wieder) gerne mit ihrem/ihren Kind/ern zusammenleben würden und was sich dafür ändern müsste.

Im Rahmen des zweiten Fragenkomplexes ging es um das Erleben von *Reaktionen auf die Vaterschaft* von Personen von Einrichtungen der Behindertenhilfe (Leitung, BetreuerInnen, MitbewohnerInnen und KollegInnen), Familienangehörigen sowie FreundInnen. Hier wurden die Väter dazu befragt, wie diese Reaktionen nach der Mitteilung erlebt wurden und was diese Personen gesagt haben.

Im dritten Fragenkomplex wurden die Väter zu Erfahrungen mit *Unterstützungssystemen* im Bezug auf die Hilfe bei der Kindererziehung befragt. Es ging dabei um die Unterstützung von der Familie und FreundInnen einerseits,

andererseits von institutionellen und öffentlichen Stellen. Im Rahmen der Fragen wurden die Art der in Anspruch genommenen Hilfe und ob diese Hilfe selbst eingefordert wurde (oder nicht) angesprochen. Die Fragen bezogen sich dabei auf die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und sprachen positive und negative Punkte sowie Verbesserungsvorschläge und Punkte, welche vermisst wurden, an.

5.3 Datenaufbereitung

5.3.1 Aufnahme und Transkription

Die Interviews wurden mittels MP3-Player aufgezeichnet und auf den Computer überspielt. Zur Verschriftlichung des Gesagten wurde die Transkriptionssoftware F4 verwendet, um ein schnelleres Abtippen der Interviews zu ermöglichen. Um eine einheitliche Transkription zu gewährleisten, wurde folgendes Notationssystem⁶⁶, in Anlehnung an die Auflistung von Reinders (2005, 256) über häufig verwendete Notationen, angefertigt:

Notation	Bedeutung/Anwendung
<u>Betonung</u>	Darstellung eines betonten Wortes, Wort- und Satzteil
(.), (..), (...)	Darstellung von kurzen und längeren Pausen (1s), (2s), (3s oder länger)
(lacht)	Darstellung nonverbaler Ausdrucksformen
[Informationen]	Darstellung zusätzlicher Informationen
<unverständlich>	Darstellung eines unverständlichen Wortes, Wort- und Satzteil
...	Darstellung eines unvollständigen Satzes durch eine Unterbrechung

Abbildung 4: Notationssystem der Transkription

Die Transkription wurde aus Gründen der höheren Nachvollziehbarkeit und besseren Lesbarkeit wörtlich auf Hochdeutsch in Form von ganzen Sätzen transkribiert.

⁶⁶ Ein Notationssystem gibt Auskunft darüber, „wie zusätzliche Informationen zur Standardorthographie hinzugefügt werden können“ (Reinders 2005, 255).

Vorhandene Dialekte wurden nicht übernommen und die Setzung von Satzzeichen wurde dem Schriftdeutsch angenähert. Begriffe, die von den Männern neu ‚erfunden‘ bzw. in einem anderen Kontext als sonst verwendet wurden, wurden in die Transkription übernommen, wie z.B. ‚Strenglichkeit‘ oder ‚Ablegestelle‘. Es wurden einige ‚ja‘, ‚mhm‘ und ‚äh‘ der Interviewten bzw. Interviewerin nicht angeführt, wenn diese keinerlei Bedeutung bei der Datenauswertung hatten. Informationen des Interviewten, die einen Rückschluss auf dessen Person zulassen, wie z.B. Namen und Adressen, wurden anonymisiert.

5.3.2 Postskriptum

Nach jedem Erstgespräch sowie Interview wurde unmittelbar nach dem Treffen ein Postskriptum als Zusatzprotokoll angefertigt. Um eine Vergleichbarkeit zu ermöglichen, wurden folgende Fragen dabei berücksichtigt:

- Wer hat an dem Interview teilgenommen? (Interviewpartner Herr A-D)
- Wo hat das Interview stattgefunden?
- Was waren die Rahmenbedingungen (Datum, Zeit, Dauer)?
- Welche Themen wurden im Interview angesprochen?
- Wie ist das Interview zustande gekommen? Wie wurde Kontakt mit dem Interviewpartner aufgenommen (Mail, SMS, Telefon)?
- Wer hat den Ort des Interviews festgelegt?
- Wie ist das Gespräch verlaufen (Dynamik, Auffälligkeiten, Gefühle)?
- Wie hat sich der Interviewpartner vor/während/nach dem Interview verhalten?
- Was geschah vor/nach dem aufgezeichneten Interview?

Die ausgefüllten Postskripte für insgesamt acht Gespräche befinden sich zur Ansicht im Anhang (C).

5.4 Datenauswertung – Qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (2010)

Die Auswertung des erhobenen Datenmaterials wurde über die Qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (2010) erreicht. Techniken qualitativer Inhaltsanalysen werden ganz allgemein als „Vorgehensweisen systematischen, d.h. theoriegeleiteten

und regelgeleiteten Textverstehens und Textinterpretierens“ (Mayring 2010, 63) verstanden. Mayring (2002, 114) beschreibt Bedeutung und Arbeitsschritte dieser Auswertungsmethode folgendermaßen:

„Die Stärke der Inhaltsanalyse ist, dass sie streng methodisch kontrolliert das Material schrittweise analysiert. Sie zerlegt ihr Material in Einheiten, die sie nacheinander bearbeitet. Im Zentrum steht dabei ein theoriegeleitet am Material entwickeltes Kategoriensystem; durch dieses Kategoriensystem werden diejenigen Aspekte festgelegt, die aus dem Material herausgefiltert werden sollen.“

5.4.1 Technik qualitativer Inhaltsanalyse – Strukturierende Inhaltsanalyse

Mayring (2010, 64f; H.i.O.) unterscheidet „*drei Grundformen des Interpretierens*“: die „Zusammenfassung“, die „Explikation“ sowie die „Strukturierung.“ Das Ziel der Zusammenfassung ist es, das Material zu verringern, ohne dabei wichtige Inhalte zu verlieren, um ein „Abbild des Grundmaterials“ (ebd., 65) zu erhalten. Im Gegensatz dazu wird bei der Explikation das Material sogar erweitert. Es wird „zu einzelnen fraglichen Textstellen ... zusätzliches Material“ hinzugefügt wodurch „das Verständnis erweitert“ (ebd.) werden soll. Bei der Strukturierung kommt es darauf an „bestimmte Aspekte aus dem Material herauszufiltern, unter vorher festgelegten Ordnungskriterien einen Querschnitt durch das Material zu legen oder das Material aufgrund bestimmter Kriterien einzuschätzen“ (ebd.).

Die Strukturierung, laut Mayring (ebd., 92) die „wohl zentralste inhaltsanalytische Technik“, wurde in der vorliegenden Diplomarbeit verwendet, um das Datenmaterial auszuwerten, da mit Hilfe dieser Methode die Interviews der Väter mit geistiger Behinderung auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede hin analysiert werden können. Wie bereits erwähnt, liegt das Ziel der Strukturierung darin, bestimmte Aspekte bzw. eine Struktur aus dem Material herauszufiltern. „Diese Struktur wird in Form eines Kategoriensystems an das Material herangetragen“ (ebd.). Die einzelnen Kategorien werden, auf Basis der Fragestellung und des theoretischen Teils dieser Arbeit, erstellt und alle Textstellen in den Transkripten, die einer Kategorie zugeordnet werden können, „werden dann aus dem Material systematisch extrahiert“ (ebd.).

Die strukturierende Inhaltsanalyse kann wiederum in vier Formen differenziert werden: Formale, inhaltliche, typisierende oder skalierende Strukturierung (ebd., 94). Die vorliegende Arbeit untersucht die Lebens- und Unterstützungssituation von Vätern mit geistiger Behinderung und soll deren Aussagen und Meinungen zum

Thema eruieren, das bedeutet, dass v.a. der Inhalt des Gesagten eine zentrale Bedeutung bei der Auswertung hat. Es wird daher die inhaltlich strukturierende Inhaltsanalyse als Analyseform verwendet, weil sie das „Material zu bestimmten Themen, zu bestimmten Inhaltsbereichen extrahieren und zusammenfassen“ (Mayring 2010, 94) will.

5.4.2 Ablaufmodell einer inhaltlich strukturierenden Inhaltsanalyse

Das Ablaufmodell der inhaltlich strukturierenden Inhaltsanalyse besteht aus zehn Schritten, die im Folgenden kurz vorgestellt werden: Zunächst müssen die Analyseeinheiten bestimmt werden (Mayring 2010, 93). Im zweiten Schritt müssen die Strukturierungsdimensionen „genau bestimmt werden, sie müssen aus der Fragestellung abgeleitet und theoretisch begründet werden“ (ebd., 92). In einem weiteren Schritt werden die Dimensionen „zumeist weiter differenziert, indem sie in einzelne Ausprägungen aufgespaltet“ (ebd.) und daran anschließend „zu einem Kategoriensystem zusammengestellt“ (ebd.) werden. Im vierten Schritt wird genau festgelegt, wann „ein Materialbestandteil unter eine Kategorie fällt“ (ebd.): Es müssen die Kategorien definiert werden, d.h. also es wird genau beschrieben, „welche Textbestandteile unter eine Kategorie fallen“ (ebd.), danach wird jeder Kategorie ein Ankerbeispiel, also ein Prototyp einer Kategorie, zugeteilt und darüber hinaus werden Regeln [Kodierregeln; K.L.] formuliert, um Abgrenzungsprobleme vermeiden zu können (ebd.). Die nächsten beiden Schritte (fünf und sechs) stellen einen Materialdurchlauf dar und werden zunächst einem Probedurchgang unterzogen, um somit festzustellen, „ob die Kategorien überhaupt greifen, ob die Definitionen, Ankerbeispiele und Kodierregeln eine eindeutige Zuordnung ermöglichen“ (ebd.). Schritt fünf bezeichnet die Fundstellenbezeichnung während des Materialdurchlaufs. Das bedeutet, dass die Textstellen, sogenannte ‚Fundstellen‘, „im Material bezeichnet [werden; K.L.], in denen die Kategorie angesprochen wird“ (ebd.). Die Textstellen werden mit Hilfe einer Nummerierung oder eines Farbschemas im Text markiert, um den Überblick nicht zu verlieren (ebd., 92ff). Schritt sechs ermöglicht es, das „gekennzeichnete Material je nach Ziel der Strukturierung“ zu bearbeiten und aus dem Text herausschreiben zu können (ebd. 94). Im Hauptdurchgang, dem siebten Schritt, werden dann die beiden vorhergehenden Schritte nochmals wiederholt und falls notwendig kann „eine Überarbeitung, eine teilweise Neufassung vom

Kategoriensystem und seinen Definitionen“ (ebd.) vorgenommen werden. In einem achten Schritt wird das extrahierte Material paraphrasiert (Mayring 2010, 98), d.h. in „eine knappe, nur auf den Inhalt beschränkte, beschreibende Form“ (ebd., 69) gebracht. Die beiden letzten Schritte bestehen darin, die Paraphrasen „zunächst pro Unterkategorie, dann pro Hauptkategorie“ (ebd., 98) zusammenzufassen.

6. Darstellung der Ergebnisse

Das Kapitel hat die Ergebnisse der Analyse der vier geführten Interviews zum Inhalt. Der erste Teil des Kapitels beinhaltet die Vorstellung der Kategorien (Kapitel 6.1), mit denen bei der Analyse gearbeitet wurde. Zum besseren Verständnis wurde eine Übersicht der interviewten Väter mit geistiger Behinderung (Kapitel 6.2) den Einzelfalldarstellungen sowie den Auswertungen der einzelnen Interviews, im Blick auf Kategorien und Subkategorien, vorangestellt (Kapitel 6.3). Der vierte Teil des Kapitels beinhaltet die Darstellung und Diskussion der erhobenen Ergebnisse dieser Untersuchung (Kapitel 6.4). Hier werden auch gegebenenfalls Zusammenhänge zwischen den Ergebnissen und dem theoretischen Teil der Arbeit dargestellt.

6.1 Vorstellung des Kategoriensystems

An dieser Stelle wird das Kategoriensystem mit den einzelnen Kategorien vorgestellt, mit deren Hilfe die transkribierten Interviews mit den Vätern mit geistiger Behinderung ausgewertet wurden. Die erstellten Kategorien wurden, wie in Kapitel 5.4.1 erwähnt, theoriegeleitet, d.h. basierend auf der Fragestellung und dem theoretischen Teil dieser Arbeit erstellt. Den Kategorien wurden Definitionen, Ankerbeispiele und Kodierregeln hinzugefügt. Sie wurden anschließend in einem Kategoriensystem gebündelt, dies entspricht folglich dem vierten Schritt des Ablaufmodells einer inhaltlich strukturierenden Inhaltsanalyse. Das vollständige Kategoriensystem befindet sich zur Ansicht im Anhang (D).

K1 Vaterschaft

Der ersten Kategorie wurden Aussagen der Männer zur *Vaterschaft* zugeordnet. Wie sich bereits im Interviewleitfaden (Kapitel 5.2.6) abzeichnet, wird grob nach der

jeweiligen Wohnsituation der Väter und deren Kindern unterschieden, d.h. ob *Vater und Kind/er in einem Haushalt leben* (K1.1) oder *nicht*. Darüber hinaus wurde noch eine weitere Differenzierung vorgenommen, ob das/die Kind/er bei der Kindesmutter (K1.2) oder fremd untergebracht (K1.3) wurde/n. Im Laufe der Auswertung zeigte sich, dass die Antworten sich aufgrund des derzeitigen Wohnorts des/der Kind/er v.a. in fünf Subkategorien (Vater-Kind-Beziehung, Aufgaben als Vater, Trennung, Verantwortung und (Wieder-)Vereinigung) unterschieden. Die Vermutung lag nahe, dass bspw. die Beziehung zwischen den Eltern dabei eine Rolle spielt. Die Vater-Kind-Beziehung und die Aufgaben, die ein Vater übernehmen kann, sind bei Herrn D aufgrund von Streitigkeiten mit der Kindesmutter stark reduziert.

Die Subkategorien bei Vätern, die mit ihrem/n Kind/ern zusammenleben, lauten: Vaterrolle (K1.1.1), Vater-Kind-Beziehung (K1.1.2), Aufgaben als Vater (K1.1.3) und Leben ohne Kind (K1.1.4). Der Aspekt der letzten Subkategorie wurde (bereits im Interviewleitfaden) eingeführt, um eine Form von ‚Gegenprobe‘ zur Vater-Kind-Beziehung herzustellen und den Gehalt dieser Beziehung zu eruieren.

Bei Vätern, die mit ihrem/n Kind/ern nicht zusammenleben, lag das Hauptaugenmerk auf der Trennung von dem/den Kind/ern (K1.2.4; 1.3.4), der gesetzlichen Verantwortung für das/die Kind/er (K1.2.5; 1.3.5) und einer möglichen (Wieder-) Vereinigung von Vater und Kind/ern (K1.2.6; 1.3.6). Informationen zur Vaterrolle (K1.2.1; 1.3.1), Vater-Kind-Beziehung (K1.2.2; 1.3.2) sowie zu den Aufgaben als Vater (K1.2.3; 1.3.3), zählen ebenfalls zu den Subkategorien.

K2 Soziale Reaktionen auf die Vaterschaft

Die zweite Kategorie umfasst Aussagen zu *sozialen Reaktionen* von Personen aus Institutionen der Behindertenhilfe (K2.1), Familienmitgliedern (K2.2) sowie FreundInnen und Bekannten (K2.3) auf die Vaterschaft. Hier wurden u.a. alle Aussagen der Männer zu Reaktion, Haltung, Verhalten sowie Äußerungen des sozialen Umfelds der Männer auf die Nachricht der Vaterschaft zugeordnet.

K3 Unterstützung

In der dritten Kategorie wurden Aussagen zu professionellen und familiären *Unterstützungssystemen* (K3) festgehalten. Es wurde dabei nach drei Zeitpunkten, kategorisiert: Vergangenheit (K3.1), Gegenwart (K3.3) und Zukunft (K3.4). Darüber hinaus wurden in diesen Subkategorien allgemeine Informationen (K3.1.1; 3.3.1;

3.4.1) zur Unterstützung sowie zur Begründung und Bewertung (K3.1.2; 3.3.2; 3.4.2) dieser Unterstützung gesammelt. Der vierten Subkategorie wurden Verbesserungsvorschläge (K3.2) an der erhaltenen Unterstützungsleistung zugeordnet. Weiters wurden die Bereiche (K3.2.1) und die jeweiligen Gründe (K3.2.1) für eine andere Unterstützung oder höhere Unterstützungsleistung dieser Subkategorie zugeordnet.

6.2 Übersicht der interviewten Väter mit geistiger Behinderung

Die vier befragten Väter sind im Alter von 26 bis 56 Jahren und haben insgesamt zehn Kinder im Alter von 16 Monaten bis 29 Jahren. Eine Tochter lebt in einer eigenen Wohnung, zwei Kinder leben nur beim Vater, drei Kinder leben bei der Kindesmutter, ein Kind lebt bei der Großmutter mütterlicherseits und ein Kind lebt in einer Wohngemeinschaft.

Herr A (56J) 3 Kinder von 2 Frauen	1 Tochter (29J) von 1. Frau	1 Sohn (16J) von 2. Frau	1 Sohn (9J) von 2. Frau
	eigene Wohnung, Familie	lebt beim Vater	lebt beim Vater
Herr B (33J) 2 Kinder	1 Sohn (13J)	1 Tochter (10J)	
	lebt bei der Mutter	lebt bei der Mutter	
Herr C (26J) 2 Kinder	1 Sohn (7J)	1 Sohn (3J)	
	lebt in einer WG	lebt bei der Großmutter	
Herr D (30J) 3 Kinder von 2 Frauen	1 Sohn (6J) von 1. Frau	1 Tochter (4J) von 1. Frau	1 Tochter (16Lm) von 2. Frau
	lebt bei der Mutter	lebt bei der Mutter	lebt bei der Mutter

Abbildung 5: Übersicht der interviewten Väter mit geistiger Behinderung

Herr A ist alleinerziehender Vater und lebt gemeinsam mit seinen Kinder in einem Haushalt. In die Auswertung flossen nur Äußerungen, die seine beiden Söhne betrafen, da er nur ungern über seine Tochter sprach und sie außerdem schon erwachsen ist sowie eine eigene Familie gründete.

Die Kinder von Herrn B und Herrn D leben bei der jeweiligen Kindesmutter.

Die Kinder von Herrn C wurden nach der Trennung von ihrem Vater fremd untergebracht. Bei dem älteren Sohn handelt es sich dabei um einen Platz in einer Wohngemeinschaft und der Jüngere lebt bei der Mutter der Kindesmutter. Die Unterbringung bei der Großmutter fällt in diesem Fall auch unter Fremdunterbringung, da in der vorliegenden Untersuchung zwischen *lebt bei der Kindesmutter* oder ist *fremd untergebracht* differenziert wird.

6.3 Fallbeschreibungen der interviewten Väter mit geistiger Behinderung und Auswertung der einzelnen Interviews

6.3.1 Herr A

Herr A ist zum Zeitpunkt des Interviews 56 Jahre alt und nach Angaben der Einrichtung der Behindertenhilfe, in der er beschäftigt ist, hat er eine leichte geistige Behinderung. Er besuchte eine Sonderschule und begann anschließend daran eine Hilfsarbeiterlehre als Automechaniker. Herr A hatte in unterschiedlichen Bereichen (Hilfspfleger im Krankenhaus, Straßenkehrer, Sanitätsausbildung beim Bundesheer, Hilfsarbeiter bei Schaustellern) Arbeitserfahrung gesammelt. Er war zwischenzeitlich aufgrund von „Raufhandlung mit schwerer Körperverletzung“ (Herr A, 32f) ein halbes Jahr im Gefängnis. Um Geld zu verdienen, nahm Herr A später Hilfsjobs an und beteiligte sich bei Plasmaspenden. Er bezieht derzeit eine Invaliditätspension und ist seit etwa 30 Jahren Klient in einer Einrichtung der Behindertenhilfe, wo er in einer Kunstwerkstätte beschäftigt und aktives Mitglied einer Selbstvertreterorganisation ist. Herr A hat zwei Schwestern und einen Bruder. Den Kontakt zu seinen Eltern hat er schon lange abgebrochen, da sie ihn der Wohnung verwiesen haben. Es folgte für ihn eine schwere Zeit „mit Selbstmord[versuch; K.L.] und Alkohol, weil ich nicht mehr gewusst habe hinten und vorne“ (ebd., 29f). Er ist seit zwölf Jahren trockener

Alkoholiker. Herr A lebte anfangs in einer Trainingswohnung des BeWo (betreutes Wohnen) und hat zurzeit eine eigene Wohnung. Er hat drei Kinder (Tochter 29 J., Sohn 16 J., Sohn 9 J.) mit zwei verschiedenen Frauen. Seine Tochter ist verheiratet und hat bereits eine eigene Familie. Herr A hat keinen Kontakt zu ihr. Er war mit der Kindesmutter der beiden Söhne verheiratet und alle wohnten in einer gemeinsamen Wohnung. Die Söhne wurden etwa ein Jahr vor der Scheidung (im Jahr 2006) aus der Familie genommen und in einer WG in einem anderen Bundesland untergebracht, da die Mutter das Wohl der Kinder gefährdet haben soll und nach Angaben von Herrn A, psychisch labil sei. Herr A hielt jeden Tag mit seinen Söhnen Kontakt und kämpfte beim Jugendamt darum, dass seine Kinder wieder bei ihm leben durften. Die Söhne lebten etwa dreieinhalb Jahre in der WG bevor sie wieder, unter Einhaltung von Vorschriften des Jugendamts, zu ihrem Vater zurück kamen (im Jahr 2008). Herr A ist ein alleinerziehender Vater.

K1 Vaterschaft – K1.1 Leben in einem Haushalt

K1.1.1 Vaterrolle

Herr A ist nach eigener Auffassung ein verantwortungsvoller und bewusster Vater. Er ist etwas nachsichtig bei der Erziehung seiner Kinder, doch achtet er auch darauf, „dass sie Regeln haben, was wichtig ist“ (Herr A, 73). Bei der Einhaltung dieser Regeln ist er äußerst konsequent.

K1.1.2 Vater-Kind-Beziehung

Die Beziehung zu seinen Kindern bedeutet Herrn A sehr viel. Es ist ihm auch sehr wichtig, Vater zu sein und er begründet dies damit, dass er generell Kinder gerne hat, andernfalls hätte er überhaupt keine Kinder bekommen. Die Beziehung zum älteren Sohn beschreibt er folgendermaßen: „obwohl ich ab und zu den Großen gegen die Mauer stellen könnte, aber ab und zu hab ich ihn auch gern, wenn er die Richtlinien einhält“ (ebd., 103ff). Bei der Beziehung zum Jüngeren beschreibt er v.a. die körperliche Nähe zu ihm: „Der Kleine kommt, wenn er seine Streicheleinheiten braucht, er kommt von alleine. Er legt sich zu mir oder so, am Schoß“ (ebd., 107f). Die Kinder von Herrn A wurden nach der Scheidung in einer Wohngemeinschaft untergebracht und er kämpfte beim zuständigen Jugendamt darum, seine Kinder

wieder zu bekommen: „Ja, weil ich sie gerne habe und sie keine Ablegestelle sind“ (Herr A, 193f). Herr A versteht darunter, dass man sich der Verantwortung gegenüber einem Kind bewusst ist und sie nicht „ablegen, einfach hergeben und nicht mehr darum kümmern“ (ebd., 196) darf. Er geht auch davon aus, dass man vollenden muss, was man beginnt.

K1.1.3 Aufgaben als Vater

Herr A übernimmt viele Aufgaben, die den Haushalt betreffen, wie z.B. bügeln, kochen und Wäsche waschen, da er gemeinsam mit seinen Kindern in einer eigenen Wohnung lebte. Er achtet darauf, dass seine Kinder abends rechtzeitig ins Bett gehen und morgens wieder aufstehen, um in die Schule bzw. zur Kochausbildung zu kommen. Falls ein Kind krank wird, kümmert er sich darum und nimmt sich Pflegeurlaub. Herr A geht mit seinem jüngsten Sohn zum Arzt, kontrolliert dessen Hausaufgaben, geht zu Elternabenden in der Schule und organisiert außerdem auch den vom Jugendamt finanzierten Familienurlaub. Eine abwechslungsreiche Freizeitgestaltung ist ihm wichtig und daher besucht er mit seinen beiden Söhnen „Veranstaltungen überall, wo sie sind“ (ebd., 127). Herr A sieht die Aufgabe als Vater dann als ‚beendet‘, wenn die Kinder „selbstständig sind und ausziehen“ (ebd., 206), aber darüber hinaus möchte er dann auch noch für seine „Kinder da sein (..) in schwierigen Lagen“ (ebd., 210).

K 1.1.4 Leben ohne Kind

Ein Leben ohne seine Kinder kann sich Herr A zwar vorstellen, aber er geht davon aus, dass ihm dann etwas fehlen oder es ihm langweilig werden würde. Er meint nur, dass die Gestaltung seiner Abendbeschäftigung (wie z.B. ausgehen, tanzen) für ihn dann flexibler wäre.

K2 Soziale Reaktionen

K2.1 Institutionen

Herr A hat in der Einrichtung, in der er beschäftigt war, nur positive Rückmeldungen erhalten. Er äußert sich dazu folgendermaßen: „Ganz normal, das war ja nicht mehr so überraschend, weil es viele Klienten gegeben hat, die Mütter geworden sind, die Väter geworden sind“ (ebd., 254f).

K2.2 Familie

Anfangs reagierte seine Familie negativ, wobei das auch mit seinem Alkoholkonsum zu dieser Zeit zusammenhing. Die Taufpatin (und Tante) seines jüngsten Sohnes stellte ihn vor die Wahl: Entweder, er höre auf zu trinken und übernehme die Verantwortung für seine Kinder oder er verlasse die Familie. Er hat keinen Kontakt zu seinen Eltern, während seine Geschwister die Vaterschaft akzeptierten und sich auch darüber freuten. Seine Ex-Frau und Ex-Schwiegermutter reagierten ebenfalls positiv.

K2.3 FreundInnen/Bekannte

Herr A hat nicht viele Freunde. Er gibt an, dass die wenigen Freunde, die er hat, normal reagierten und es da „gar nichts gegeben“ (Herr A, 290) habe.

K3 Unterstützung

K3.1 Vergangenheit

Herr A hatte, als er mit seinen Kindern und der Kindesmutter noch zusammenlebte, eine Unterstützerin von der Fürsorge des Jugendamts. Als Begründung dafür gibt er an, dass seine „Ex-Frau nicht mehr die Möglichkeit hatte, mit den Kindern umzugehen“ (ebd, 309f). Herr A geht davon aus, dass seine Ex-Schwiegereltern die Schwierigkeiten innerhalb der Familie der Behörde meldeten. Die Unterstützerin kam einmal in der Woche für zwei Stunden. „Sie hat nur zugesehen, wie ich das mit den Kindern mache und Tipps hat sie mir gegeben, was richtig ist und was falsch ist“ (ebd., 400f). Die Kinder wurden nach Angaben von Herrn A aus der Familie genommen, als die Kindesmutter gegen ihn und die Kinder gewalttätig wurde. Es lag somit eine Kindeswohlgefährdung vor. Die Unterstützung vom Jugendamt bewertet er als negativ, da „sie keine konkrete Antwort gegeben haben, wann wir die Kinder wieder bekommen werden, ob wir sie überhaupt noch einmal bekommen“ (ebd., 347f). Herr A sieht die Entscheidung des Jugendamts, die Kinder aus der Familie herauszunehmen, zu diesem Zeitpunkt als gerechtfertigt an.

Herr A kämpfte beim Jugendamt dafür, dass seine Kinder wieder zu ihm kommen können. Im Erstgespräch (siehe Anhang C) sagte er dazu, dass das Jugendamt ihm diese Idee eigentlich ausreden wollte, er aber nicht aufgab, bis er die Zusage hatte. Bevor die Kinder wieder bei ihm einzogen, musste er bestimmte Richtlinien (eigenes Zimmer für die Kinder, regelmäßige/r Mahlzeit und Schulbesuch, Erledigung der

Hausaufgaben) umsetzen und einhalten. Es war wieder dieselbe Unterstützerin von früher für die Familie zuständig, um die Einhaltung der Richtlinien zu überprüfen. Diese Form der Unterstützung bewertet Herr A als positiv.

K3.2 Verbesserung

Herr A äußert sich nicht zu Art und Ausmaß einer anderen Unterstützung, da er die Entscheidung des Jugendamts als „die beste Entscheidung“ (Herr A, 334) einstuft. Er ist der Meinung, dass er jederzeit mehr Unterstützung einfordern hätte können.

K3.3 Gegenwart

Herr A holte sich Unterstützung für die Ausbildung seines Sohnes beim Geschäftsführer der Einrichtung der Behindertenhilfe, in der er selbst beschäftigt ist. Der ältere Sohn macht dadurch eine Ausbildung zum Koch (Berufsorientierungskurs). Der jüngere Sohn bekommt derzeit Unterstützung bei Problemen mit den Hausaufgaben von seinem älteren Bruder sowie von der Schule. Er besucht eine Ganztagschule und macht seine Aufgaben vor Ort. Der jüngere Sohn erhält auch psychologische Unterstützung, um die Schwierigkeiten innerhalb der Familie sowie die Trennung seiner Eltern verarbeiten zu können. Diese Form der Unterstützung wurde Herrn A vom Jugendamt empfohlen und die Kosten dafür übernahm das Jugendamt.

Die Ex-Schwiegermutter von Herrn A kümmert sich manchmal am Wochenende um den jüngeren Sohn. Herr A erhält keine Unterstützung von seinen Geschwistern und sieht dafür aber auch keinen Bedarf.

Er geht davon aus, dass er jederzeit mehr Unterstützung einfordern kann und fühlt sich für diesen Fall gut informiert.

K3.4 Zukunft

Herr A geht davon aus, dass er in Zukunft keine weitere Unterstützung für seine Kinder braucht und falls ein höherer Unterstützungsbedarf auftreten würde, könnte er wiederum mehr Unterstützung einfordern.

6.3.2 Herr B

Herr B ist zum Zeitpunkt des Interviews 33 Jahre alt und nach Angaben der Einrichtung der Behindertenhilfe, in der er beschäftigt ist, hat er eine leichte geistige Behinderung. Er hat einen Sonderschulabschluss und besuchte daran anschließend ein Polytechnikum. Herr B hat zusätzlich einen Externisten-Hauptschulabschluss und hat vor, Prüfungen abzulegen, um somit die Matura nachzumachen. Er hat keine abgeschlossene Berufsausbildung. Herr B ist seit etwa zehn Jahren Klient einer Einrichtung der Behindertenhilfe und ist dort in einer Werkstätte mit „Vorbereitungssachen“ (Herr B, 33) beschäftigt. Er ist ein Einzelkind, hat seinen eigenen Vater nicht richtig kennengelernt, seine Mutter ist bereits verstorben. Laut den Angaben von Herrn B aus dem Erstgespräch (siehe Anhang C), ist er in einem Heim aufgewachsen, da seine Mutter psychisch krank war und ihn nicht mehr alleine erziehen konnte. Er ist Vater von zwei Kindern (Sohn 13 J., Tochter 10 J.) und war mit der Kindesmutter verheiratet. Herr B lebte anfangs mit seiner Familie bei seinen Schwiegereltern. Die Wohnsituation führte jedoch zu großen Schwierigkeiten zwischen den Betroffenen: „Es ist eigentlich nur noch eine Beziehung gewesen, die immer zu eskalieren drohte“ (Herr B, 68f). „Ihre Eltern haben mich immer unterdrückt und runter gemacht“ (Herr B, 63f). Herr B konnte damit nicht umgehen und bekam starke Depressionen. Er wurde in eine Nervenklinik eingeliefert und auf Medikamente eingestellt. Um einen größeren Abstand zu seinen Schwiegereltern zu erhalten zog er mit seiner Familie in eine eigene Wohnung. Nach Aussagen von Herrn B kümmerten sich die Schwiegereltern trotzdem weiterhin um alles, wodurch sich seine Frau von ihren Eltern nicht trennen konnte. Die Beziehung ging in die Brüche und sie ließen sich scheiden. Nach der Scheidung ist die Kindesmutter mit den beiden Kindern in eine eigene Wohnung gezogen. Herr B bekam ein Besuchsrecht (Freitag ist Besuchstag) und somit sieht er seine Kinder in der Regel für ca. zwei bis drei Stunden in der Woche – unter Aufsicht der Schwiegereltern. Herr B wohnt momentan alleine in einer eigenen Wohnung und benötigt Unterstützung bei Amtswegen. Er hat sich durch die Hilfe seines Therapeuten wieder gut erholt und neue Ziele gefunden, um seinem Leben wieder Sinn zu geben (wie z.B. die Matura nachmachen).

K1 Vaterschaft – K1.2 Leben nicht in einem Haushalt (Mutter)

K1.2.1 Vaterrolle

Herr B ist froh und stolz darauf Vater zu sein. In der Zeit, in der er Depressionen hatte und Medikamente nahm, konnte er seiner „Vaterschaft nicht wirklich gerecht werden“ (Herr B, 108). Er versucht, der Rolle eines Vaters „gerecht zu werden“ (ebd., 121).

K1.2.2 Vater-Kind-Beziehung

Er hat seine Kinder gerne, ist froh sie zu haben und die Beziehung zu ihnen ist ihm wichtig. Herr B ist der Auffassung, dass die Freude, die Kinder am Besuchstag wiederzusehen getrübt ist, durch die Tatsache, dass er dabei immer unter Aufsicht der Ex-Schwiegereltern steht. Er gibt an, dass die Gespräche mitgehört werden und sich die Schwiegereltern einmischen. Es ist ihm wichtig, mit seinen Kindern einmal etwas alleine zu unternehmen, damit die Kinder ihn nicht immer unter Aufsicht erleben.

K1.2.3 Aufgaben als Vater

Herr B hat nach eigenen Angaben kaum Freiräume bei den Treffen mit seinen Kindern und kann daher auch keine Aufgaben übernehmen: „Ich kann höchstens mit ihnen spielen, unter Aufsicht“ (ebd., 186).

Herr B hätte sich früher, als er mit seinen Kindern und der Kindesmutter zusammenlebte, gerne mehr um seine Kinder gekümmert, doch seine Ex-Frau und deren Eltern übernahmen die meisten Aufgaben. Er sieht es als seine Aufgabe als Vater an, sich derzeit weiterzubilden, um seinen Kindern im Falle von schulischen Problemen Hilfestellung leisten zu können. Herr B fühlt sich momentan in der Lage, mit seinen Kindern für zwei oder drei Stunden etwas selbständig zu unternehmen, doch aufgrund seiner Ex-Frau und den ehemaligen Schwiegereltern kann er das nicht umsetzen.

K1.2.4 Trennung von dem/den Kind/ern

Die Trennung von den Kindern kam durch die Trennung der Eltern zustande und ging von der Kindesmutter aus. Die Kindesmutter zog mit den Kindern aus der gemeinsamen Wohnung aus. Herr B äußert sich folgendermaßen dazu: „Es war aber natürlich trotzdem, auch wenn ich im Unterbewusstsein vielleicht froh war, (.) dass

die Trennung [von der Ehefrau; K.L.] zustande gekommen ist, schmerzhaft für mich“ (Herr B, 218ff). Die Trennung von seiner damaligen Ehefrau und seinen Kindern „hat Narben hinterlassen“ (ebd., 221).

K1.2.5 Verantwortung über das/die Kind/er

Die gesetzliche Verantwortung über beide Kinder hat die Ex-Frau. Herr B hat ein Besuchsrecht und er kann seine Kinder anrufen.

K1.2.6 (Wieder-)Vereinigung

Herr B kann sich vorstellen, wieder mit seinen Kindern in einem Haushalt zu leben (jedoch ohne seine Ex-Frau). Als Begründung gibt er an, dass er „dann die volle Vaterrolle wieder übernehmen“ (ebd., 272f) könnte. Er sieht die Vorteile darin, dass er wieder ohne Aufsicht Zeit mit seinen Kindern verbringen (Gespräche führen, Ausflüge und Hausaufgabe machen) könnte. Seiner Meinung nach müsste zuerst eine ärztliche Bestätigung, die ihm eine höhere Belastung bescheinigen würde, vorliegen, damit er mehr Zeit alleine mit seinen Kindern verbringen könnte.

K2 Soziale Reaktionen

K2.1 Institutionen

Der Chef der Werkstätte, in der Herr B beschäftigt ist, reagierte positiv und gab ihm den Tag nach der Geburt frei. Seine KollegInnen reagierten ebenfalls positiv und schenkten ihm eine Glückwunschkarte.

K2.2 Familie

Die Mutter von Herrn B war stolz darauf, als ihr Sohn Vater wurde. Seine Verwandten (Onkel, Tante und Cousin) freuten sich über die Nachricht und lobten und unterstützten ihn. Nach Aussagen von Herrn B reagierte auch die Kindesmutter positiv, während ihre Eltern nicht einverstanden waren, wobei man v.a. mit dem Ex-Schwiegervater „nicht normal reden“ (ebd., 294) konnte.

K2.3 FreundInnen/Bekannte

Freunde und Bekannte von Herrn B freuten sich über die Nachricht der Vaterschaft.

K3 Unterstützung

K3.1 Vergangenheit

Die Ex-Frau und deren Eltern übernahmen bei der Kindererziehung die meisten Aufgaben. Die Unterstützung der Ex-Schwiegereltern erfolgte meist gegen den Willen von Herrn B, welche ihm zweitweise zu viel wurde, wobei er diese rückblickend dennoch als bedeutend erachtet. Er gab an, dass seine Ex-Frau ihn zum Schluss nicht mehr unterstützt hätte und sie sich auseinandergelebt hätten.

Das Jugendamt übernahm die Aufgabe der Regelung des Besuchsrechtes von Herrn B.

K3.2 Verbesserung

Herr B hätte gerne mehr Unterstützung von seiner damaligen Ehefrau bei der Pflege der Kinder erhalten. Er hätte auch mehr Ratschläge bei Fragen zur Kindererziehung benötigt: „Wie fördere ich die Kreativität und den Spaß am Lernen?“ (Herr B, 421f). Es war ihm wichtig, dass sich seine Kinder „auch geistig weiterentwickeln und da hätte ich schon Hilfe gebraucht“ (ebd., 425f).

K3.3 Gegenwart

Die ehemaligen Schwiegereltern unterstützen ihre Tochter auch heute noch bei der Kindererziehung und passen bspw. auf die Kinder auf, falls die Mutter arbeiten muss. Herr B kann aus seiner Sicht zur derzeitigen Unterstützung für die Kindererziehung nicht viel sagen, da er wenig Zeit alleine mit den Kindern verbringt. Falls es die Möglichkeit gäbe, dass er mit seinen Kindern mehr Zeit ohne Aufsicht verbringen kann, würde er die Unterstützung von seiner Ex-Frau beim Umgang mit den Kindern benötigen: „Z.B. wenn ein Kind zum Herumschreien beginnt, dass man da ruhig bleibt und dass man nicht hinget und ungemütlich wird“ (ebd., 442f).

K3.4 Zukunft

Herr B äußert sich dazu nicht.

6.3.3 Herr C

Herr C ist zum Zeitpunkt des Interviews 26 Jahre alt und nach Angaben des Betreuers einer Einrichtung der Behindertenhilfe, in der er zeitweise betreut wird, hat

er eine leichte geistige Behinderung. Er stellt m.E. einen Grenzfall zur Lernbehinderung dar. Er besuchte eine Hauptschule und daran anschließend ein Polytechnikum. Herr C befindet sich seit einigen Monaten in einer Berufsausbildung. Er nahm davor an Kursen des Arbeitsmarktservices teil und bezog auch eine Berufsunfähigkeitspension. Er wohnt derzeit in einer eigenen 1-Zimmer-Wohnung und erhält sporadisch Unterstützung von einem Betreuer einer Einrichtung der Behindertenhilfe. Herr C ist Vater von zwei Kindern (Sohn 7 J., Sohn 3 J.) und wohnte früher gemeinsam mit seiner Familie in einer Gemeindewohnung. Er nahm im Alter von etwa 20 Jahren sogenannte ‚Partydrogen‘ und kam ohne Hilfe wieder davon weg (kalter Entzug), da seine Freundin zu dieser Zeit mit dem ältesten Sohn schwanger war. Herr C kümmerte sich immer um seine Kinder und deren Mutter und hielt die ganze Familie zusammen. Nach eigener Auffassung überforderte ihn diese Verantwortung und die Beziehung zu seiner Lebensgefährtin ging in die Brüche. Nach der Trennung wurden die Kinder der Kindesmutter weggenommen, da sie alleine der Kindererziehung nicht gewachsen war. Der ältere Sohn lebt seit etwa drei Jahren in einer Wohngemeinschaft und Herr C sieht ihn jeden zweiten Monat für ca. fünf Stunden, da er in einem anderen Bundesland lebt. Der jüngere Sohn lebt seit etwa zwei Jahren bei der Großmutter mütterlicherseits und Herr C sieht ihn jede zweite Woche für ca. zwei Stunden unter deren Aufsicht. Er versucht, das Besuchsrecht für den Jüngeren mit Hilfe seiner Rechtsvertretung zu erweitern (mehr Stunden, ohne Aufsicht) und daher läuft in diesem Fall ein Rechtsstreit in zweiter Instanz. Der jüngere Sohn ist leicht autistisch: „Er fängt dann auch manchmal, wenn er nicht beschäftigt ist, mit mir oder mit der Oma, fängt er dann meistens zum Wippen an, die ganze Zeit“ (Herr C, 165f).

K1 Vaterschaft – K1.3 Leben nicht in einem Haushalt (fremd untergebracht)

K1.3.1 Vaterrolle

Herrn C scheint es wichtig, seinen Kindern ein Vorbild sowie für sie da zu sein. Er beschreibt sich selbst als konsequent und streng. Die Kinder erhalten bei ihm Konsequenzen für schlechtes Benehmen. Er ist seinen Kindern gegenüber aber auch liebevoll. Nach eigener Auffassung versucht Herr C Strenge und Liebe in Balance zu halten.

K1.3.2 Vater-Kind-Beziehung

Die Beziehung zu beiden Söhnen ist ihm wichtig, weil es sein „Fleisch und Blut ist“ (Herr C, 137). Er hat eine gute Beziehung zu ihnen aufgebaut.

K1.3.3 Aufgaben als Vater

Herr C übernimmt beim Besuch des älteren Sohnes in der Wohngemeinschaft Aufgaben, wie z.B. kochen und Fußball spielen. Er kann bei seinem jüngeren Sohn nur wenige Aufgaben übernehmen, da er mit ihm nichts alleine unternehmen darf und die Großmutter sich immer in der Wohnung aufhält. Herr C spielt mit ihm daher meistens etwa zwei Stunden mit den Bausteinen in seinem Zimmer. Der jüngere Sohn ist autistisch und bedarf verstärkter Förderung bei seiner motorischen Entwicklung: „Ich probiere viel zu machen, was seine Motorik betrifft, damit er da weiterkommt“ (ebd., 154f).

K1.3.4 Trennung von dem/den Kind/ern

Die Unterbringung der Kinder in einem Krisenzentrum (und anschließend in einer Wohngemeinschaft) sowie bei der Großmutter wurde vom Jugendamt nach der Trennung der Eltern veranlasst. Als Begründung gibt Herr C an, dass die Kindesmutter „alleine nicht zu recht gekommen ist mit den Kindern“ (ebd., 206f). Herr C war, nach eigenen Aussagen, derjenige, der die Familie zusammenhielt und die Angelegenheiten der Familie organisierte. Diese Verantwortung überforderte ihn jedoch und es kam zum Bruch in der Beziehung mit seiner Frau.

K1.3.5 Verantwortung über das/die Kind/er

Das Jugendamt hat für beide Kinder das Sorgerecht. Die Großmutter hat beim jüngeren Sohn die Pflegschaft. Herr C hat bei beiden Kindern ein Besuchsrecht und versucht, dieses beim Jüngsten auf gerichtlichem Wege zu erweitern.

K1.3.6 (Wieder-)Vereinigung

Als die Kinder der Kindesmutter weggenommen wurden, stand die Möglichkeit, die Kinder zum Vater zu bringen, nicht im Raum, da er nur eine kleine Wohnung hatte und arbeitslos war. Herr C gibt an, dass er es sich vorstellen könnte, wieder mit seinen Kindern zusammenzuleben. Er wird sie aber derzeit nicht zu sich holen, da er sie sonst wieder aus ihrem Umfeld reißen müsste und das „wäre auch nicht gerade

das Optimale“ (Herr C, 263). Er möchte warten, bis die Kinder 14 oder 15 Jahre alt sind und sie die Entscheidung selbst treffen können.

K2 Soziale Reaktionen

K2.1 Institutionen

Herr C äußert sich dazu nicht.

K2.2 Familie

Seine Eltern reagierten anfangs etwas negativ und waren schockiert: „Wie stellst du dir das jetzt weiterhin vor? Du hast keinen Job und kannst den Kindern nichts bieten. Die Standardfragen, die bei jeden Eltern kommen, mehr war aber nicht“ (ebd., 321ff). Sie gewöhnten sich mit der Zeit daran und die Enkelkinder besuchten auch die Großeltern. Die Geschwister von Herrn C waren anfangs ebenfalls kritisch, doch sie gewöhnten sich schnell an den Gedanken. Zur Reaktion der Eltern der Kindesmutter wollte er nicht viel sagen, nur soviel: „Negativ mit fünf Rufzeichen [lacht] und so viel negativ kann man überhaupt nicht aufsagen“ (ebd., 338f). Er begründete diese Reaktion damit, dass er sich mit ihnen von Anfang an nicht verstanden hätte.

K2.3 Freunde/Bekannte

Herr C äußert sich dazu nicht.

K3 Unterstützung

K3.1 Vergangenheit

Als Herr C noch mit seiner Familie zusammenlebte, erhielten sie Unterstützung von einer Familienhelferin des Jugendamts. Er schätzt diese Unterstützung rückblickend als hilfreich ein, „obwohl ich eh auch schon viel alleine gemacht habe“ (ebd., 371). Die Familienhelferin hat „immer wieder gute Tipps und Ratschläge gegeben, wie man es besser machen kann“ (ebd., 372f). Sie kam anfangs wöchentlich und dann nur noch einmal in zwei Wochen und war insgesamt ein halbes Jahr bei der Familie. Darüber hinaus war auch eine Sozialarbeiterin vom Jugendamt einmal im Monat bei der Familie, um zu sehen ob mit den Kindern alles in Ordnung ist. Herr C gibt zunächst an, dass er selbst die Unterstützung des Jugendamts eingefordert hatte. Nach kurzer Zeit revidiert er seine Aussage und erzählt, dass das Krankenhaus, in

das sein ältester Sohn mit Verbrennungen dritten Grades eingeliefert wurde, das Jugendamt aufgrund eines häuslichen Unfalls – verbunden mit einer Aufsichtspflichtverletzung der Kindesmutter – informieren musste. Das Jugendamt begleitete sie auch beim jüngeren Sohn: „Natürlich, da bleibt man ja längere Zeit bei einer [Unterstützerin; K.L.] unter Aufsicht. Natürlich muss man ihr dann auch berichten, dass man wieder schwanger ist, ganz einfach“ (Herr C, 482ff). „Es ist ganz klar, dass dann weiterhin auch für den Kleineren das Jugendamt da war“ (ebd., 485f). Der ältere Sohn bekam Unterstützung in Form einer Ergotherapie, „weil er da auch ziemlich verhaltensauffällig war“ (ebd., 382f) und sich nicht auf eine Sache konzentrieren konnte.

Die Schwester von Herrn C unterstützte ihn zeitweise bei der Kindererziehung, indem der ältere Sohn das Wochenende bei ihr verbringen konnte.

K3.2 Verbesserung

Herr C gibt an, dass er selbst keine weitere Unterstützung vom Jugendamt gebraucht hätte. Er meint aber auch, dass das Jugendamt „nicht sehr flexibel“ (ebd., 415) war und es vielleicht „noch mehr Möglichkeiten gegeben [hätte, K.L.], z.B. für eine Förderung der Kinder“ (ebd., 417f). Herr C sieht dies in der Aufgabe des Sozialarbeiters und des Jugendamts.

K3.3 Gegenwart

Der ältere Sohn von Herrn C bekommt in der Wohngemeinschaft Unterstützung bei schulischen Schwierigkeiten. Ein/e SozialarbeiterIn vom Jugendamt besucht ihn einmal im Jahr, um zu sehen, wie es ihm „von der Entwicklung her geht“ (Herr C, 527).

Der jüngere Sohn erhält therapeutische Unterstützung in einer Frühförderungsstelle und ist öfters beim Neurologen, aufgrund seiner autistischen Verhaltensweise. Die Großmutter erhält Unterstützung von einer Familienhelferin des Jugendamts. Herr C findet „das auch gut so“ (ebd., 523).

K3.4 Zukunft

Herr C geht davon aus, dass er in Zukunft keine weitere Unterstützung benötigen wird und falls ein höherer Unterstützungsbedarf auftreten würde, könnte er mehr

Unterstützung einfordern bzw. würde es das „Jugendamt eh auch sofort sehen und wird dann sicher handeln“ (Herr C, 556f).

6.3.4 Herr D

Herr D ist zum Zeitpunkt des Interviews 30 Jahre alt und ist nach eigener Aussage „geistig teilweise und teilweise körperlich“ (Herr D, 531) behindert. Er absolvierte seine schulische und berufliche Ausbildung jeweils in sonderpädagogischen Formen: Volksschule, Hauptschule, Berufsschule (Tischler). Herr D war aufgrund einer genetischen Erkrankung (Morbus Crouzon – verwachsene Schädeldecke) als Kind oft im Krankenhaus und entwickelte eine Form von Autismus (Aspergersyndrom). Er konnte in dieser Zeit mit Nähe und Geborgenheit von anderen Menschen nicht umgehen. Herr D hatte die Möglichkeit, am zweiten Arbeitsmarkt bereits einige Erfahrungen zu sammeln (Reparatur von Staubsaugern, Grünpflege, Lagerarbeit, Hausarbeiter in einem Kindergarten), zurzeit ist er jedoch arbeitslos. Für Herrn D ist ein Sachwalter bestellt, der teilweise Angelegenheiten bei Ämtern und Behörden regelt und für seine Finanzen zuständig ist. Er lebte, bevor er mit seiner Frau zusammengezogen ist, mit seinen Eltern und drei Brüdern zusammen und wird seit etwa einem halben Jahr in einer eigenen Wohnung von BeWo (betreutes Wohnen) unterstützt. Herr D hat drei Kinder (Sohn 6 J., Tochter 4 J., Tochter 10 M.) mit zwei verschiedenen Frauen. Nach eigener Auffassung sind alle seine Kinder Wunschkinder. Die beiden älteren Kinder leben seit der Scheidung der Eltern bei der Kindesmutter in einem anderen Bundesland. Nach Aussagen von Herrn D ist das Verhältnis zwischen ihm und seiner Ex-Frau äußerst schwierig, da die Kindesmutter mit allen Mitteln versucht, den Kontakt zwischen ihm und seinen Kindern zu unterbinden. Herr D sah seine Kinder das letzte Mal vor zehn Monaten. Zuvor konnte er sie im Besuchscafè (Moderation und Kontrolle des Besuchs durch Jugendamt oder eine andere Organisation) treffen, doch die genehmigten Stunden liefen aus. Herr D beantragte bereits ein neues Besuchscafè. Sein Erstgeborener war eine Frühgeburt und Herr D beschrieb seine Entwicklung folgendermaßen: „Damals war er 30%ig behindert, einige Zeit war er auf 50% geschrieben und jetzt ist er wieder auf normal“ (ebd., 399f). Die jüngste Tochter lebt bei der ehemaligen Lebensgefährtin von Herrn D. Sie kam zur Welt, als sich Herr D bereits von seiner Freundin getrennt hatte. Anfangs stand die Frage der Vaterschaft im Raum, wobei diese mittels

Vaterschaftstest bereits eindeutig festgestellt wurde. Er kann sie durchschnittlich einmal die Woche für zwei Stunden sehen, wobei das Besuchsrecht noch nicht gerichtlich festgelegt wurde. Die jüngste Tochter hat dieselbe Erbkrankheit (Morbus Crouzon) wie Herr D.

K1 Vaterschaft – K1.2 Leben nicht in einem Haushalt (Mutter)

K1.2.1 Vaterrolle

Herr D beschreibt sich als offener und ehrgeiziger Vater, der auf das Wohl seiner Kinder achtet. Er versucht, seinen Kindern Spaß am Lernen zu bereiten und ihnen ihre Grenzen aufzuzeigen. Herr D ist seit der Geburt der beiden Ältesten „sehr eingehend auf die Kinder, weil ich (..) mich als Vater sehe und weil ich bei meinen Kindern als Vater bin“ (Herr D, 108f). Seiner Meinung nach ist es ihm wichtig, Vater zu sein und tritt dafür ein, von der Regierung mehr Anerkennung in dieser Rolle zu erhalten: „Dass man als Vater mehr angesehen wird, als Zweitperson, dass nicht nur die Mutter so wichtig ist (..) sondern dass der Vater genau dieselben Rechte und Pflichten haben soll wie eine Mutter“ (ebd., 590-593). Herr D fordert außerdem mehr Anerkennung, „für die Mütter, die nicht bei den Kindern wohnen, eigentlich für beide Seiten mehr Anerkennung, Aufteilung und Gleichberechtigung“ (ebd., 604f).

K1.2.2 Vater-Kind-Beziehung

Die Beziehung zu seinen Kindern ist ihm wichtig und v.a. auch, dass sie die nötige Nähe und Zuneigung erhalten. Er tritt bei seinen Kindern als Vater und Freund auf. Kinder zu bekommen, war für ihn ein Traum und er bezeichnet seine Kinder als Wunschkinder. Sein Sohn ist ihm besonders wichtig, da er sich, als er mit ihm noch zusammenlebte, v.a. um *ihn* kümmerte.

K1.2.3 Aufgaben als Vater

Herr D kümmerte sich um die benötigte Förderung (Therapie, Arzt) der Kinder und begleitete sie auch dorthin. Er achtete darauf, dass sein Sohn regelmäßig den Kindergarten besuchte und seine Kinder „auch richtig ernährt werden, aber auch dass sie es gerne essen“ (ebd., 89f).

Herr D kann bei den beiden ältesten Kindern derzeit keine Aufgaben als Vater übernehmen, da er keinen Kontakt zu den Kindern hat. Die Gründe dafür liegen nach

eigener Auffassung in Streitigkeiten mit der Kindesmutter und in fehlender Anerkennung des Staates bei der Aufgabenverteilung der Geschlechter. Bei der jüngsten Tochter übernimmt er die Aufgaben, soweit er es kann: „Ich beschäftige mich manchmal mit ihr, so dass wir mal mit ihr spazieren gehen“ (Herr D, 159f). „Ich mache alles, was im Prinzip in der Weise immer wichtig ist“ (ebd., 161f).

Im Prinzip kann er jede Aufgabe wie eine Mutter übernehmen, dazu zählt Herr D bspw. „Verpflegung, Sauberkeit, Schauen wegen Essen, Erziehung, Spielen, Abwechslung, spazieren gehen (..) auch Termine wahrnehmen, wie etwa Arztbesuch oder Institutionen“ (ebd., 139ff).

K1.2.4 Trennung von dem/den Kind/ern

Die Trennung von den Kindern kam durch die Scheidung der Eltern zustande und ging von der Kindesmutter aus. Die Kindesmutter zog mit den Kindern aus der gemeinsamen Wohnung aus und übersiedelte in ein anderes Bundesland. Die jüngste Tochter kam erst nach der Trennung der Eltern auf die Welt, wodurch Herr D nie mit ihr in einem Haushalt lebte.

K1.2.5 Verantwortung über das/die Kind/er

Das Sorgerecht für die beiden ältesten Kinder hat die Kindesmutter. Herr D beschreibt seine eigenen Rechte bei den beiden Kindern wie folgt: „Als Besucher, im Prinzip wie ein flüchtiger Bekannter und als Zahler“ (ebd., 212). Die Schwierigkeiten liegen auch darin begründet, dass die Kinder in einem anderen Bundesland leben, „das Gericht und das Jugendamt ängstlich“ (ebd., 221) sind und er „fast keinen Draht zum Ganzen“ (ebd., 221f) hat. Er hat, wie bereits erwähnt, seit zehn Monaten keinen Kontakt zu seinen Kindern.

Die Obsorge bei der jüngsten Tochter hat das Jugendamt und das Sorgerecht wird momentan verhandelt. Er kann seine Tochter sehen und hat „ein paar Rechte Einspruch zu erheben, wenn mir etwas nicht passt“ (ebd., 217f).

K1.2.6 (Wieder-)Vereinigung

Herr D kann sich vorstellen, wieder mit seinen Kindern zusammenzuleben und gibt als Begründung an, dass sie ihm fehlen würden und er damals „glücklicher und fitter“ (ebd., 242) war.

Er würde auch gerne mit seiner jüngsten Tochter zusammenleben, doch spricht aus seiner Sicht die Tatsache, dass sie mit einem Halbgeschwisterchen und der Kindesmutter zusammenlebt, dagegen. Herr D würde sie aber zu sich nehmen, bevor das Jugendamt das Kind aus der Familie nimmt und zu einer Pflegefamilie bringt. Diese Möglichkeit steht im Raum, da die Mutter auf diese Weise bereits ihre beiden ältesten Kinder ‚verloren‘ hat.

K2 Soziale Reaktionen

K2.1 Institutionen

Eine Betreuerin vom betreuten Wohnen informierte das Jugendamt darüber, dass Herr D Vater wurde, da die Kindeseltern noch recht jung waren und Herr D eine geistige Behinderung hat. Er gibt an, dass sie ihn zwar gefragt hätte, aber er sich „ziemlich überrumpelt vorgekommen“ (Herr D, 288f) war. Herr D geht davon aus, dass sich die Mutter der beiden ältesten Kinder der Kontrolle entziehen wollte und ihn deshalb verließ.

Die KollegInnen und die Leitung des Kindergartens, in dem er als Hausarbeiter beschäftigt war, reagierten positiv auf die Nachricht der Vaterschaft. Seine persönliche Betreuerin von der Einrichtung, bei der er auch betreutes Wohnen in Anspruch nahm, gratulierte ihm.

K2.2 Familie

Seine Eltern und Brüder reagierten auf die Neuigkeit der Vaterschaft positiv, aber es war „manchmal auch leichte Kritik dahinter“ (ebd., 342). Herr D meinte damit, dass sie sich kritisch zur Kindererziehung geäußert hätten, wobei er die Ratschläge auch gerne annahm. Die Mutter der ältesten Kinder verstand dies wiederum als Kontrolle und wehrte sich dagegen.

K2.3 FreundInnen/Bekannte

FreundInnen und Bekannte reagierten „eigentlich im großen Teil positiv“ (ebd., 360). Einzig ein Freund äußerte sich kritisch und hatte bei der Kindererziehung „immer wieder etwas zu korrigieren“ (ebd., 367).

K3 Unterstützung

K3.1 Vergangenheit

Herr D erhielt Unterstützung einer Familienhelferin des Jugendamts, als er noch mit den ältesten beiden Kindern und der Kindesmutter zusammenlebte. Das Jugendamt wurde durch das Krankenhaus informiert, da der älteste Sohn eine Frühgeburt war und dadurch einen höheren Unterstützungsbedarf aufwies. Die Familienhelferin kam über einen Zeitraum von sechs bis acht Wochen anfangs zweimal und dann einmal in der Woche zur Familie. Sie beobachtete einerseits, wie die Eltern mit ihren Kindern umgingen und andererseits erstellte sie gemeinsam mit der Familie einen Haushalts- und Lebensplan. Dieselbe Familienhelferin unterstützte die Familie auch beim zweiten Kind, „damit Verbesserungen sind und dass es stabil bleibt“ (Herr D, 405). Herr D schätzt die Unterstützung des Jugendamts rückblickend so ein: „Manchmal war es aber wirklich zu viel und manchmal war es wirklich zu wenig“ (ebd., 378).

Der älteste Sohn erhielt Unterstützung in Form einer Entwicklungsförderung.

Herr D bekam vom Finanzamt eine finanzielle Unterstützung in Form einer erhöhten Familienbeihilfe für seinen Sohn.

Er gibt an, vom betreuten Wohnen bei der Kindererziehung Unterstützung erhalten zu haben in Form von Ratschlägen und Informationen der Zuständigkeiten von Behörden und Hilfsorganisationen.

Der Sachwalter von Herrn D regelte alle finanziellen Ausgaben in Verbindung mit den Kindern. Die Betreuerin vom Betreuten Wohnen und der Sachwalter sorgten dafür, dass Herr D mit seiner Familie in eine größere Wohnung umziehen konnte.

Herr D gibt an, dass er bei den beiden ältesten Kindern eine Elternberatung in Anspruch genommen hatte.

Er bekam von seinen Verwandten erzieherische Ratschläge. Seine Eltern unterstützten ihn darüber hinaus auch bei finanziellen Engpässen.

K3.2 Verbesserung

Herr D hätte sich mehr Beratung und Moderation bei Schwierigkeiten zwischen seiner Ex-Frau und ihm gewünscht. Weiters hätte er sich auch vom Jugendamt mehr Unterstützung erwartet, damit er als wichtige Bezugsperson für seine Kinder sowie seine Bemühungen besser wahrgenommen werden: „Es sollte mehr darauf geachtet werden, wer wirklich besser auf die Kinder geschaut hat“ (ebd., 480f).

K3.3 Gegenwart

Die Mutter der beiden älteren Kinder erhält derzeit Unterstützung vom Jugendamt, obwohl sie nach Aussagen von Herrn D genau wegen dieser Kontrolle in ein anderes Bundesland und zu ihren Eltern ‚geflüchtet‘ ist. Herr D meint, dass sie nicht nur Unterstützung bei der Kindererziehung benötigen würde, sondern auch ihre Lebensverhältnisse kontrolliert werden sollten, da die Großmutter Alkoholikerin und der Großvater aggressiv sei.

Die Mutter der jüngsten Tochter erhält Unterstützung von einer Familienhelferin des Jugendamts. Diese Tochter besucht eine Entwicklungsambulanz und erhält dort eine Entwicklungsförderung.

Herr D bekommt Unterstützung vom „Jugendamt und Sachwalter, wegen Einhaltung der Rechte und Pflichten eines Vaters und die Rechte der Kinder“ (Herr D, 505f). Der Sachwalter von Herrn D ist momentan auch für die finanziellen Ausgaben für Herrn D (z.B. Alimente, Vaterschaftstest) zuständig.

K3.4 Zukunft

Herr D meint, dass er mehr Unterstützung von MitarbeiterInnen des betreuten Wohnens bräuchte, falls ein Kind zu ihm kommen würde. Er begründet dies folgendermaßen: „Indem sie einen anderen Blick, als außenstehende Person, im Prinzip eine andere Sicht auf alles haben. Falls ich irgendwie nicht mehr weiter weiß, die einfach vielleicht da ein paar Punkte oder Fehler sehen und mir daher auch Ratschläge geben könnten“ (ebd., 540ff). Herr D würde selbst eine erhöhte Unterstützungsleistung einfordern und gab an, gut informiert zu sein, welche Ämter und Behörden er dafür benötigen würde.

6.4 Darstellung und Diskussion der erhobenen Ergebnisse

6.4.1 Gemeinsamkeiten und Unterschiede der interviewten Väter mit geistiger Behinderung – in ihrer Wohn- und Arbeitssituation

Die Interviews zeigten, dass die untersuchten Väter mit geistiger Behinderung in ihrer eigenen Kindheit größtenteils kein intaktes Elternhaus sowie elterliche Fürsorge und Wärme kennengelernt hatten. Sie wurden nach eigenen Aussagen von den Eltern

verstoßen, lernten ihre Väter nicht kennen und/oder wuchsen im Heim auf und hatten einen schwer belasteten sozialen, biographischen Hintergrund, der in ihre Möglichkeiten der Umsetzung einer Vaterrolle hineinfließt.

Die Betroffenen besuchten zumeist eine Sonderschule und verfügten im überwiegenden Teil über keinerlei abgeschlossene, berufliche Ausbildung. Keiner der befragten Männer gab an, am ersten Arbeitsmarkt einen Beruf auszuüben. Sie gaben viel mehr an, arbeitslos, in Ausbildung oder bereits seit zehn bis 30 Jahren in einer Einrichtung der Behindertenhilfe beschäftigt zu sein, wo sie ein geringes Taschengeld für ihre Tätigkeiten erhalten. Ein Vater, der in einer Einrichtung der Behindertenhilfe beschäftigt ist, bezieht darüber hinaus auch eine Invaliditätspension. Alle befragten Väter mit geistiger Behinderung lebten nach eigenen Aussagen in einer *eigenen* Wohnung. Drei der vier interviewten Väter wohnten zumindest eine Zeitlang mit ihren Kindern zusammen. Nur ein Vater lebte mit seiner jüngsten Tochter niemals in einem Haushalt, da die Tochter geboren wurde, als die Eltern sich bereits wieder getrennt hatten. Ein Familienleben in einer gemeinsamen Wohnung haben also alle Väter mit geistiger Behinderung mit fast allen ihrer Kinder kennengelernt. Die Trennung von Vater und Kind fand jeweils zu einem anderen Zeitpunkt und aus unterschiedlichen Gründen statt.

Die erhaltenen Informationen spiegeln einen Teil der oft schwierigen Lebenssituation von Eltern mit geistiger Behinderung wieder, die im Kapitel 2.5 ‚Elternschaft – pro und contra‘ bereits erwähnt wurde und an dieser Stelle nochmals angeführt werden soll: „Oftmals haben die Eltern selbst kein intaktes Elternhaus erlebt und finanzielle Not, Gewalttätigkeiten oder Heimaufenthalte erfahren. Ihre Lebenssituation ist gekennzeichnet durch geringes Einkommen, niedrige berufliche Qualifikation, Arbeitslosigkeit, schlechte Wohnbedingungen und Abhängigkeit von sozialstaatlichen Institutionen“ (Rohmann 2008, 138f). Zumindest die Forderung des Normalisierungsprinzips ‚Wohnen so normal wie möglich!‘ (siehe Kapitel 2.1.2) kann bei den befragten Vätern mit geistiger Behinderung als umgesetzt angesehen werden.

6.4.2 Vaterschaft (K1) – Vater-Kind-Beziehung

Im Rahmen der Darstellung und Diskussion der Ergebnisse werden an dieser Stelle u.a. folgende Subfragen beantwortet:

- Wie erlebt der Vater die Beziehung zu seinem Kind, wenn dieses *mit ihm zusammen* lebt? Wie gestaltet sich die Beziehung zu seinem Kind? Welche Bedeutung hat die Beziehung zu seinem Kind für ihn? Welche Aufgaben übernimmt er als Vater?
- Wie erlebt der Vater die Beziehung zu seinem Kind, wenn dieses bei der *Mutter* lebt? Wie gestaltet sich die Beziehung zu seinem Kind? Welche Bedeutung hat die Beziehung zu seinem Kind für ihn? Welche Aufgaben kann er als Vater übernehmen?
- Wie erlebt der Vater die Beziehung zu seinem Kind, wenn dieses *fremd untergebracht* ist? Wie gestaltet sich die Beziehung zu seinem Kind? Welche Bedeutung hat die Beziehung zu seinem Kind für ihn? Welche Aufgaben kann er als Vater übernehmen?

Die meisten befragten Männer beschrieben sich in ihrer Rolle als Vater als konsequent und liebevoll. Drei Väter mit geistiger Behinderung berichteten darüber hinaus von ihrem Stolz auf die Vaterschaft. Bei dem Versuch, die befragten Väter den Vatermodellen (siehe Kapitel 3.2.2) nach Le Camus (2006, 14) zuzuordnen, zeigt sich m.E., dass Herr A dem Bild des fürsorglich, bemutternden Vaters entspricht, da er alle Alltagsaufgaben übernimmt. Herr C entspricht meiner Meinung nach eher dem klassischen Bild eines strengen Vaters (Le Camus 2006, 14), da er im Interview v.a. seinen konsequenten und strengen Umgang mit seinen Kindern betonte. Bei Herrn B und D sind keine Zuordnungen möglich, da sie sich während des Erstgesprächs und Interviews dazu nicht klar äußerten. Es macht den Anschein, als würden sie gerne dem Modell des präsenten Vaters (ebd., 14) entsprechen: Ein Vater, der sich entschließt, „engagiert, verfügbar, teilnahmsvoll“ (ebd., 118) sowie „verantwortlich“ und „dauerhaft“ für seine Kinder da zu sein.

Alle befragten Väter mit geistiger Behinderung berichteten von einer gefühlsmäßig intensiven Beziehung zu ihrem/n Kind/ern und von der Wichtigkeit ihrer Kinder für sie – unabhängig davon, ob sie mit ihren Kindern zusammen oder von ihnen getrennt leben. Ein Vater, dessen Kinder bei der Kindesmutter leben, gab an, dass seine Freude, die Kinder zu sehen, nur durch die Tatsache der Aufsicht einer dritten Person getrübt wird. Während ein anderer Vater mit derselben Wohnsituation erzählte, dass seine Kinder für ihn Wunschkindern seien. Wunschkindern lösen, wie

bereits erwähnt, laut Burgess (1998, 166), bei Vätern Gefühle wie etwa „Elan“, „Freude“ aber auch „Verantwortung und Angst“ aus. Die positiven Gefühle bestätigen sich, da er im Zusammenhang mit einem möglichen Zusammenleben mit seinen beiden ältesten Kindern berichtete, dass er früher „glücklicher und fitter“ (Herr D, 242) war.

Im Sinne von Limmer (2007, 248; siehe Kapitel 3.2.1) ist davon auszugehen, dass Väter die Interaktion mit ihren Kindern „typischerweise im Kontext von Spielsituationen“ suchen und eher die sportliche Komponente (z.B. beim Fußball spielen) fördern. Dies kann auf Grundlage der Interviews teilweise bestätigt werden, da alle befragten Männer mit geistiger Behinderung angaben, unabhängig davon, wo die Kinder leben, v.a. Aufgaben, welche die Freizeitgestaltung ihrer Kinder betreffen, zu übernehmen. Drei der befragten Väter mit geistiger Behinderung berichteten, dass bereits Aufgaben, wie z.B. Organisation des Alltags und Pflege der Kinder, übernommen wurden, die Limmer (ebd., 249) eher dem Aufgabenbereich der Mutter zuordnen würde. Herr A kann seine beiden Kinder meiner Meinung nach in drei (Hausarbeit, Versorgung, Freizeit) von vier genannten Bereichen von Le Camus (2001, 156; siehe Kapitel 3.2.1) innerhalb der Alltagsstruktur am intensivsten beeinflussen, da er, wie mehrmals erwähnt, mit seinen Kindern zusammenlebt. Herr A hat somit die Forderung von Guggenbühl (2005, 55; siehe Kapitel 3.2.1), dass „jede Position, jede Funktion sowohl für den Mann als auch für die Frau da sind“ in die Tat umgesetzt. Meiner Auffassung nach liegt seine Intention darin, möglichst viel Zeit mit seinen Kindern zu verbringen und in der Tatsache, dass er momentan keine Partnerin hat.

Bei Herrn A als einzigem Vater, der momentan mit seinen Kindern in einem Haushalt lebt, interessierte mich, ob er schon mit dem Gedanken gespielt hat, sich von seinen Kindern wieder zu trennen. Er scheint jedoch mit der derzeitigen Situation äußerst zufrieden zu sein.

Es gibt mehrere Gründe, warum ein Vater nicht (mehr) mit seinen Kindern zusammen lebt (leben kann) (siehe Kapitel 3.3.2). Limmer (2007, 243) gibt folgende Beispiele an: wenn der Vater verstorben oder aus dem gemeinsamen Haushalt ausgezogen ist oder aufgrund des Berufes zeitlich begrenzt von seinem Kind getrennt lebt. Aus der Sicht der befragten Väter reichten die Gründe, die zur Trennung von den Kindern führten, von Gefährdung des Kindeswohls durch die

Kindesmutter, wodurch die Kinder aus der Familie genommen wurden, über Überforderung der Kindesmutter bis hin zur Trennung von der Partnerin und deren Auszug aus der gemeinsamen Wohnung. Bei einem Vater zeigte sich, dass nach der Trennung der Eltern die Mutter mit der Situation überfordert war, so dass ein weiteres Zusammenleben mit den Kindern nicht mehr möglich war und sie fremduntergebracht wurden. Der Vater, der momentan mit seinen Kindern zusammenlebt, gab an, dass die Kinder kurz vor der Scheidung aufgrund einer Kindeswohlgefährdung der Mutter aus der Familie genommen wurden und eine Zeit lang ebenfalls fremd untergebracht wurden. Zwei Väter mit geistiger Behinderung gaben an, dass nach der Trennung der Eltern alle vier Kinder momentan bei der jeweiligen Kindesmutter leben.

Zwei (Herr B/D) der drei interviewten Vätern mit geistiger Behinderung, deren Kinder nicht mit ihnen zusammen leben, gaben an, dass die gesetzliche Verantwortung für vier von insgesamt fünf Kindern bei der jeweiligen Kindesmutter liegt. Des Weiteren gab Herr D an, dass bei seiner jüngsten Tochter die Sorgerechtsfrage noch in Verhandlung ist. Während Herr C berichtete, dass bei beiden Kindern das Jugendamt das Sorgerecht und die Großmutter bei dem jüngeren Sohn die Pflegschaft inne hat. Alle Väter mit geistiger Behinderung hatten nach eigenen Aussagen bei ihren Kindern ein Besuchsrecht und können zu fast allen Kindern in unterschiedlich intensiver Form Kontakt aufnehmen. Die Betonung liegt deshalb auf *fast*, weil Herr D momentan zu zwei seiner drei Kinder keinen Kontakt hat. Alle drei Väter schienen mit der Form und Intensität des Kontaktes bei einem oder zwei Kind/ern unzufrieden zu sein. Die befragten Väter mit geistiger Behinderung bedauerten, dass sie ihre Kinder nur selten sehen und/oder bei den Treffen unter Aufsicht stehen. In der momentanen Situation wünschten sie sich mehr Freiheiten und Autonomie im Umgang mit ihren Kindern. Wie in Kapitel 3.2.1 erwähnt, sehen sich Väter, laut Volz (2007, 209), eher in der Rolle des ‚Familienerhalters‘ und sind v.a. für den „finanziellen Rahmen der Familie zuständig.“ Die Aussage von Herrn D: „Als Besucher, im Prinzip wie ein flüchtiger Bekannter und als Zahler“ (Herr D, 212) bestätigt die Annahme, dass er als Vater für diesen Bereich zuständig ist. Herr D wirkte auf mich mit der Fokussierung seiner väterlichen Rolle auf den finanziellen Bereich keineswegs zufrieden und würde sich selbst, falls eine andere Möglichkeit bestehen würde, nur ungern dieser ‚eingeschränkten Vaterrolle‘ zuordnen.

Alle befragten Väter, deren Kinder nicht mit ihnen in einem Haushalt leben, erzählten, dass sie sich vorstellen könnten (wieder) mit ihren Kindern zusammenzuleben. Das Spektrum an Begründungen reichte von der Möglichkeit, die Vaterrolle dann wieder gänzlich übernehmen zu können, bis hin zu der Tatsache, dass die Kinder ihrem Vater fehlten. Zwei von drei interviewten Vätern, deren Kinder nicht mit ihnen zusammen leben, sprachen davon, dass sie ihre Kinder nicht aus ihrem momentanen Umfeld nehmen würden. Herr C begründete diese Entscheidung damit, dass sein ältester Sohn in der Wohngemeinschaft Freunde gefunden hätte und dort auch zur Schule geht. Während Herr D angibt, dass er seine jüngste Tochter nur dann zu sich holen würde, falls, wie schon in Kapitel 6.3.4 (bei K1.2.6) dargestellt, sie ansonsten in eine Pflegefamilie untergebracht werden würde.

6.4.3 Soziale Reaktionen auf die Vaterschaft (K2) – jeweils aus der Sicht der Väter mit geistiger Behinderung

Im Rahmen der Darstellung und Diskussion der Ergebnisse werden an dieser Stelle u.a. folgende Subfragen beantwortet:

- Wie wurde/wird mit der Vaterschaft in *Institutionen* der Behindertenhilfe umgegangen? Welche Haltung wurde/wird ihm (von Leitung, BetreuerInnen, MitbewohnerInnen und KollegInnen) entgegen gebracht und welche Erfahrungen hat er dabei gemacht?
- Wie wurde/wird mit der Vaterschaft in der *Familie* umgegangen? Welche Haltung wurde/wird ihm (von Vater, Mutter und Geschwistern) entgegen gebracht und welche Erfahrungen hat er dabei gemacht?
- Wie wurde/wird mit der Vaterschaft im *persönlichen Umfeld* umgegangen? Welche Haltung wurde/wird ihm (etwa von FreundInnen) entgegen gebracht und welche Erfahrungen hat er dabei gemacht?

Die Mehrheit der Befragten gab an, dass die MitarbeiterInnen (Leitung und BetreuerInnen) und KollegInnen der Einrichtungen der Behindertenhilfe, in der sie beschäftigt waren, positiv auf die Nachricht der Vaterschaft reagierten. Die Väter erzählten auch davon, dass sich die genannten Personengruppen freuten, zur Vaterschaft gratulierten, Glückwunschkarten verschenkten oder die Nachricht ganz ‚normal‘ aufnahmen. Dies korreliert nicht mit dem Ergebnis von Pixa-Kettner u.a.

(1996, 55; siehe Kapitel 4.1.1), die herausgefunden hatten, dass das Fachpersonal tendenziell ablehnend darauf reagierte und in wenigen Fällen sogar zu einem Schwangerschaftsabbruch riet bzw. dass die Reaktion der KollegInnen „manchmal von Eifersucht geprägt“ war.

Die Reaktionen des familiären Umfelds auf die Vaterschaft der befragten Männer waren in etwa zur Hälfte von Zustimmung gekennzeichnet. Zwei Väter mit geistiger Behinderung erzählten, dass die Kindesmütter positiv auf die Vaterschaft reagierten. Herr D meinte, dass seine Eltern und Brüder zwar positiv reagierten, aber Kritik bzw. ‚gut gemeinte Ratschläge‘ in Bezug auf die Kindererziehung äußerten. Die restlichen Reaktionen waren negativ behaftet und gingen insbesondere von den eigenen Eltern und Schwiegereltern aus. Die Eltern reagierten nach Auffassung zweier Väter, aufgrund des erhöhten Alkoholkonsums eines Vaters und der Arbeitslosigkeit des anderen negativ auf die Nachricht der Vaterschaft. Ein befragter Vater äußerte, dass auch seine Geschwister anfangs negativ reagierten. Die Untersuchung von Pixa-Kettner u.a. (ebd., 52; siehe Kapitel 4.1.1) zeigte hingegen wiederum „eine eher negative Tendenz“ auf.

Die Nachricht der Vaterschaft wurde von FreundInnen der befragten Väter mit geistiger Behinderung durchwegs positiv angenommen. Lediglich ein Vater erzählte, dass ein Freund sich negativ geäußert hätte, wobei es den Anschein machte, als würde dieser Freund seine Meinung öfters in kritischer Form ausdrücken. Die Befragung der Väter mit geistiger Behinderung zur Reaktion der FreundInnen zeigte auch, dass sie mehrheitlich über keinen großen Freundeskreis verfügen.

6.4.4 Unterstützungssysteme (K3)

Im Rahmen der Darstellung und Diskussion der Ergebnisse werden an dieser Stelle u.a. folgende Subfragen beantwortet:

- Welche (professionelle/familiäre) Unterstützung hat der Vater in der *Vergangenheit* bei der Erziehung seines Kindes erhalten bzw. in Anspruch genommen?
- Welche (professionelle/familiäre) Unterstützung hätte er *rückblickend* bei der Erziehung seines Kindes noch benötigt?
- Welche (professionelle/familiäre) Unterstützung erhält er *momentan* bei der Erziehung seines Kindes bzw. nimmt er in Anspruch?

- Welche (professionelle/familiäre) Unterstützung wird er *voraussichtlich* bei der Erziehung seines Kindes noch benötigen?

Auffallend ist, dass den Großteil der professionellen Unterstützungsleistung, welche die Väter in der Vergangenheit bei der Kindererziehung erhielten, eine ambulante Betreuungsform in Form einer Familienhelferin des Jugendamts ausmachte. Diese Unterstützung beschränkte sich zumeist auf wenige Stunden in der Woche und reichte über einen Zeitraum von zwei bis sechs Monate. Käch Studhalter u.a. (2008b, 18; siehe Einleitung) verweisen darauf, dass Eltern mit geistiger Behinderung Unterstützung besonders deshalb benötigen, weil sie Schwierigkeiten haben, „sich im Alltag selbst Strukturen zu geben und diese einzuhalten.“ Es ist somit erklärbar, dass die Aufgaben der Familienhelferinnen nach Aussage der befragten Väter v.a. in der Beobachtung und (Neu-)Organisation des Familienalltags sowie in der Erteilung von Tipps und Ratschlägen in der Kindererziehung lagen. Die befragten Väter mit geistiger Behinderung gaben an, dass ihre Kinder u.a. Unterstützung durch Ergotherapie und Entwicklungsförderung erhielten. Einer der befragten Väter mit geistiger Behinderung erzählte, dass er auch professionelle Unterstützung für den finanziellen Bereich in Form des Finanzamts und Sachwalters erhielt. Darüber hinaus bekam er Tipps und Ratschläge von seiner Betreuerin des betreuten Wohnens und besuchte eine Elternberatung. Es macht den Anschein, als würde die erbrachte Unterstützung die Männer in ihrer Rolle als Väter nur unzureichend auf die Kindespflege und -erziehung vorbereiten.

Die familiäre Unterstützung war nach Angaben der Befragten recht gering. Zwei Väter mit geistiger Behinderung gaben an, dass sie ein wenig Unterstützung in Form von Kinderbetreuung bzw. Tipps und Ratschlägen in der Kindererziehung erhielten. Ein Vater erzählte, dass er zunächst mit seinen Kindern im Elternhaus der Kindesmutter lebte. Er erhielt zu dieser Zeit keine professionelle Betreuung, vermutlich deshalb, weil sich seine Ex-Frau und seine Schwiegereltern bereits um alle wichtigen Angelegenheiten kümmerten.

Nicht alle befragten Väter waren mit der Art und Intensität der erhaltenen professionellen und familiären Unterstützungsangebote zufrieden. Zwei der befragten Väter mit geistiger Behinderung sprachen darüber, dass sie die Unterstützung rückblickend als positiv bewerten. Die anderen zwei gaben an, dass sie nicht das

Gefühl hatten, ein Mitspracherecht bei der Entscheidung für/gegen eine Unterstützung inne zu haben. Für Herrn D war das Unterstützungsangebot zeitweise zu gering und dann wiederum zu intensiv.

Drei der vier interviewten Männer gaben an, dass sie bzw. ihre Kinder momentan professionelle Unterstützung erhalten, darunter fällt bspw. psychologische und neurologische Betreuung, Hilfe in finanziellen Belangen vom Sachwalter, eine Frühförderungsstelle sowie eine Entwicklungsförderung in einer sogenannten Entwicklungsambulanz. Zwei Kinder erhalten darüber hinaus auch Unterstützung von der Ganztagschule bzw. der Wohngemeinschaft. Wie bei der bereits erhaltenen Unterstützung angeführt, werden einige Väter mit geistiger Behinderung auch vom Jugendamt unterstützt. Familiäre Unterstützung in der momentanen Situation erhalten drei Väter mit geistiger Behinderung, wobei bei einem Kind von Herrn C dabei die Pflegschaft der Großmutter ebenfalls hineinspielt.

Die interviewten Männer äußerten sich kaum zu Verbesserungsvorschlägen und zum zukünftigen Unterstützungsbedarf. Sie schienen mit der Situation, nach ihrer eigenen Meinung dazu gefragt zu werden, Schwierigkeiten zu haben:

KL: „Was glauben Sie, in welchen Bereichen werden Sie in Zukunft Unterstützung brauchen, in der Kindererziehung?“. *B:* „Ja. (...) Ja, eigentlich (...). Da fällt mir eigentlich nichts ein“ (Herr B, 453-456).

Die Väter gaben lediglich an, dass sie gerne mehr Ratschläge bei Fragen zur Kindererziehung und Problemen in der Partnerschaft bekommen hätten sowie mehr Anerkennung in ihrer Rolle als Vater. Es wäre auch möglich, dass sie sich über andere Unterstützungsmöglichkeiten noch keine Gedanken gemacht haben, sich keine anderen vorstellen können bzw. nicht darüber informiert wurden. Herr C meinte, dass es nicht zu seinen Aufgaben zähle zu wissen, welche weiteren Möglichkeiten zur Förderung des Kindes existieren. Die Zukunft betreffend, sind sich die betroffenen Väter nach eigener Auffassung über künftige Problemstellungen, wie bspw. Schuleintritt oder Suche nach geeigneten Ausbildungsstätten, nicht bewusst. Lediglich Herr D gab an, dass er, falls ein Kind zu ihm ziehen würde, mehr Betreuung benötigen würde.

7. Zusammenfassung und Ausblick

7.1 Zusammenfassung der wesentlichsten Ergebnisse

An dieser Stelle wird eine Zusammenfassung der wesentlichsten Ergebnisse zu jeder Hauptkategorie angeführt. Die im Rahmen der vorliegenden Diplomarbeit erhobenen Informationen sollen das Erleben der Lebens- und Unterstützungssituation der befragten Väter mit geistiger Behinderung abbilden und haben nicht den Anspruch auf Repräsentativität.

In Anlehnung an die Ergebnisse von Pixa-Kettner (2008, 11; siehe Einleitung) kann für den Bereich der Vaterschaft bzw. der Vater-Kind-Beziehung der vorliegende Studie folgendes festgehalten werden: Obwohl alle befragten Väter mit geistiger Behinderung aus psychosozial belasteten Herkunftsfamilien kommen, freuen sich alle über ihre Kinder und sind in der Lage, eine positive Beziehung zu ihnen aufzunehmen – unabhängig davon, ob sie mit dem Kind zusammenleben oder nicht und ob sie in der Lage sind, die väterlichen Aufgaben im Einzelnen jeweils selbst bzw. selbständig zu erfüllen. Besonders hervorzuheben ist auch, dass einer der vier befragten Väter ein alleinerziehender Vater ist. Er hat um seine beiden Söhne gekämpft und lebt derzeit ohne umfassende Unterstützung mit ihnen zusammen. Nur zwei von insgesamt neun Kindern, deren Informationen in die Auswertung einfließen, sind fremd untergebracht, während die anderen fünf Kinder bei der jeweiligen Kindesmutter leben.

Ein weiteres interessantes Ergebnis stellt die tendenziell positive Reaktion des familiären, freundschaftlichen und betreuenden Umfelds auf die Nachricht der Vaterschaft der betroffenen Männer dar. Lediglich sechs Äußerungen der Interviewten ließen auf eine negative Reaktion des Umfelds schließen, während 16 Äußerungen eine gegenteilige Reaktion beschrieben. Negative Reaktionen sind überwiegend dem familiären Umfeld zuzuordnen und gingen von den eigenen Eltern, Schwiegereltern und Geschwistern aus. Nach Aussagen der befragten Väter mit geistiger Behinderung verbesserte sich die anfangs negative Reaktion der Eltern und Geschwister im Laufe der Zeit. Die besonders negativen Reaktionen der Schwiegereltern lassen vermuten, dass hier möglicherweise auch Bedenken gegenüber der Schwangerschaft ihrer eigenen Tochter mit einfließen. In einem Fall

wurde berichtet, dass eine Betreuerin des betreuten Wohnens das Jugendamt über die Vaterschaft informierte. Diese Reaktion wurde von dem betroffenen Vater zum damaligen Zeitpunkt ebenfalls negativ eingestuft, wobei er die Handlung rückblickend verstand und die Unterstützung des Jugendamts gerne in Anspruch nahm.

Die professionelle Unterstützung, die von der Mehrheit der Befragten angegeben wurde, beschränkte sich auf eine mehrstündige, ambulante Betreuung einer Familienhelferin des Jugendamts. Die befragten Männer nannten darüber hinaus noch folgende Unterstützungsangebote: Psychologische und neurologische Betreuung, Frühförderungsstelle, Entwicklungsambulanz, Unterstützung durch Ganztagschule bzw. Wohngemeinschaft und finanzielle Unterstützung vom Sachwalter. Diese Aufzählung über erhaltene Unterstützung könnte noch bspw. durch „Begleitete Elterngruppen“ (Bürgi 2008, 27), „Kontaktfamilien“ (ebd.), „Elterntreffs“ (ebd.) oder „Stationäre Betreuung in Wohnheimen oder heilpädagogischen Lebensgemeinschaften“ (Staudenmaier 2004, 45) ergänzt werden, die bereits im Kapitel 4.2 genannt wurden. In Anlehnung an das Ergebnis von Kassoume (2006, [45]; siehe Einleitung) kann aufgrund der Aussagen der befragten Väter für den Bereich der Unterstützungssysteme daher darauf geschlossen werden, dass es in Wien noch keine Unterstützung gibt, die auf Väter mit geistiger Behinderung spezialisiert ist. Das Unterstützungsangebot ist meiner Auffassung nach weder breit genug gefächert, um den Bedürfnissen der Väter mit geistiger Behinderung gerecht zu werden, noch weit genug ausgearbeitet, um den Bedarf dieser Personengruppe zu eruieren und zu decken.

7.2 *Ausblick auf weitere Tätigkeitsfelder*

Im Folgenden werden eigene Überlegungen zu weiteren Tätigkeitsfeldern aus heilpädagogischer Sicht dargestellt. ‚Netzwerkarbeit‘ und ‚Verbreitung durch Publikationen‘ sind Methoden der Öffentlichkeitsarbeit und sollten angewendet werden, um das Thema Vaterschaft von Männern mit geistiger Behinderung zu verbreiten, um somit zu einer vermehrten Akzeptanz und Sensibilisierung beizutragen.

Durch die Entwicklung von Unterstützungskonzepten, in denen Väter *und* Mütter mit geistiger Behinderung als Individuen und in ihrer Rolle als wichtigste

Bezugspersonen des Kindes verstanden werden, könnte dazu beigetragen werden, dass Väter mehr Aufgaben in der Kinderpflege und -erziehung übernehmen können und nicht mehr so häufig von ihren Kindern getrennt leben. Als ‚InteressensvertreterInnen‘ (u.a.) von Menschen mit geistiger Behinderung sollten HeilpädagogInnen m.E. ihre Aufgabe im Aufzeigen von gangbaren Möglichkeiten sowie in der Unterstützung von Vätern mit geistiger Behinderung sehen. Sie sollten daher in der Praxis in die Beratung und Begleitung der Vaterschaften von Männern mit geistiger Behinderung mit einbezogen werden. Diese Maßnahmen würden auch dazu führen, dass das Thema Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung im Kreise des zuständigen Fachpersonals und der Öffentlichkeit verstärkt wahrgenommen wird. Diese Angelegenheit fällt v.a. der Heilpädagogik zu, sollte aber auch als gesellschaftlicher Auftrag verstanden werden.

Im Zuge der Bearbeitung dieses Themas wuchs einerseits das Wissen über Elternschaften/Vaterschaften von Menschen/Männern mit geistiger Behinderung und andererseits die Erkenntnis über zahlreiche Wissenslücken bzw. weitere Tätigkeitsfelder, die es zu füllen und bearbeiten gilt:

- Arbeiten und Untersuchungen, die sich speziell mit den Themen ‚Trennung von Vater und Kind‘ sowie ‚Aufarbeitung der Trennung‘ und ‚Begleitung in der Trennungsphase‘ aus Sicht der betroffenen Väter mit geistiger Behinderung beschäftigen, wären notwendig, um detailliertere Informationen aus erster Hand zu dieser (emotional schwierigen) Phase zu erhalten.
- Eine Befragung von Vätern mit geistiger Behinderung zu Kinderwunsch bzw. zum Wunsch, ob sie sich noch weitere Kinder wünschen, ob die Vaterschaft (un)geplant war und ob sich dies auf die Ausübung der Vaterrolle, Vater-Kind-Beziehung oder Unterstützungsmöglichkeiten auswirkt, wäre hilfreich, um diesen Aspekt näher zu untersuchen.
- Es wäre empfehlenswert, ein Unterstützungskonzept, welches besonders auf den Bedarf und das Bedürfnis von Vätern mit geistiger Behinderung zugeschnitten ist, zu erarbeiten, um es anschließend in die praktische Arbeit einfließen zu lassen. Im Zuge dessen wäre auch die Erstellung eines Leitfadens, bspw. für SozialarbeiterInnen und HeilpädagogInnen, für die Beratung und Begleitung von Vätern mit geistiger Behinderung von

besonderem beruflichen Interesse. Die theoretische Erarbeitung des Konzepts und Leitfadens sollte in Rücksprache mit den Betroffenen und dem Betreuungspersonal sowie mittels interdisziplinärer Zusammenarbeit stattfinden.

LITERATURVERZEICHNIS

- ABGB (2011). Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch für die gesamten deutschen Erbländer der Österreichischen Monarchie.
[http://www.jusline.at/Allgemeines Buergerliches Gesetzbuch \(ABGB\) Langversion.html](http://www.jusline.at/Allgemeines_Buergerliches_Gesetzbuch_(ABGB)_Langversion.html) (Download: 03.05.2011)
- Adam, H. (1998). Wenn der schlafende Hund in den Brunnen gefallen ist ... Kinderwunsch und Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung in Lehrplänen. In: Datler, W. u.a. (Hrsg.): Zur Analyse heilpädagogischer Beziehungsprozesse. Luzern: Ed. SZH/SPC, 183-193
- Bargfrede, S. (1998). Tausend Mütter können nicht irren. Einige Anmerkungen vor dem Hintergrund einer Untersuchung zur Lebenssituation geistig behinderter Menschen mit Kindern in Deutschland. In: Datler, W. u.a. (Hrsg.): Zur Analyse heilpädagogischer Beziehungsprozesse. Luzern: Ed. SZH/SPC, 194-200
- Bargfrede, S. (2008). Unterstützungsmöglichkeiten für Eltern mit geistiger Behinderung in Deutschland. In: Pixa-Kettner, U. (Hrsg.): Tabu oder Normalität? Eltern mit geistiger Behinderung und ihre Kinder. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2. Auflage, 283-299
- Babybedenkzeit (2011). Das RealCare Elternprogramm. Ein Präventionsprogramm für Schule, Pädagogik und Sozialarbeit. <http://www.babybedenkzeit.de/> [1-2] (Download: 30.07.2011)
- Beck, K. (2002). Vaterwerden ein Abenteuer. Über die Hintergründe der Entwicklung einer Vateridentität. Universität Wien: Diplomarbeit
- Behrisch, B. (2005). Vaterschaft, Erziehung und Alltagserleben von Vätern mit Behinderung. Eine empirische Studie zur Lebenssituation behinderter Väter auf der Grundlage von Interviews. Universität Berlin: Diplomarbeit <http://bidok.uibk.ac.at/library/behrisch-vaterschaft-dipl.html#id3208499>, [1-135] (Download: 17.01.2010)
- Blochberger, K. (2010). Familienarbeit ist für behinderte Eltern eine tägliche Herausforderung - Unterstützungsmöglichkeiten.
http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_aktuelles/a_behinderung/s_986.html, [1-4] (Download: 02.03.2010)

- Böhm, W. (2005). Wörterbuch der Pädagogik. Stuttgart: Kröner, 16. vollständig überarbeitete Auflage
- Bruckmüller, M. (1986). Die pädagogische Betreuung geistig behinderter Jugendlicher und Erwachsener. In: Heilpädagogik 1, 111-123
- Buchner, T. (2008). Das qualitative Interview mit Menschen mit sogenannter geistiger Behinderung. Ethische Aspekte, Durchführung und die Anwendbarkeit im internationalen Vergleich. In: Biewer, G. u.a. (Hrsg.): Begegnung und Differenz: Menschen – Länder – Kulturen. Beiträge zur Heil- und Sonderpädagogik. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 516-526
- Bundesvereinigung Lebenshilfe (Hrsg.) (2009). Sexualpädagogische Materialien für die Arbeit mit geistig behinderten Menschen. Weinheim, München: Juventa, 5. aktualisierte Auflage
- Bundschuh, K., Heimlich, U., Krawitz, R. (2007). Behinderung. In: Bundschuh, K., Heimlich, U., Krawitz, R. (Hrsg.): Wörterbuch Heilpädagogik. Ein Nachschlagewerk für Studium und pädagogische Praxis. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 33-35
- Burgess, A. (1998). Vatermythen, Vaterbilder. Die Rolle der Männer in der Erziehung. München, Zürich: Diana
- Bürgi, P. (2008). Gedanken und Erfahrungen aus Sicht der Heilpädagogischen Früherziehung zur Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung. In: Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik 3, 24-29
- Degener, T. (2009). Die UN-Behindertenrechtskonvention als Inklusionsmotor. In: Recht der Jugend und des Bildungswesens 2, 200-220
- Drinck, B. (2005). Vatertheorien. Geschichte und Perspektive. Opladen: Budrich
- Dworschak, W. (2004). Lebensqualität von Menschen mit geistiger Behinderung. Theoretische Analyse, empirische Erfassung und grundlegende Aspekte qualitativer Netzwerkanalyse. Bad Heilbrunn/Obb.: Klinkhardt
- Eckhard, K., Becker, J. (2011). Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung.
http://www.lebenshilfe.de/wDeutsch/aus_fachlicher_sicht/downloads/elternschaft.pdf, [1-3] (Download: 02.09.2011)

- Ferrares, H. (2001). Behinderte Frauen und Mutterschaft. Eine Bestandsaufnahme. <http://bidok.uibk.ac.at/library/beh1-01-ferrares-mutterschaft.html>, [1-5]
(Download: 02.12.2009)
- Feuser, G. (1996). „Geistigbehinderte gibt es nicht!“ Projektionen und Artefakte in der Geistigbehindertenpädagogik. In: Geistige Behinderung 1, 18-25
- Fischer, E. (2003). „Geistige Behinderung“ – Fakt oder Konstrukt? Sichtweisen und aktuelle Entwicklungen. In: Fischer, E. (Hrsg.): Pädagogik für Menschen mit geistiger Behinderung. Sichtweisen – Theorien – aktuelle Herausforderungen. Oberhausen: Athena-Verlag, 7-29
- Fornfeld, B. (2000). Einführung in die Geistigbehindertenpädagogik. München, Basel: Reinhardt
- Frey, U. (2007). Elternschaft – eine große Herausforderung. In: Insieme 1, 8-11
- Grossmann, K. u.a. (2002). Väter und ihre Kinder – Die „andere“ Bindung und ihre längsschnittliche Bedeutung für die Bindungsentwicklung, das Selbstvertrauen und die soziale Entwicklung des Kindes. In: Steinhardt, K., Datler, W., Gstach, J. (Hrsg.): Die Bedeutung des Vaters in der frühen Kindheit. Gießen: Psychosozial-Verlag, 43-72
- Guggenbühl, A. (2005). Vaterschaft und männliche Identität. Betreuung, Pannenhilfe oder sporadische Einsätze? Vaterarbeit auf der Grundlage männlicher Eigenschaften. In: BMSG Männerpolitische Grundsatzabteilung (Hrsg.): 1. Europäische Väterkonferenz. Wien, 54-59
- Haeberlin, U. (2002). Identität und Behinderung im gesellschaftlichen Umfeld. Ein Dilemma in der professionellen Behindertenarbeit. In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete 3, 245-250
- Hagen, J. (2002). Zur Befragung von Menschen mit einer geistigen oder mehrfachen Behinderung. In: Geistige Behinderung 4, 293-306
- Hagen, J. (2007). Und es geht doch! Menschen mit einer geistigen Behinderung als Untersuchungspersonen in qualitativen Forschungszusammenhängen. In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete 1, 22-34
- Hahn, H. (2002). Sexuelle Erfahrungen von Frauen mit geistiger Behinderung unter besonderer Berücksichtigung einer Einzelfalldarstellung. Universität Wien: Diplomarbeit. <http://bidok.uibk.ac.at/library/hahn-sexualitaet.html>, [1-76]
(Download: 07.12.2009)

- Hermes, G. (2007). Sind Elternschaften und Behinderung miteinander vereinbar? Ein Beitrag zu Barrieren und Unterstützungsmöglichkeiten für behinderte Mütter und Väter. <http://bidok.uibk.ac.at/library/hermes-elternschaft.html>, [1-8] (Download: 02.12.2009)
- Hosner, R. (2008). Eine Institution befasst sich intensiv mit dem Thema Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung. In: Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik 3, 21-23
- Hoyler-Herrmann, A. (2000). Sexualität. Geistig behinderte Erwachsene als Frau und Mann. In: Jakobs, H., König, A., Theunissen, G. (Hrsg.): Lebensräume – Lebensperspektiven. Ausgewählte Beiträge zur Situation Erwachsener mit geistiger Behinderung. Frankfurt am Main: AFRA-Verlag, 3. Auflage, 60-81
- Hoyningen-Süess, U., Staudenmaier, M. (2004). Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung bedingt angemessene Unterstützungsangebote. In: Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik 2, 45-50
- Hurrelmann, K. (2007). Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. Weinheim: Juventa-Verlag, 9. aktualisierte Auflage
- Jeltsch-Schudel, B. (2003). Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung in der deutschsprachigen Schweiz. In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik 3, 266-272
- Julius, M. (2000). Identität und Selbstkonzept von Menschen mit geistiger Behinderung. In: Behindertenpädagogik 2, 175-194
- Kassoume, L. (2006). Unterstützungsangebote bei Schwangerschaft und Elternschaft von Menschen mit Lernschwierigkeiten in Wien. Fachhochschule für Sozialarbeit, Wien: Diplomarbeit. <http://bidok.uibk.ac.at/library/kassoume-schwangerschaft.html>, [1-71] (Download: 02.12.2009)
- Kassoume, L., Köberl, M. (2009). Kinderwunsch und Elternschaft von Menschen mit Lernschwierigkeiten. Zur Situation in Österreich im internationalen Vergleich. In: Behinderte Menschen (Wissensforum Praxis) 1, 1-8
- Kastlunger, E. (2009). „Die Lebenssituation und die Unterstützungssituation von Müttern mit Lernschwierigkeiten in Österreich unter besonderer Bezugnahme auf die Bundesländer Niederösterreich und Wien“. Universität Wien:

- Diplomarbeit. http://othes.univie.ac.at/4409/1/2009-03-10_0007641.pdf, [1-239] (Download: 02.12.2009)
- Käch Studhalter, E., Köppel Hafen, L., Bühler, U. (2008a). Eltern sein mit geistiger Behinderung. Unterstützungsangebote in Erziehungsfragen für Eltern mit leichter geistiger Behinderung. In: Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik 3, 15-19
- Käch Studhalter, E., Köppel Hafen, L., Bühler, U. (2008b). Eltern sein mit geistiger Behinderung. Unterstützungsangebote in Erziehungsfragen für Eltern mit leichter geistiger Behinderung. Hochschule Luzern: Diplomarbeit
- Klinglmair, S. (2009). Herausforderung Kinderwunsch. Qualitative Studie zur Situation von BetreuerInnen beim Kinderwunsch von Frauen mit geistiger Behinderung. Universität Wien: Diplomarbeit
- Kulig, W., Theunissen, G., Wüllenweber, E. (2006). Geistige Behinderung. In: Wüllenweber, E., Theunissen, G., Mühl, H. (Hrsg.): Pädagogik bei geistigen Behinderungen. Ein Handbuch für Studium und Praxis. Stuttgart: Kohlhammer, 116-127
- Lamesch, A. u.a. (2002). Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung. Eine empirische Untersuchung in der deutschsprachigen Schweiz. Heilpädagogisches Institut der Universität Freiburg: Diplomarbeit
- Lebenshilfe Aalen (2011). Begleitete Elternschaft. http://www.lebenshilfe-aalen.de/begleit_elternschaft.php?nid=3&kid=2&uid=1, [1-2] (Download: 02.09.2011)
- Lebenshilfe Erfurt (2011). Wohnen. Eltern-Kind-Wohnen. http://www.lebenshilfe-erfurt.org/phocadownload/Wohnen/Eltern_Kind_Wohnen.pdf, [1-2] (Download: 02.09.2011)
- Lebenshilfe Erfurt (2011b). Wohnangebote Eltern-Kind-Wohnen. Eltern sein – eigentlich ganz normal. http://www.lebenshilfe-erfurt.org/index.php?option=com_content&view=article&id=84&Itemid=97, [1-2] (Download: 02.09.2011)
- Le Camus, J. (2001). Väter. Die Bedeutung des Vaters für die psychische Entwicklung des Kindes. Weinheim, Basel: Beltz
- Le Camus, J. (2006). Vater sein heute. Für eine neue Vaterrolle. Weinheim, Basel: Beltz

- Lechleitner, H. (2009). Körper-Ich und Identität. Körperwahrnehmung bei Menschen mit intensivem Unterstützungsbedarf. In: Orientierung 4, 33-35
- Levc, B. (2005). Und wer kümmert sich um das Kind? Eine Analyse der sozialen Reaktionen auf Kinderwunsch und Mutterschaft von Frauen mit sichtbaren Behinderungen unter besonderer Berücksichtigung der Unterstützungsmöglichkeiten für behinderte Mütter mit Kindern im Säuglings- und Kleinkindalter in der Steiermark. Universität Graz: Diplomarbeit. <http://bidok.uibk.ac.at/library/levc-kind-diplomarbeit.html>, [1-173] (Download: 07.12.2009)
- Limmer, R. (2007). Mein Papa lebt woanders – Die Bedeutung des getrenntlebenden Vaters für die psychosoziale Entwicklung seiner Kinder. In: Mühling, T., Rost, H. (Hrsg.): Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung. Opladen, Farmington Hills: Budrich, 243-267
- Macha, H. (1999). Die Renaissance des Vaterbildes in der Pädagogik. In: Drinck, B.: Vaterbilder. Eine interdisziplinäre und kulturübergreifende Studie zur Vaterrolle. Bonn: Bouvier, 11-36
- Mattke, U. (2009). Sexualerziehung und Sexualbildung bei Menschen mit geistiger Behinderung. In: Theunissen, G., Wüllenweber, E. (Hrsg.): Zwischen Tradition und Innovation. Methoden und Handlungskonzepte in der Heilpädagogik und Behindertenhilfe. Ein Lehrbuch und Kompendium für die Arbeit mit geistig behinderten Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. Marburg: Lebenshilfe-Verlag, 360-364
- Matzner, M. (2004). Vaterschaft aus der Sicht von Vätern. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften
- Mayr-Möldner, I. (2005). Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung. Universität Innsbruck: Diplomarbeit
- Mayring, P. (2002). Einführung in die qualitative Sozialforschung. Weinheim u.a.: Beltz, 5. Auflage
- Mayring, P. (2010). Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim, Basel: Beltz, 11. Aktualisierte und überarbeitete Auflage
- Metzger, H.-G. (2002). Zwischen Dyade und Triade. Neue Horizonte und traditionelle Rollen für den Vater. In: Steinhardt, K., Datler, W., Gstach, J. (Hrsg.): Die

- Bedeutung des Vaters in der frühen Kindheit. Gießen: Psychosozial-Verlag, 29-42
- Meyer, A.-H. (2004). Kodieren mit der ICF: Klassifizieren oder Abklassifizieren? Potenzen und Probleme der „Internationalen Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit“. Ein Überblick. Heidelberg: Winter
- Mühl, H. (2000). Einführung in die Geistigbehindertenpädagogik. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer, 4. Auflage
- Mühl, H. (2006). Merkmale und Schweregrade geistiger Behinderung. In: Wüllenweber, E., Theunissen, G., Mühl, H. (Hrsg.): Pädagogik bei geistigen Behinderungen. Ein Handbuch für Studium und Praxis. Stuttgart: Kohlhammer, 128-139
- Pitsch, H.-J. (2006). Normalisierung. In: Wüllenweber, E., Theunissen, G., Mühl, H. (Hrsg.): Pädagogik bei geistigen Behinderungen. Ein Handbuch für Studium und Praxis. Stuttgart: Kohlhammer, 224-234
- Pixa-Kettner, U. (1991). Geistigbehindert und Mutter? In: Sonderpädagogik 1, 60-69
- Pixa-Kettner, U. (1997a). Geistigbehindert und Mutter? Bericht über ein Forschungsprojekt an der Universität Bremen mit dem Titel „Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung“. In: Jantzen, W.: Geschlechterverhältnisse in der Behindertenpädagogik. Subjekt/Objekt-Verhältnis in Wissenschaft und Praxis. Luzern: SZH / SPC, 255-263
- Pixa-Kettner, U. (1997b). (Zwangs-)Sterilisation und Verweigerung von Elternschaft: Formen der sexuellen Fremdbestimmung geistigbehinderter Menschen. In: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft 3, 27-36
- Pixa-Kettner, U. (1998). Ein Stück Normalität – Eltern mit geistiger Behinderung. Ergebnisse einer Follow-up-Studie. In: Behindertenpädagogik 2, 118-138
- Pixa-Kettner, U. (1999). Konzepte der Begleitung für Mütter und Väter mit geistiger Behinderung. Ein Beitrag aus der englischsprachigen Literatur. In: Psychosozial 22 (3), 63-74
- Pixa-Kettner, U. (2007). Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung in Deutschland. Ergebnisse einer zweiten bundesweiten Fragebogenerhebung. In: Geistige Behinderung 4, 309-321

- Pixa-Kettner, U. (Hrsg.) (2008). Tabu oder Normalität? Eltern mit geistiger Behinderung und ihre Kinder. Heidelberg: Universitätsverlag Winter „Edition S“, 2. Auflage
- Pixa-Kettner, U.; Bargfrede, S. (2004). Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung – ein soziales Problem? In: Wüllenweber, E. (Hrsg.): Soziale Probleme von Menschen mit geistiger Behinderung: Fremdbestimmung, Benachteiligung, Ausgrenzung und soziale Abwertung. Stuttgart: Kohlhammer, 78-88
- Pixa-Kettner, U.; Bargfrede, S. (2005). Eine ganz normale Familie? Menschen mit Lernschwierigkeiten als Mütter und Väter. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e.V. Wacker, E. et.al (Hrsg.): Teilhabe. Wir wollen mehr als nur dabei sein. Marburg: Lebenshilfe-Verlag, 327-335
- Pixa-Kettner, U., Bargfrede, S. (2008). Kinderwunsch von Menschen mit geistiger Behinderung. In: Pixa-Kettner, U. (Hrsg.): Tabu oder Normalität? Eltern mit geistiger Behinderung und ihre Kinder. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2. Auflage, 73-85
- Pixa-Kettner, U., Bargfrede S., Blanken, I. (1996). „Dann waren sie sauer auf mich, daß ich das Kind haben wollte ...“: Eine Untersuchung zur Lebenssituation geistigbehinderter Menschen mit Kindern in der BRD. Baden-Baden: Nomos
- Pixa-Kettner, U., Sauer, B. (2008). Elterliche Kompetenzen und die Feststellung von Unterstützungsbedürfnissen in Familien mit geistig behinderten Eltern. In: Pixa-Kettner, U. (Hrsg.): Tabu oder Normalität? Eltern mit geistiger Behinderung und ihre Kinder. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2. Auflage, 219-247
- Pixa-Kettner, U. u.a. (2008). Kinderwunsch von Menschen mit geistiger Behinderung. In: Pixa-Kettner, U. (Hrsg.): Tabu oder Normalität? Eltern mit geistiger Behinderung und ihre Kinder. Heidelberg: Universitätsverlag Winter „Edition S“, 2. Auflage, 73-85
- Plaute, W. (2006). Sexualität von uns Sexualpädagogik für Menschen mit geistiger Behinderung. In: Wüllenweber, E., Theunissen, G., Mühl, H. (Hrsg.): Pädagogik bei geistigen Behinderungen. Ein Handbuch für Studium und Praxis. Stuttgart: Kohlhammer, 501-510

- Reinders, H. (2005). Qualitative Interviews mit Jugendlichen führen. Ein Leitfaden. München, Wien: R.Oldenbourg
- Rohmann, K. (2008). Die Problematik der Fremdunterbringung von Kindern geistig behinderter Eltern – Ergebnisse einer schriftlichen Befragung. In: Pixa-Kettner, U. (Hrsg.): Tabu oder Normalität? Eltern mit geistiger Behinderung und ihre Kinder. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2. Auflage, 133-153
- Rödler, I. (1998). „Kein Problem!“ – Ausschnitte aus der Frühförderung mit dem Kind einer `geistig behinderten` Mutter. In: Datler, W. u.a. (Hrsg.): Zur Analyse heilpädagogischer Beziehungsprozesse. Luzern: Ed. SZH/SPC, 163-175
- Schatz, G. (2000). Geistig behinderte Erwachsene und ihre Herkunftsfamilien. Ein Beitrag zur Verdeutlichung der Notwendigkeit und des Stellenwertes emanzipatorischer Familienarbeit. In: Jakobs, H., König, A., Theunissen, G. (Hrsg.): Lebensräume – Lebensperspektiven. Ausgewählte Beiträge zur Situation Erwachsener mit geistiger Behinderung. Frankfurt am Main: AFRA-Verlag, 3. Auflage, 126-146
- Schmid-Maibach, C. (2008). Zusammenarbeit mit Eltern – hilfreich und spannend?! In: Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik 3, 40-45
- Schneider, P. (2008). „Bin ich auch froh, wenn ich so Hilfe habe.“ Unterstützungsnetzwerke von Eltern mit Lernschwierigkeiten unter Einbezug der Sicht einer betroffenen Mutter. In: Pixa-Kettner, U. (Hrsg.): Tabu oder Normalität Eltern mit geistiger Behinderung und ihre Kinder. Heidelberg: Universitätsverlag Winter „Edition S“, 2. Auflage
- Schober, A. (2002). Die Betreuung von Müttern mit besonderen Bedürfnissen. Analyse von Erfahrungen und Konzepten; konzeptionelle Lösungsvorschläge für eine Weiterentwicklung in der sozialpädagogischen Betreuung. Universität Wien: Diplomarbeit
- Schon, L. (2002). Sehnsucht nach dem Vater ... Die Bedeutung des Vaters und der Vaterlosigkeit in den ersten drei Lebensjahren. In: Steinhardt, K., Datler, W., Gstach, J. (Hrsg.): Die Bedeutung des Vaters in der frühen Kindheit. Gießen: Psychosozial-Verlag, 15-28
- Schulze, M. (2011). Menschenrechte für alle: Die Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. In: Flieger, P., Schönwiese, V. (Hrsg.):

- Menschenrechte – Integration – Inklusion. Aktuelle Perspektiven aus der Forschung. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 11-25
- Schuntermann, M.-F. (2009). Einführung in die IFC. Grundkurs-Übungen-offene Fragen. Heidelberg: Ecomed Medizin
- Seefeld, A. (1997). Sexualität bei Menschen mit geistiger Behinderung – in ausgewählten empirischen Befunden. In: Die neue Sonderschule 6, 433-439
- Seifert, M. (2000). Wohnen – so normal wie möglich. In: Jakobs, H., König, A., Theunissen, G. (Hrsg.): Lebensräume – Lebensperspektiven. Ausgewählte Beiträge zur Situation Erwachsener mit geistiger Behinderung. Frankfurt am Main: AFRA-Verlag, 3. Auflage, 150-186
- Sohlmann, S. (2009). Sexualität und geistige Behinderung. In: Heilpädagogik 1, 2-8
- Speck, O. (2007). Geistigbehindertenpädagogik. In: Theunissen, G., Kulig, W., Schirbort, K. (Hrsg.): Handlexikon geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart: Kohlhammer, 5-12
- Staudenmaier, M. (2004). Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung. Evaluation der Betreuungssituation von Eltern(-teilen) mit leichter und mittlerer geistiger Behinderung in der deutschsprachigen Schweiz. Philosophische Fakultät I der Universität Zürich: Lizentiatsarbeit. http://www.insieme.ch/pdf/Sexualitaet_pdf/Eltern%20mit%20geistiger%20Behinderung_Lizentiatsarbeit.pdf, [1-194] (Download: 07.12.2009)
- Theunissen, G. (2007). Geistige Behinderung. In: Bundschuh, K., Heimlich, U., Krawitz, R. (Hrsg.): Wörterbuch Heilpädagogik. Ein Nachschlagewerk für Studium und pädagogische Praxis. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 94-96
- Theunissen, G., Plaute, W. (1995). Empowerment und Heilpädagogik. Ein Lehrbuch. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verlag
- Thimm, W. (2005). Das Normalisierungsprinzip – eine Einführung (1979). In: Thimm, W. (Hrsg.): Das Normalisierungsprinzip. Ein Lesebuch zur Geschichte und Gegenwart eines Reformkonzepts. Marburg: Lebenshilfe-Verlag, 12-31
- Treiber, I. (2004). Menschenrechte trotz Behinderung: Zur Sexualität, Partnerschaft und Sterilisationsthematik geistig behinderter Menschen. Universität Klagenfurt: Diplomarbeit. <http://bidok.uibk.ac.at/library/treiber-menschenrechte.html>, [1-66] (Download: 07.12.2009)

- United Nations (2006). Convention on the Rights of Persons with Disabilities and Optional Protocol. <http://www.un.org/disabilities/documents/convention/convoptprot-e.pdf>, [1-37] (Download: 15.08.2011)
- Vlasek, A. (2008). Rechtliche Fragen im Zusammenhang der Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung. In: Pixa-Kettner, U. (Hrsg.): Tabu oder Normalität? Eltern mit geistiger Behinderung und ihre Kinder. Heidelberg: Universitätsverlag Winter „Edition S“, 2. Auflage, 91-126
- Volz, R. (2007). Väter zwischen Wunsch und Wirklichkeit. In: Mühling, T., Rost, H. (Hrsg.): Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung. Opladen, Farmington Hills: Budrich, 203-224
- Walter, J. (2004) (Hrsg.). Sexualbegleitung und Sexualassistenz bei Menschen mit Behinderungen. Heidelberg: Universitätsverlag Winter
- Wilken, U. (2010). Sexualität, Partnerschaft und Kinderwunsch bei geistiger Behinderung. In: Heilpädagogik.de 3, 7-14
- Witzel, A. (1982). Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt/Main u.a.: Campus
- Witzel, A. (2000). Das problemzentrierte Interview. In: Forum: Qualitative Sozialforschung 1. <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-00/1-00witzel-d.htm>, [1-9] (Download: 04.12.2011)
- Wohlgensinger, C. (2008). „...also da hab` ich noch gar nicht drüber nachgedacht...“ Der Umgang mit dem Kinderwunsch von Menschen mit geistiger Behinderung. In: Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik 3, 8-14
- Zinsmeister, J. (2006). Staatliche Unterstützung behinderter Mütter und Väter bei der Erfüllung ihres Erziehungsauftrages. <http://bidok.uibk.ac.at/library/zinsmeister-rechtsgutachten.html>, [1-24] (Download: 02.12.2009)

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abbildung 1: ICF-Modell der WHO (Schuntermann 2009, 30)	18
Abbildung 2: Wohnformen für Erwachsene mit geistiger Behinderung (Dworschak 2004, 21)	25
Abbildung 3: Idealtypische Darstellung der Entwicklungsaufgaben in drei Lebensphasen und dazwischenliegende Statusübergänge (Hurrelmann 2007, 37).....	45
Abbildung 4: Notationssystem der Transkription.....	83
Abbildung 5: Übersicht der interviewten Väter mit geistiger Behinderung	89

ANHANG

Anhang A – Informationsblatt, Einverständniserklärung

Lieber Interviewteilnehmer!

Informationen zum Interview und zum Thema

Ich heiße Karina Leban und bin Studentin der Universität Wien. Ich arbeite im Rahmen meiner Diplomarbeit zum Thema

„Lebens- und Unterstützungssituation von Vätern mit geistiger Behinderung in Wien“.

Ich interessiere mich vor allem für:

- Ihre Sichtweise und Erfahrungen als Vater
- die Themen: Vaterschaft, Beziehung zum Kind, Reaktionen auf die Vaterschaft, Unterstützung und Hilfe

Die Teilnahme am Interview erfolgt freiwillig. Namen, Adressen, Institutionen werden nicht angegeben. Das Gespräch wird aufgezeichnet.

Informiertes Einverständnis

- Bei der Teilnahme am Interview und der Diplomarbeit wird mir völlige Anonymität zugesichert.
- Wenn ich Bedenken bekomme, kann ich während des Interviews jederzeit sagen, dass ich aufhören möchte.

Mit meiner Unterschrift bestätige ich, dass ich über das Thema, die Vorgehensweise und meine Rechte aufgeklärt wurde. Außerdem erkläre ich mich mit meiner Unterschrift dazu bereit, an dem Interview teilzunehmen.

Ort, Datum

Name und Unterschrift

Anhang B – Kurzfragebogen, Interviewleitfaden

INTERVIEWLEITFADEN FÜR VÄTER MIT GEISTIGER BEHINDERUNG ZUM THEMA „LEBENS- UND UNTERSTÜTZUNGSSITUATION“

Erstgespräch – Informationen

- Vorstellung der Interviewerin, des Themas
- Erklärung der Interviewsituation
- Einholung des Einverständnisses zur Aufnahme
- Zusicherung der Anonymität
- Zusicherung das Interview jederzeit beenden zu können
- Zusicherung der Möglichkeit einer Pause
- Fragen des Interviewpartners klären

Kurzfragebogen – Biographische Daten/Rahmenbedingungen

- bezogen auf Interviewpartner
 - Wie alt sind Sie?
 - Wo und wie wohnen Sie? Seit wann?
 - Welche Ausbildung haben Sie?
 - Was machen Sie beruflich? Wo und was arbeiten Sie?
- bezogen auf Kind/er des Interviewpartners
 - Wie viele Kinder haben Sie?
 - Wie alt ist Ihr/sind Ihre Kind/er?
 - Wo und wie wohnt Ihr/wohnen Ihre Kind/er? Seit wann?
 - Wie oft und wo sehen Sie Ihr/e Kind/er? Verbringen Sie die Zeit mit Ihrem/n Kind/ern alleine?

Fragenkatalog

Fragentypen mit verwendeten Abkürzungen

EF: Einstiegsfragen werden am Anfang eines Themenblocks möglichst offen gestellt, um eine Erzählung zu ermöglichen.

HF: Hauptfragen sprechen jene Themen an, die wesentlich erscheinen, um die Forschungsfragen der Diplomarbeit zu beantworten.

AF: Alternativfragen werden alternativ zur Hauptfrage gestellt, falls eine Umschreibung der Hauptfrage notwendig ist.

ZF: Zusatzfragen werden zusätzlich zur Hauptfrage gestellt, falls durch die Beantwortung der Hauptfrage einzelne Aspekte nicht angesprochen werden.

Vaterschaft

EF: Wie würden Sie sich als Vater beschreiben und was ist Ihnen dabei wichtig?
Erzählen Sie doch mal!

- *Vater-Kind-Beziehung (leben in einem Haushalt)*

HF: Wie erleben Sie die Beziehung zu Ihrem/Ihren Kind/ern?

AF: Wie würden Sie die Beziehung zu Ihrem/n Kind/ern beschreiben?

ZF: Welche Bedeutung hat die Beziehung für Sie?

HF: Welche Aufgaben übernehmen Sie als Vater?

AF: Beschreiben Sie Aufgaben, die Sie als Vater übernehmen!

ZF: Warum können Sie keine Aufgaben als Vater übernehmen?

HF: Können Sie sich ein Leben ohne Ihrem/n Kind/ern vorstellen?

AF: Können Sie sich vorstellen, getrennt von Ihrem/n Kind/ern zu leben?

ZF: In welchen Situationen tauchen solche Überlegungen auf?

- *Vater-Kind-Beziehung (leben nicht in einem Haushalt)*

HF: Wie erleben Sie die Beziehung zu Ihrem/Ihren Kind/ern?

AF: Wie würden Sie die Beziehung zu Ihrem/n Kind/ern beschreiben?

ZF: Welche Bedeutung hat die Beziehung für Sie?

HF: Welche Aufgaben übernehmen Sie als Vater?

AF: Beschreiben Sie Aufgaben, die Sie als Vater übernehmen!

ZF: Warum können Sie keine Aufgaben als Vater übernehmen?

HF: Wer hat die Trennung von Ihrem/n Kind/ern veranlasst?

AF: Wer hat Sie von Ihrem/n Kind/ern getrennt?

ZF: Warum leben Sie mit Ihrem/n Kind/ern nicht (mehr) zusammen?

HF: Wer hat das Sorgerecht/Obsorge für Ihr/e Kind/er?

AF: Wer hat die (gesetzliche) Verantwortung für Ihr/e Kind/er?

HF: Würden Sie gerne (wieder) mit Ihrem/n Kind/ern zusammenleben?

AF: Können Sie sich vorstellen (wieder) mit Ihrem/n Kind/ern zusammenzuleben?

ZF: Warum würden Sie (nicht) gerne (wieder) mit Ihrem/n Kind/ern zusammenleben?

ZF: Was müsste sich dafür ändern damit Sie (wieder) mit Ihrem/n Kind/ern zusammenleben können?

Soziale Reaktionen auf die Vaterschaft

EF: Wie hat Ihr Umfeld auf die Vaterschaft reagiert? Beschreiben Sie positive und negative Erfahrungen!

HF: Wie haben die Personen in der Einrichtung, in der Sie leben, reagiert, als sie erfuhren, dass Sie Vater werden?

AF: Was haben die Personen in der Einrichtung, in der Sie leben, gesagt, als Sie Ihnen erzählt haben, dass Sie Vater werden?

ZF: Wie hat/haben die Leitung, BetreuerInnen, MitbewohnerInnen reagiert?

HF: Wie haben die Personen in der Einrichtung, in der Sie arbeiten, reagiert, als sie erfuhren, dass Sie Vater werden?

AF: Was haben die Personen in der Einrichtung, in der Sie arbeiten, gesagt, als Sie Ihnen erzählt haben, dass Sie Vater werden?

ZF: Wie hat/haben die Leitung, BetreuerInnen, KollegInnen reagiert?

HF: Wie haben Ihre Familienangehörigen reagiert, als sie erfuhren, dass Sie Vater werden?

AF: Was haben Ihre Eltern und Geschwister gesagt, als Sie Ihnen erzählt haben, dass Sie Vater werden?

HF: Wie haben Ihre FreundInnen reagiert, als sie erfuhren, dass Sie Vater werden?

AF: Was haben Ihre FreundInnen gesagt, als Sie Ihnen erzählt haben, dass Sie Vater werden?

Unterstützungssysteme

EF: Welche Erfahrungen haben Sie allgemein mit Ihren UnterstützerInnen gemacht? Beschreiben Sie positive und negative Erfahrungen!

HF: In welchen Bereichen haben Sie in der Vergangenheit Unterstützung bei der Kindererziehung gebraucht?

AF: Welche Unterstützung haben Sie früher bei der Kindererziehung gebraucht?

ZF: Warum haben Sie Unterstützung gebraucht?

ZF: Haben Sie diese Unterstützung selbst eingefordert?

HF: In welchen Bereichen hätten Sie in der Vergangenheit noch mehr Unterstützung bei der Kindererziehung gebraucht?

AF: Welche Unterstützung hätten Sie in der Vergangenheit bei der Kindererziehung noch gebraucht?

ZF: Von wem hätten Sie sich mehr Unterstützung erwartet?

ZF: Warum hätten Sie noch zusätzliche Unterstützung gebraucht?

HF: In welchen Bereichen brauchen Sie zurzeit Unterstützung bei der Kindererziehung?

AF: Welche Unterstützung brauchen Sie gerade bei der Kindererziehung?

ZF: Warum brauchen Sie Unterstützung?

ZF: Haben Sie diese Unterstützung selbst eingefordert?

HF: In welchen Bereichen werden Sie in Zukunft Unterstützung bei der Kindererziehung brauchen?

AF: Welche Unterstützung werden Sie noch bei der Kindererziehung brauchen?

ZF: Warum werden Sie noch Unterstützung brauchen?

ZF: Werden Sie diese Unterstützung selbst einfordern?

Anhang C – Postskripte der Erstgespräche und Interviews

Postskriptum Herr A – Erstgespräch

Interviewpartner	IP - Herr A
Ort	Seminarraum einer Einrichtung der Behindertenhilfe
Datum	05.10.2011
Dauer	ca. 40 Min.
Themen + Informationen	<p>Lebenssituation des IP</p> <ul style="list-style-type: none"> - geschieden - 2 Söhne, 1 uneheliche Tochter - ist seit 30 Jahren in dieser Einrichtung der Behindertenhilfe - er lebte in einer Trainingswohnung, im BeWo (betreutes Wohnen), in der Wohnung seiner Schwester, in einer Wohnung mit seiner Frau + Betreuung, Mutter seiner Söhne lebten zusammen in dieser Wohnung bis zur Scheidung - engagiert sich in der Selbstvertretungsgruppe X - hat keinen Kontakt zu seiner Tochter, hatte kein Besuchsrecht (damals war das für Väter noch anders), die Mutter der Tochter hatte Besuchsrecht - seine Söhne wurden ihm vor der Scheidung weggenommen, er hatte täglich mit seinen Söhnen Kontakt, als sie in der WG gelebt haben, die Mutter der Söhne hatte kaum Kontakt - er hat die Obsorge von der Mutter der Söhne nach der Scheidung erhalten - er hat um seine Söhne beim Jugendamt gekämpft, MitarbeiterInnen wollten es ihm ausreden, (er sei doch so viel besser dran, Kinder machen viel Arbeit) <p>Lebenssituation der Kinder</p> <ul style="list-style-type: none"> - Tochter ist 30 Jahre, verheiratet, 3 Kinder, lebte bei Pflegeeltern - Sohn ist 16 Jahre, macht bei X eine Kochausbildung - Sohn ist 9 Jahre, besucht die Volksschule - Söhne wurden aus der Familie genommen, da die Mutter das Wohl der Kinder gefährdet hat, sie ist psychisch labil/lernbehindert - Söhne lebten 3,5 Jahre in der WG X - Söhne leben jetzt beim Vater
Gesprächssituation	<ul style="list-style-type: none"> - Kontaktaufnahme per Telefon/Handy - ich kenne Herrn A von einer Gruppendiskussion zu „Barrierefreiheit im öffentlichen Bereich“ - freundliche Begrüßung

	<ul style="list-style-type: none"> - Vorstellung der I – KL (Interviewerin Karina Leban) und des Themas - Erklärung der Interviewsituation, Herr A hat gemeint, dass er bereits Erfahrungen mit Interviews hat - Erklärung zur Anonymität in der Diplomarbeit (keine Namen, Adresse, Institutionen), Möglichkeit eines offenen Gesprächs - Erklärung zur Möglichkeit, dass Interview jederzeit beenden zu können bzw. Pausen einzulegen - Fragen des IP wurden geklärt - angenehme Gesprächsatmosphäre, ruhiger Raum, keine Störungen - Herr A tendiert zu kurzen Antworten, versucht auf jede Frage zu antworten - erzählt mir nach dem eigentlichen Gespräch viel über sein politisches Engagement in der Selbstvertretergruppe - freundliche Verabschiedung, Terminfindung für das Interview per Telefon
--	--

Postskriptum Herr A – Interview

Interviewpartner	IP - Herr A
Ort	Büro einer Einrichtung der Behindertenhilfe
Datum	19.10.2011
Dauer	Beginn 9.53 / Aufnahmedauer 45,24 Min.
Themen + Informationen	<ul style="list-style-type: none"> - schwierige Lebenssituation des IP - viele Hilfsjobs, verschiedene Wohnsituationen - problematische Partnerschaft mit seiner Ex-Frau, Scheidung - starker Alkoholkonsum, bis vor 12 Jahren, wegen seinen Kindern beendet - seine Selbstständigkeit im Haushalt und bei der Kindererziehung - wichtige Bedeutung seiner Kinder, v.a. das sie bei ihm leben und nicht woanders untergebracht sind („Ablegestelle“) - Durchhaltevermögen bei der Kindererziehung - Sohn bekommt schulische und psychologische Unterstützung - Unterstützung vom Jugendamt, Fürsorge, Familienpädagogin als Vater sind ihm Regeln und Disziplin sehr wichtig - kaum soziale negative Reaktionen auf die Vaterschaft
Gesprächssituation	<ul style="list-style-type: none"> - Kontaktaufnahme per SMS und Telefon - freundliche Begrüßung - Infoblatt und Unterschrift unter der Einverständniserklärung - Rahmenbedingungen des Interviews nochmals mit dem IP durchgegangen - Vorwissen durch das Erstgespräch hat mir ermöglicht mich

	<p>auf meinen IP und die Interviewsituation besser einzustellen, Fragen individuell zu formulieren bzw. unnötige Fragen zu streichen, Missverständnisse zu klären und mit Unklarheiten besser aufzuräumen</p> <ul style="list-style-type: none"> - während des Interviews teilweise paraphrasiert, um seine Zustimmung einholen bzw. ihm die Möglichkeit zu geben Aussagen zu revidieren/vervollständigen - angenehme Gesprächsatmosphäre, IP wirkte nicht nervös, ruhiger Raum, keine Störungen - nach dem Interview hab ich mit ihm noch zeitliche Hintergründe geklärt, Jahreszahlen nachbesprochen - er hat mir nach dem Interview noch erzählt, dass er in nächster Zeit viele Termine hat - er hat sich während des Gesprächs sehr gewählt ausgedrückt und teilweise länger darüber nachgedacht, bevor er etwas gesagt hat
--	---

Postskriptum Herr B – Erstgespräch

Interviewpartner	IP – Herr B
Ort	Speisesaal einer Einrichtung der Behindertenhilfe
Datum	05.10.2011
Dauer	ca. 40 Min.
Themen + Informationen	<p>Lebenssituation des IP</p> <ul style="list-style-type: none"> - im Heim aufgewachsen, seine Mutter war psychisch krank und konnte ihn nicht mehr alleine erziehen - 8 Jahre Sonderschule, Polytechnikum, Hauptschulabschluss, keine Berufsausbildung, möchte die Matura nachmachen, lernt dafür aus Themenlexika - seit 10 Jahren in dieser Einrichtung der Behindertenhilfe - Interessen = Yoga, Lernen - Herr B hat bei seinen Schwiegereltern gelebt, großen Druck von ihnen bekommen, viel Stress und Probleme entstanden und er hat starke Depressionen bekommen, wollten ihn in ein Heim schicken - von der Mutter seiner Kinder geschieden - sein Selbstbewusstsein war weg, Therapeut ist eine große Unterstützung für ihn, hatte auch Panikattacken, nimmt Medikamente - Abstand zu seinen Schwiegereltern, eigene Wohnung mit seiner Frau und die Kinder, trotzdem haben sich die Schwiegereltern um alles gekümmert - Herr B hat für sich neue Ziele gefunden, um von der

	<p>fixen Idee loszukommen wieder bei seinen Kindern zu leben</p> <ul style="list-style-type: none"> - Herr B hat den Willen aus seinem Leben noch etwas zu machen, hat sich wieder gut gefangen, neuen Lebensmut gefunden - Wohnt alleine in einer eigenen Wohnung, Haushalt übernimmt er, Unterstützung bei Amtswegen von einer Betreuerin der Behinderteneinrichtung X - Nimmt seine Vaterschaft ernst (Ich bin der Vater und nicht irgendjemand.) und ist froh, dass er seine Kinder hat - Herr B hat anfangs mit seinen Kindern zusammengelebt, nach der Scheidung ist die Mutter mit den Kindern ausgezogen und er bekam ein Besuchsrecht, er kann sie einmal die Woche am Freitag sehen, unter Aufsicht der Schwiegereltern (seine Frau ist meist nicht anwesend), manchmal kann er sie auch noch zusätzlich am Sonntag sehen - Herr B würde seine Kinder gerne viel öfters sehen, ohne Aufsicht und würde gerne mit ihnen mehr unternehmen (wie z.B. Spaziergang, Einkauf, ...), seine Ex-Frau ist seiner Meinung nach zu übervorsichtig <p>Lebenssituation der Kinder</p> <ul style="list-style-type: none"> - Sohn ist 9 Jahre alt und besucht die Volksschule - Tochter ist 6 Jahre alt und besucht die gleiche Volksschule wie ihr Bruder
Gesprächssituation	<ul style="list-style-type: none"> - Kontaktaufnahme über Werkstättenleiter Herr X - hat Erfahrungen mit Interviews - freundliche Begrüßung, angenehme Atmosphäre - Vorstellung der I – KL (Interviewerin Karina Leban) und des Themas - Erklärung der Interviewsituation, Herr A hat gemeint, dass er bereits Erfahrungen mit Interviews hat - Erklärung zur Anonymität in der Diplomarbeit (keine Namen, Adresse, Institutionen), Möglichkeit eines offenen Gesprächs - Erklärung zur Möglichkeit, dass Interview jederzeit beenden zu können bzw. Pausen einzulegen - Fragen des IP wurden geklärt - wirkt anfangs ein wenig nervös und rutscht am Sessel herum, daraufhin viel erklärt (Warum, wieso und was auf ihn zukommt) und immer gefragt, ob er Fragen hat - neigt zu Wiederholungen, teilweise aber auch durchaus narrative Gesprächssequenzen, versucht alle Fragen zu beantworten, schweift ab und zu vom Thema ab - überlegt sich gut wie und was er sagt

	<ul style="list-style-type: none"> - als Herr B das Wort Nervenlink (während des Gesprächs) verwendet wird er leise und sieht sich um - ruhiger Raum, keine Störungen - freundliche Verabschiedung, Telefonnummer ausgetauscht, damit wir schneller kommunizieren können und den Interviewtermin ausmachen können
--	--

Postskriptum Herr B – Erstgespräch

Interviewpartner	IP – Herr B
Ort	Büro einer Einrichtung der Behindertenhilfe
Datum	19.10.2011
Dauer	Beginn 11.47 / Aufnahmedauer 41,30 Min.
Themen + Informationen	<ul style="list-style-type: none"> - seine schwierige Lebenssituation, Schwierigkeiten mit seinen Schwiegereltern stehen im Vordergrund, Partnerschaft mit seiner Ex-Frau (betont öfters, dass es seine EX-Frau ist) - Probleme mit seinen Schwiegereltern schränken ihn in seiner Vaterrolle stark ein - würde gerne mit seinen Kindern viel mehr unternehmen, mehr Selbstbestimmung und Autonomie - lernt gerne, damit sich seine Kinder bei schulischen Fragen auch an ihn wenden können, ist sich seiner Wissenslücken bewusst und möchte diese kompensieren - hätte mehr Tipps und Unterstützung von seiner Frau bei der Kindererziehung erwartet, empfindet die Unterstützung seiner Schwiegereltern teilweise als zu viel an und fühlt sich dadurch fremdbestimmt - Kinder gaben ihm neuen Lebensmut nach den starken Depressionen nicht aufzugeben und in die Zukunft zu sehen - kaum negative Reaktionen auf die Vaterschaft
Gesprächssituation	<ul style="list-style-type: none"> - Kontaktaufnahme per Telefon, offene Fragen beantwortet und Anonymität nochmals zugesichert (v.a. für seine Kinder) - Herr B hat sich einige Gedanken zu meiner Diplomarbeit gemacht und gefragt, ob sie veröffentlicht wird bzw. als Buch herauskommt - freundliche Begrüßung - Infoblatt und Unterschrift unter der Einverständniserklärung - Rahmenbedingungen des Interviews nochmals mit dem IP durchgegangen

	<ul style="list-style-type: none"> - Vorwissen durch das Erstgespräch hat mir ermöglicht mich auf meinen IP und die Interviewsituation besser einzustellen, Fragen individuell zu formulieren bzw. unnötige Fragen zu streichen, Missverständnisse zu klären und mit Unklarheiten besser aufzuräumen - während des Interviews teilweise paraphrasiert, um seine Zustimmung einholen bzw. ihm die Möglichkeit zu geben Aussagen zu revidieren/vervollständigen - angenehme Gesprächsatmosphäre, IP wirkte nicht nervös, ruhiger Raum, keine Störungen - wünscht mir nach dem Interview viel Glück für die weitere Arbeit und möchte von mir am laufenden gehalten werden, den Wunsch habe ich mir notiert
--	--

Postskriptum Herr C – Erstgespräch

Interviewpartner	IP – Herr C
Ort	Gastgarten eines Cafés
Datum	06.07.2011
Dauer	ca. 45 Min.
Themen + Informationen	<p>Lebenssituation des IP</p> <ul style="list-style-type: none"> - Werdegang: Kindergarten, Vorschule, Hauptschule, mehrere Lehren begonnen und wieder abgebrochen - Drogenkonsum vom 20-24 Lebensjahr, ohne Hilfe von den Drogen wieder weggekommen (kalter Entzug) - Berufsunfähigkeitspension seit einem Jahr - starke Depressionen als Nachwirkungen vom starken Drogenkonsum - seit Nov. 2010 arbeitslos - hat einen Ausbildungswunsch (wäre von BFI gefördert, ist nämlich teuer) → BIT (Best im Training) - Besucht eine Einrichtung der Beruflichen Rehabilitation, es wurde ein Arbeitsmedizinisches Gutachten erstellt, viele Tests wurden mit ihm durchgeführt, das Gutachten war positiv (Ok), dennoch bekam Herr C eine Empfehlung für eine 7-wöchige Kursmaßnahme, es folgten wiederum viele Tests, Empfehlung für eine 26-wöchige Maßnahme, das AMS folgte den Empfehlungen, Herr C vermutet eine „Geldgeschichte“ dahinter, Herr C wendet sich wegen diesen Problem an deren Gebietsleiter und Geschäftsführer, persönliches Gespräch folgt - lebt zur Zeit in einer eigenen (Privat-) Wohnung (1-Zimmer Wohnung, 30 m²) - er wird von einem Betreuer einer Behinderteneinrichtung

	<p>unterstützt, sporadische Beratung bei wichtigen Themen, er stellt eine wichtige Vertrauensperson dar</p> <ul style="list-style-type: none"> - Unterstützung der Familie in Form einer Familienhelferin, 3h/Woche - Trennung von den Kindern: er musste sich um 3 Menschen kümmern, er hat die Familie zusammengehalten, er hat alle Aufgaben der Familie geregelt, es wurde ihm zu viel und er hat sich alleine gefühlt - Herr C hat sich nach 6 Jahren von seiner früheren Lebensgefährtin getrennt, kein Kontakt zur Kindsmutter, keine Gesprächsbasis vorhanden, bei der Mutter besteht eine Sachwalterschaft - regelmäßiger Kontakt mit seinen Kindern, hat ein Besuchsrecht für seine Kinder („kann mir keiner nehmen“) - Herr C kann seinen älteren Sohn 5 Stunden ohne Kontrolle sehen, freier Umgang - Herr C kann seinen jüngeren Sohn nur unter Aufsicht der Großmutter sehen, hätte gerne mehr Freiheiten und wird dies vermutlich mit Hilfe seiner Rechtsvertretung klären, aus seiner Sicht gibt es nämlich keinerlei Gründe für diese Form der Bevormundung <p>Lebenssituation der Kinder</p> <ul style="list-style-type: none"> - älterer Sohn ist 6 Jahre und lebt seit 1 ½ Jahren in einer WG in einem anderen Bundesland - jüngerer Sohn ist 2 ½ Jahre und lebt bei der Großmutter im selben Bundesland - Jugendamt hat das Sorgerecht für beide Kinder
Gesprächssituation	<ul style="list-style-type: none"> - Kontaktaufnahme über Betreuer einer Behinderteneinrichtung, Herr C nimmt ihn als wichtige Vertrauensperson wahr - Ort des Erstgesprächs wurde von Herrn C ausgewählt, ein Café in der Nähe seines Wohnortes - hat keine Erfahrungen mit Interviews - freundliche Begrüßung, angenehme Atmosphäre - Vorstellung der I – KL (Interviewerin Karina Leban) und des Themas - Erklärung der Interviewsituation, Herr A hat gemeint, dass er bereits Erfahrungen mit Interviews hat - Erklärung zur Anonymität in der Diplomarbeit (keine Namen, Adresse, Institutionen), Möglichkeit eines offenen Gesprächs - Erklärung zur Möglichkeit, dass Interview jederzeit beenden zu können bzw. Pausen einzulegen - Fragen des IP wurden geklärt - wirkt sehr nervös und auch gespannt, was genau auf ihn zukommen wird, daraufhin viel erklärt (Warum? Wieso? Weshalb?) und immer gefragt, ob er noch Fragen hat

	<ul style="list-style-type: none"> - er ist sehr offen und wortgewandt versucht alle Fragen zu beantworten, schweift ab und zu vom Thema ab - ruhiger Bereich im Gastgarten - freundliche Verabschiedung - Versprechen, dass ich mich bei ihm bald melden werde für das tatsächliche Interview
--	--

Postskriptum Herr C – Interview

Interviewpartner	IP – Herr C
Ort	Café
Datum	16.11.2011
Dauer	Beginn 13.30 / Aufnahmedauer 45,80 Min.
Themen + Informationen	<ul style="list-style-type: none"> - im zweiten Gespräch hat Herr C seine Lebenssituation nicht mehr so ausführlich dargelegt wie im Erstgespräch, die Zeit des Drogenkonsums hat er anfangs ausgespart, erst nach mehrmaligen nachfragen hat er auch diesen (eher problematischen) Teil seines Lebens nochmals dargelegt - frühere bzw. bestehende Schwierigkeiten mit seinen Schwiegereltern, befindet sich mit seiner Schwiegermutter im Rechtsstreit über ein erweitertes Besuchsrecht und mehr Freiheiten - problematische Partnerschaft mit der Kindsmutter - Unterstützung durch das Jugendamt: Auf die Frage, ob sie die Unterstützung selbst eingefordert haben oder nicht, hat er anfangs gemeint, dass er selbst das Jugendamt eingeschalten hat. Es folgte eine längere Pause und sein Gesichtsausdruck veränderte sich. Er erinnerte sich, so stellte es sich für mich dar, an eine schmerzhaft Situation. Durch eine Unachtsamkeit seiner Freundin verbrannte sich sein älterer Sohn und musste ins Spital eingeliefert werden (Verbrennung 3. Grades). Das Spital meldete dies dem Jugendamt und so wurde das Jugendamt auf die junge Familie aufmerksam. - Die Entscheidung des Jugendamts, die Kinder wegzunehmen, kann er verstehen. Herr C würde zwar gerne wieder mit seinen Kindern zusammenleben, aber aufgrund seiner Wohnverhältnisse (kleine 1-Zimmer-Wohnung) und der Tatsache, dass seine Kinder sich eingelebt haben wäre es unmöglich. Er fände es unverantwortlich sie aus ihrem jetzigen Leben heraus zu nehmen. - negative Reaktionen auf die Schwangerschaft seiner Lebensgefährtin von familiärer Seite

Gesprächssituation	<ul style="list-style-type: none"> - Kontaktaufnahme per Telefon, offene Fragen beantwortet - freundliche Begrüßung, im Café waren wir nicht ganz ungestört (Nebengeräusche, andere Personen), er hat sich den Ort ausgesucht - Infoblatt und Unterschrift unter der Einverständniserklärung - Rahmenbedingungen des Interviews nochmals mit dem IP durchgegangen - Vorwissen durch das Erstgespräch hat mir ermöglicht mich auf meinen IP und die Interviewsituation besser einzustellen, Fragen individuell zu formulieren bzw. unnötige Fragen zu streichen, Missverständnisse zu klären und mit Unklarheiten besser aufzuräumen - während des Interviews teilweise paraphrasiert, um seine Zustimmung einholen bzw. ihm die Möglichkeit zu geben Aussagen zu revidieren/vervollständigen - angenehme Gesprächsatmosphäre, IP wirkte nicht so nervös wie beim Erstgespräch - wünscht mir nach dem Interview viel Glück für die weitere Arbeit
--------------------	--

Postskriptum Herr D – Erstgespräch

Interviewpartner	IP – Herr D
Ort	Café in einem großen Einkaufszentrum
Datum	09.12.2011
Dauer	ca. 15 Min.
Themen + Informationen	<p>Lebenssituation des IP</p> <ul style="list-style-type: none"> - Herr D ist arbeitslos, geschieden, wohnt in einer eigenen Wohnung und wird dort betreut (BeWo) - das Wohl der Kinder ist ihm wichtig, bezeichnet seine Kinder als Wunschkinder <p>Lebenssituation der Kinder</p> <ul style="list-style-type: none"> - 6-jähriger Sohn und seine 4-jährige Schwester leben in einem anderen Bundesland als der Vater - Jüngste Tochter (16 Monate) hat eine andere Kindsmutter und lebt im selben Bundesland wie der Vater - Jugendamt ist in die Kindererziehung bei allen 3 stark involviert
Gesprächssituation	<ul style="list-style-type: none"> - Kontaktaufnahme über Betreuer einer Einrichtung der Behindertenhilfe, Austausch der Telefonnummern - Interviewtermin wurde von Herrn D bereits einmal kurzfristig verschoben, er hatte kein Handyguthaben um mir Bescheid zu geben

	<ul style="list-style-type: none"> - Erstgespräch und Interview wurden auf einen Tag gelegt, da es äußerst schwierig war Herrn D telefonisch zu erreichen bzw. sich mit ihm einen passenden Termin zu vereinbaren - Ort des Erstgesprächs wurde von Herrn D selbst ausgewählt, ein Café in der Nähe seines Wohnortes - als Herr D wiederum nicht am Treffpunkt zur vereinbarten Zeit erschien, rief ich ihn öfters an und habe ihn vermutlich geweckt, mit einer einstündigen Verspätung konnte das Erstgespräch begonnen werden - Erstgespräch fiel vergleichsweise kurz aus und beschränkte sich auf Erklärungen bez. der Interviewsituation meinerseits - Vorstellung der I – KL (Interviewerin Karina Leban) und des Themas - Erklärung der Interviewsituation - Erklärung zur Anonymität in der Diplomarbeit (keine Namen, Adresse, Institutionen), Möglichkeit eines offenen Gesprächs - Erklärung zur Möglichkeit, dass Interview jederzeit beenden zu können bzw. Pausen einzulegen - Auf die Möglichkeit Fragen zu stellen wurde hingewiesen, wurde jedoch nicht in Anspruch genommen - wirkte entspannt und keineswegs nervös - ruhiger Bereich im Café, keine Störungen - gleich anschließend wurde das Interview durchgeführt
--	---

Postskriptum Herr D – Interview

Interviewpartner	IP – Herr D
Ort	Café in einem großen Einkaufszentrum
Datum	09.12.2011
Dauer	Beginn 14.15 / Aufnahmedauer 51,55 Min.
Themen + Informationen	<ul style="list-style-type: none"> - Herr D ist besachwaltet (Finanzen, Ämter und Behörden) - betont die Schwierigkeiten mit seiner Ex-Frau (Kindesmutter seiner ältesten Kinder) und im Gegensatz dazu die Leichtigkeit des Umgangs mit seiner ehemaligen Lebensgefährtin (Kindesmutter seiner jüngsten Tochter) sowie die dadurch entstehenden (problematischen) Konsequenzen für die Vater-Kind-Beziehung mit seinen ältesten Kindern - fordert mehr Rechte, Pflichten, Anerkennung für Väter von der Regierung/Staat – aber auch für Mütter, die mit ihren Kindern nicht in einem Haushalt leben - Unterstützung durch das Jugendamt: Herr D nimmt die Hilfe (Ratschläge und Tipps zur Kindererziehung) vom Jugendamt gerne an. Seine Kritik bezieht sich darauf, dass er mehr

	<p>Flexibilität einfordert. Er empfand die Unterstützung zeitweise zu viel und dann auch wieder zu wenig. Er hätte gerne mehr Hilfe in Beziehungsfragen gehabt. Das Jugendamt wurde vom Spital und von einer Betreuerin (BeWo) eingeschaltet. Seine ehemalige Lebensgefährtin hatte bereits Kontakt mit dem Jugendamt, da ihr die beiden ältesten Kinder bereits weggenommen wurden.</p> <ul style="list-style-type: none"> - Seine Kinder leben bei der jeweiligen Kindsmutter. - Seine jüngste Tochter hat seine Krankheit geerbt und muss deshalb an der Schädeldecke und Stirn operiert werden, um für das Gehirn mehr Platz zu schaffen und den Druck zu nehmen. - Herr D hat von durchwegs positiven Reaktionen seines Umfelds berichtet.
Gesprächssituation	<ul style="list-style-type: none"> - Ich konnte mich erst im Laufe des Gesprächs auf meinen IP und seine individuelle Lebenssituation einstellen, da Erstgespräch und Interview gleich hintereinander durchgeführt wurden. - während des Interviews teilweise paraphrasiert, um seine Zustimmung einzuholen bzw. ihm die Möglichkeit zu geben Aussagen zu revidieren/vervollständigen - angenehme Gesprächsatmosphäre - Herr D antwortet präzise und offen auf meine Fragen - anschließend an das Interview haben wir noch ein wenig über

Anhang D – Kategoriensystem

Code	Kategorie	Definition	Ankerbeispiel	Kodierregel
K1	VATERSCHAFT			
K1.1	Leben in einem Haushalt			
K1.1.1	Vaterrolle	Aussagen über die Vaterrolle und das Selbstbild als Vater, wenn Vater und Kind/er in einem Haushalt leben	<ul style="list-style-type: none"> Als Vater verantwortlich und bewusst sein. Ab und zu sehr, wie sagt man da (..) freizügig. Ja und schauen, dass sie ihre Regeln haben, was wichtig ist (Herr A, 72f). 	
K1.1.2	Vater-Kind-Beziehung	Aussagen über das Erleben der Beziehung zu dem/n Kind/ern sowie deren Bedeutung für den Vater, wenn Vater und Kind/er in einem Haushalt leben	<ul style="list-style-type: none"> Die Kindbeziehung bedeutet mir sehr viel, obwohl ich ab und zu den Großen gegen die Mauer stellen könnte, aber ab und zu hab ich ihn auch gern, wenn er die Richtlinien einhält (Herr A, 103ff). 	
K1.1.3	Aufgaben als Vater	Aussagen über Aufgaben des Vaters im Kontakt mit dem/n Kind/ern und der Erziehung des Kindes/der Kinder, wenn Vater und Kind/er in einem Haushalt leben	<ul style="list-style-type: none"> Kochen und Wäsche waschen. Beim Kleinen die Hausaufgaben nachsehen und die Unterschriften. Das sie immer ein reines Gewand haben (Herr A, 75f) 	Hier werden auch Haushaltstätigkeiten Aufgaben des Haushalts (z.B. Wäsche waschen, kochen) codiert, wenn sie mit dem/den Kind/er in Verbindung stehen.
K1.1.4	Leben ohne Kind	Aussagen über die fiktive Vorstellung, ohne Kind/er ein Leben zu führen, wenn Vater	<ul style="list-style-type: none"> Also ich kann mir schon vorstellen auch ohne Kinder, aber ich glaub, da fehlt mir was und es wäre mir 	

		und Kind/er in einem Haushalt leben	fad (Herr A, 178f).	
K1.2	Leben <i>nicht</i> in einem Haushalt (Kind/er lebt/leben bei der Mutter)			
K1.2.1	Vaterrolle	Aussagen über die Vaterrolle und das Selbstbild als Vater, wenn das/die Kind/er bei der Mutter lebt/leben	<ul style="list-style-type: none"> Ich habe Tabletten genommen, Beruhigungstabletten, die haben mich immer müde gemacht und in <u>dieser Zeit</u> war ich kein guter Vater (Herr B, 108ff). Ich bin dauernd ehrgeizig und versuche, dass immer alles klappt (Herr D, 101). 	
K1.2.2	Vater-Kind-Beziehung	Aussagen über das Erleben der Beziehung zu dem/n Kind/ern sowie deren Bedeutung für den Vater, wenn das/die Kind/er bei der Mutter lebt/leben	<ul style="list-style-type: none"> Naja, es ist halt, natürlich habe ich meine Kinder gern (Herr B, 138). Ich bin so, dass ich als Vater und Freund auftrete (Herr D, 109). 	
K1.2.3	Aufgaben als Vater	Aussagen über Aufgaben des Vaters im Kontakt mit dem/n Kind/ern und der Erziehung des Kindes/der Kinder, wenn das/die Kind/er bei der Mutter lebt/leben	<ul style="list-style-type: none"> Mhm ja, da gibt es (..) da kann ich <u>leider nicht wirklich</u> viel dazu sagen (Herr B, 183). Ich beschäftige mich manchmal mit ihr, so dass wir mal mit ihr spazieren gehen (Herr D, 159f). 	
K1.2.4	Trennung von dem/den Kind/ern	Aussagen über die Trennung von dem/den Kind/ern, wenn das/die Kind/er bei der Mutter lebt/leben	<ul style="list-style-type: none"> Na wie gesagt, es ist dann eben zur Trennung gekommen, weil mir das dann schon alles zu viel geworden ist, der Druck mit ihren Eltern (Herr B, 211f). 	Hier werden Aussagen zur Begründung der Trennung sowie Informationen darüber, von wem die Trennung ausging, codiert.

			<ul style="list-style-type: none"> Durch die Scheidung (Herr D, 176). 	
K1.2.5	Verantwortung über das/die Kind/er	Aussagen über die gesetzliche Verantwortung (Sorgerecht, Obsorge, ...) für das/die Kind/er, wenn das/die Kind/er bei der Mutter lebt/leben	<ul style="list-style-type: none"> Die gesetzliche Verantwortung liegt bei meiner Frau (Herr B, 243). Also bei meiner Ex-Frau (Herr B, 245). Bei den Kindern im X [Bundesland] hat es [Sorgerecht; K.L.] die Mutter (Herr D, 199). 	Hier werden die Rechte des Vaters codiert, falls dieser keine gesetzliche Verantwortung über das/die Kind/er hat.
K1.2.6	(Wieder-)Vereinigung	Aussagen über eine mögliche (Wieder-) Vereinigung von Vater und Kind/er in einem Haushalt, wenn das/die Kind/er bei der Mutter lebt/leben	<ul style="list-style-type: none"> Ja na, weil ich dann einfach mit meinen Kindern, also (..) da würde ich dann die volle Vaterrolle wieder übernehmen (Herr B, 272f). In einem Haushalt? Ja. (Herr D, 240). Weil sie mir erstens einmal fehlen. Zweitens einmal war ich glücklicher und fitter (Herr D, 242). 	Hier werden Aussagen über nötige Veränderungen, die es für eine (Wieder-)Vereinigung bedarf, codiert.
K1.3	Leben <i>nicht</i> in einem Haushalt (Kind/er wurde/n fremd untergebracht)			
K1.3.1	Vaterrolle	Aussagen über die Vaterrolle und das Selbstbild als Vater, wenn das/die Kind/er fremd untergebracht wurde	<ul style="list-style-type: none"> Eher konsequent, (...) kommt natürlich auch auf die Situation an, sonst ein eher Strengerer, weil ich meine Kinder nicht verhätscheln will, sondern ich will schon das sie gescheit erzogen werden (Herr C, 113ff). 	
K1.3.2	Vater-Kind-Beziehung	Aussagen über das Erleben der Beziehung zu dem/n Kind/ern sowie deren Bedeutung für den Vater, wenn das/die Kind/er fremd untergebracht wurde/n	<ul style="list-style-type: none"> Beziehung (..) habe ich eine eigentlich bei beiden eine gute. Wir verstehen uns gut (Herr C, 130). Sehr wichtig. Es ist das wichtigste in meinem Leben (Herr C, 135). 	

K1.3.3	Aufgaben als Vater	Aussagen über Aufgaben des Vaters im Kontakt mit dem/n Kind/ern und der Erziehung des Kindes/der Kinder, wenn das/die Kind/er fremd untergebracht wurde/n	<ul style="list-style-type: none"> Wir spielen meistens mehrere Stunden Fußball (Herr C, 147). Wir spielen in seinem Zimmer mit den Bausteinen. Ich probiere viel zu machen, was seine Motorik betrifft, damit er da weiterkommt (Herr C 153ff). 	
K1.3.4	Trennung von dem/den Kind/ern	Aussagen über die Trennung von dem/den Kind/ern, wenn das/die Kind/er fremd untergebracht wurde/n	<ul style="list-style-type: none"> Das Jugendamt (Herr C 195). Er ist bei der Großmutter aufgenommen worden, wegen der Kindesmutter, weil sie nicht zurecht gekommen ist mit dem Kleinen, ganz einfach (Herr C 204f). 	Hier werden Aussagen zur Begründung der Trennung sowie Informationen darüber, von wem die Trennung ausging, codiert.
K1.3.5	Verantwortung über das/die Kind/er	Aussagen über die gesetzliche Verantwortung (Sorgerecht, Obsorge, ...) für das/die Kind/er, wenn das/die Kind/er fremd untergebracht wurde/n	<ul style="list-style-type: none"> Die [Großmutter; K.L.] hat nur die Pflegschaft (Herr C, 241). Das Sorgerecht hat das Jugendamt (Herr C, 243). 	Hier werden die Rechte des Vaters codiert, falls dieser keine gesetzliche Verantwortung über das/die Kind/er hat.
K1.3.6	(Wieder-)Vereinigung	Aussagen über eine mögliche (Wieder-) Vereinigung von Vater und Kind in einem Haushalt, wenn das/die Kind/er fremd untergebracht wurde/n	<ul style="list-style-type: none"> Das mache ich jetzt Schritt für Schritt und vielleicht kann ich irgendwann die Kinder zu mir holen (Herr C, 258). Obwohl, es wäre jetzt auch wieder schwer, weil die sind jetzt dort die Situation gewöhnt und jetzt wieder auf ein neues Umfeld, also von dem Umfeld wegreißen wäre auch nicht gerade das optimale (Herr C 261ff). 	Hier werden Aussagen über nötige Veränderungen, die es für eine (Wieder-)Vereinigung bedarf, codiert.
K2	SOZIALE REAKTIONEN			
K2.1	Institutionen			

K2.1.1	Reaktionen	Aussagen über Reaktionen von LeiterInnen, BetreuerInnen, MitbewohnerInnen und KollegInnen auf die Vaterschaft	<ul style="list-style-type: none"> Ganz normal, das war ja nicht mehr so <u>überraschend</u>, weil es viele Klienten gegeben hat: die Mütter geworden sind, die Väter geworden sind (Herr A, 254). Ja, also Leitung (.), mein Chef hat sich natürlich auch für mich gefreut und er hat auch gesagt, dass ich mir frei nehmen kann (Herr B 331f). Negative bei einer Betreuerin vom Betreuten Wohnen, weil sie auch schon bevor ich wirklich Vater geworden bin das Ganze schon dem Jugendamt gemeldet hat (Herr D, 271f). 	Hier werden Informationen zu Reaktionen, Haltung, Verhalten sowie zu Äußerungen der genannten Personenkreise codiert.
K2.2	Familie			
K2.2.1	Reaktionen	Aussagen über Reaktionen von Familienmitgliedern auf die Vaterschaft	<ul style="list-style-type: none"> Positive Erfahrung (...) bei meinen Eltern, bei Verwandten als ich Vater geworden bin (Herr D, 270). Am Anfang war es negativ, Schock, das ist bei allen Elternteilen so, aber sie gewöhnen sich daran (Herr C, 326f). 	Hier werden Informationen zu Reaktionen, Haltung, Verhalten sowie zu Äußerungen des genannten Personenkreises codiert.
K2.3	Freunde/Bekannte			
K2.3.1	Reaktionen	Aussagen über Reaktionen von FreundInnen und Bekannten auf die Vaterschaft	<ul style="list-style-type: none"> Das war eine normale Reaktion (Herr A, 292). Sie waren auch recht erfreut, dass ich Kinder habe (Herr B, 367). Ein Freund (..), er war eigentlich immer ein großer Besserwisser, der hat etwas zum Meckern gehabt und immer wieder etwas zu korrigieren 	Hier werden Informationen zu Reaktionen, Haltung, Verhalten sowie zu Äußerungen der genannten Personenkreise codiert.

			(Herr D, 365ff).	
K3	UNTERSTÜTZUNG			
K3.1	Vergangenheit			
K3.1.1	Informationen	Aussagen über (professionelle/familiäre) Unterstützung bei der Kindererziehung in der Vergangenheit	<ul style="list-style-type: none"> Vom Jugendamt, die Fürsorge (Herr A, 307). Von zwei bis um vier [Uhr; K.L.]. Sie [Sozialpädagogin von der Fürsorge; K.L.] hat nur zugesehen, wie ich das mit den Kindern mache und Tipps hat sie mir gegeben, was richtig ist und was falsch ist 	Hier fließen Informationen darüber mit ein, durch wen (Behörde/Institution/Person) die (professionelle/familiäre) Unterstützung erfolgte, in welchen Bereichen und in welchem Ausmaß sie stattfand.
K3.1.2	Begründung und Bewertung	Aussagen über Begründung und Bewertung der (professionellen/familiären) Unterstützung bei der Kindererziehung in der Vergangenheit	<ul style="list-style-type: none"> Ja, müssen sie gesetzlich [Meldepflicht vom Spital; K.L.]. Es war eine Vernachlässigung der Mutter (Herr C, 464). Die beste Unterstützung habe ich gehabt, wie die Kinder seit drei Jahren, vier Jahre werden es jetzt, hier sind, da habe ich die bessere Unterstützung gehabt (Herr A, 299ff). 	Hier fließen Informationen darüber mit ein, aus welchen Gründen die (professionelle/familiäre) Unterstützung benötigt wurde, wie sie bewertet wurde und ob sie selbst eingefordert wurde oder nicht.
K3.2	Verbesserung			
K3.2.1	Bereiche	Aussagen zu Verbesserungsvorschlägen die (professionelle/familiäre) Unterstützung bei der Kindererziehung betreffend	<ul style="list-style-type: none"> Ich hätte mehr Unterstützung von meiner Ex-Frau gebraucht, dass sie mit mir gemeinsam diese Sachen macht (Herr B, 417f). Na eigentlich schon mehr vom Jugendamt (Herr C, 415). 	Hier fließen Aussagen darüber mit ein, von wem (Behörde/Institution/Person) die Väter (noch) mehr (professionelle/familiäre) Unterstützung erwartet hätten, in welchen Bereichen und in welchem Ausmaß diese hätte stattfinden sollen.

K3.2.2	Begründung	Aussagen zur Begründung der Verbesserungsvorschläge die (professionelle/familiäre) Unterstützung bei der Kindererziehung betreffend	<ul style="list-style-type: none"> Das war mir schon sehr wichtig, dass die Kinder sich auch geistig weiterentwickeln und da hätte ich schon Hilfe gebraucht (Herr B, 425f). Das Jugendamt war da nicht <u>sehr flexibel</u> (...) was mit Unterstützung betreffend zu tun hat (Herr C, 415f). 	Hier fließen Aussagen darüber mit ein, aus welchen Gründen die Väter (noch) mehr (professionelle/familiäre) Unterstützung benötigt hätten.
K3.3	Gegenwart			
K3.3.1	Informationen	Aussagen über (professionelle/familiäre) Unterstützung bei der Kindererziehung in der Gegenwart	<ul style="list-style-type: none"> Und mein Bub hat eine Unterstützung, psychologische Unterstützung (Herr A, 438). 	Hier fließen Informationen darüber mit ein, durch wen (Behörde/Institution/Person) die (professionelle/familiäre) Unterstützung erfolgte, in welchen Bereichen und in welchem Ausmaß sie stattfand.
K3.3.2	Begründung und Bewertung	Aussagen über Begründung und Bewertung der (professionellen/familiären) Unterstützung bei der Kindererziehung in der Gegenwart	<ul style="list-style-type: none"> Er muss das ganze aufarbeiten (.) mit der Herumschuberei (Herr A, 440). Ich finde das auch gut so [Kontrolle des Jugendamts bei der Großmutter; K.L.] (Herr C, 523). 	Hier fließen Informationen darüber mit ein, aus welchen Gründen die (professionelle/familiäre) Unterstützung benötigt wurde, wie sie bewertet wurde und ob sie selbst eingefordert wurde oder nicht.
K3.4	Zukunft			
K3.4.1	Informationen	Aussagen über (professionelle/familiäre) Unterstützung bei der Kindererziehung in der Zukunft	<ul style="list-style-type: none"> Ja, eigentlich (...). Da fällt mir eigentlich nichts ein (Herr B, 456). Vielleicht, falls irgendwie ein Kind zu mir kommt oder so, das Betreute Wohnen (Herr D, 536). 	Hier fließen Informationen darüber mit ein, durch wen (Behörde/Institution/Person) die (professionelle/familiäre) Unterstützung in Zukunft erfolgen soll, in welchen Bereichen und in welchem Ausmaß sie vorstellbar

				wäre.
K3.4.2	Begründung	Aussagen über Begründung der (professionellen/familiären) Unterstützung bei der Kindererziehung in der Zukunft	<ul style="list-style-type: none"> • Indem sie einen anderen Blick, als außenstehende Person, im Prinzip eine andere Sicht auf alles haben. Falls ich irgendwie nicht mehr weiter weiß, die einfach vielleicht da ein paar Punkte oder Fehler sehen und mir daher auch Ratschläge geben könnten (Herr D; 540ff). • Natürlich werde ich da dahinter bleiben, aber das wird das Jugendamt eh auch sofort sehen und wird dann sicher handeln (Herr C, 556f). 	Hier fließen Informationen darüber mit ein, aus welchen Gründen die (professionelle/familiäre) Unterstützung in Zukunft benötigt wird, und ob sie selbst eingefordert wird oder nicht.

INTERNETQUELLEN

Aus: ABGB (2011). Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch für die gesamten deutschen Erbländer der Oesterreichischen Monarchie.
[http://www.jusline.at/Allgemeines_Buergerliches_Gesetzbuch_\(ABGB\)_Langversion.html](http://www.jusline.at/Allgemeines_Buergerliches_Gesetzbuch_(ABGB)_Langversion.html) (Download: 03.05.2011)

§ 137, Abs. 1, 3

http://www.jusline.at/137_ABGB.html

„(1) Die Eltern haben für die Erziehung ihrer minderjährigen Kinder zu sorgen und überhaupt ihr Wohl zu fördern.

(3) Die Rechte und Pflichten des Vaters und der Mutter sind, soweit in diesem Hauptstück nicht anderes bestimmt ist, gleich.“

§ 137a

http://www.jusline.at/137a_ABGB.html

„Dritte dürfen in die elterlichen Rechte nur insoweit eingreifen, als ihnen dies durch die Eltern selbst, unmittelbar auf Grund des Gesetzes oder durch eine behördliche Verfügung gestattet ist.“

§ 138, Abs. 1-2

http://www.jusline.at/138_ABGB.html

„(1) Vater des Kindes ist der Mann,

4. der mit der Mutter im Zeitpunkt der Geburt des Kindes verheiratet ist oder als Ehemann der Mutter nicht früher als 300 Tage vor der Geburt des Kindes verstorben ist oder
5. der die Vaterschaft anerkannt hat oder
6. dessen Vaterschaft gerichtlich festgestellt ist.

(2) Würden nach Abs. 1 Z 1 mehrere Männer als Vater in Betracht kommen, so ist derjenige von ihnen Vater, der mit der Mutter zuletzt die Ehe geschlossen hat.“

§ 144 (Obsorge)

http://www.jusline.at/144_Obsorge_ABGB.html

„Die Eltern haben das minderjährige Kind zu pflegen und zu erziehen, sein Vermögen zu verwalten und es in diesen sowie allen anderen Angelegenheiten zu vertreten; Pflege und Erziehung sowie die Vermögensverwaltung umfassen auch die gesetzliche Vertretung in

diesen Bereichen. Bei Erfüllung dieser Pflichten und Ausübung dieser Rechte sollen die Eltern einvernehmlich vorgehen.“

§ 145a

http://www.jusline.at/145a_ABGB.html

„Solange ein Elternteil nicht voll geschäftsfähig ist, hat er nicht das Recht und die Pflicht, das Vermögen des Kindes zu verwalten und das Kind zu vertreten.“

§ 146, Abs. 1-2

http://www.jusline.at/146_ABGB.html

„(1) Die Pflege des minderjährigen Kindes umfaßt besonders die Wahrnehmung des körperlichen Wohles und der Gesundheit sowie die unmittelbare Aufsicht, die Erziehung besonders die Entfaltung der körperlichen, geistigen, seelischen und sittlichen Kräfte, die Förderung der Anlagen, Fähigkeiten, Neigungen und Entwicklungsmöglichkeiten des Kindes sowie dessen Ausbildung in Schule und Beruf.

(2) Das Ausmaß der Pflege und Erziehung richtet sich nach den Lebensverhältnissen der Eltern.“

§ 148, Abs. 1

http://www.jusline.at/148_ABGB.html

„(1) Lebt ein Elternteil mit dem minderjährigen Kind nicht im gemeinsamen Haushalt, so haben das Kind und dieser Elternteil das Recht, miteinander persönlich zu verkehren. Die Ausübung dieses Rechtes sollen das Kind und die Eltern einvernehmlich regeln. Soweit ein solches Einvernehmen nicht erzielt wird, hat das Gericht auf Antrag des Kindes oder eines Elternteils die Ausübung dieses Rechtes unter Bedachtnahme auf die Bedürfnisse und Wünsche des Kindes in einer dem Wohl des Kindes gemäßen Weise zu regeln.“

§ 163, Abs. 1 (Feststellung der Vaterschaft)

http://www.jusline.at/163_ABGB.html

„(1) Als Vater hat das Gericht den Mann festzustellen, von dem das Kind abstammt. Der Antrag kann vom Kind gegen den Mann oder von diesem gegen das Kind gestellt werden.“

§ 163a, Abs. 1-2

http://www.jusline.at/163a_ABGB.html

„(1) Der gesetzliche Vertreter hat dafür zu sorgen, daß die Vaterschaft festgestellt wird, es sei denn, daß die Feststellung der Vaterschaft für das Wohl des Kindes nachteilig ist oder die Mutter von ihrem Recht, den Namen des Vaters nicht bekanntzugeben, Gebrauch macht.

(2) Der Jugendwohlfahrtsträger hat die Mutter darauf aufmerksam zu machen, welche Folgen es hat, wenn die Vaterschaft nicht festgestellt wird.“

§ 167, Abs. 2

http://www.jusline.at/167_ABGB.html

„(2) Leben die Eltern nicht in häuslicher Gemeinschaft, so können sie vereinbaren, dass in Hinkunft auch der Vater ganz oder in bestimmten Angelegenheiten mit der Obsorge betraut ist, wenn sie dem Gericht eine Vereinbarung darüber vorlegen, bei welchem Elternteil sich das Kind hauptsächlich aufhalten soll. Soll sich das Kind hauptsächlich im Haushalt des Vaters aufhalten, so muss auch dieser immer mit der gesamten Obsorge betraut sein. Das Gericht hat die Vereinbarung zu genehmigen, wenn sie dem Wohl des Kindes entspricht. § 177a Abs. 2 ist entsprechend anzuwenden.“

§ 176 Abs. 1, 3 (Entziehung oder Einschränkung der Obsorge)

http://www.jusline.at/176_ABGB.html

„(1) Gefährden die Eltern durch ihr Verhalten das Wohl des minderjährigen Kindes, so hat das Gericht, von wem immer es angerufen wird, die zur Sicherung des Wohles des Kindes nötigen Verfügungen zu treffen. Besonders darf das Gericht die Obsorge für das Kind ganz oder teilweise, auch gesetzlich vorgesehene Einwilligungs- und Zustimmungsrechte, entziehen. Im Einzelfall kann das Gericht auch eine gesetzlich erforderliche Einwilligung oder Zustimmung ersetzen, wenn keine gerechtfertigten Gründe für die Weigerung vorliegen.

(3) Die gänzliche oder teilweise Entziehung der Pflege und Erziehung oder der Verwaltung des Vermögens des Kindes schließt die Entziehung der gesetzlichen Vertretung in dem jeweiligen Bereich mit ein; die gesetzliche Vertretung in diesen Bereichen kann für sich allein entzogen werden, wenn die Eltern oder der betreffende Elternteil ihre übrigen Pflichten erfüllen.“

§ 178, Abs. 1 (Informations- und Äußerungsrechte)

http://www.jusline.at/178_Informations-_und_Äußerungsrechte_ABGB.html

„(1) Soweit ein Elternteil nicht mit der Obsorge betraut ist, hat er, außer dem Recht auf persönlichen Verkehr, das Recht, von demjenigen, der mit der Obsorge betraut ist, von wichtigen Angelegenheiten, insbesondere von beabsichtigten Maßnahmen nach § 154 Abs.

2 und 3, rechtzeitig verständigt zu werden und sich hiezu in angemessener Frist zu äußern. Findet trotz Bereitschaft des nicht mit der Obsorge betrauten Elternteils ein persönlicher Verkehr mit dem Kind nicht regelmäßig statt, so stehen diese Rechte auch in minderwichtigen Angelegenheiten zu, sofern es sich dabei nicht bloß um Angelegenheiten des täglichen Lebens handelt. Die Äußerung ist zu berücksichtigen, wenn der darin ausgedrückte Wunsch dem Wohl des Kindes besser entspricht.“

§ 178a (Berücksichtigung des Kindeswohls)

http://www.jusline.at/178a_Beruecksichtigung_des_Kindeswohls_ABGB.html

„Bei Beurteilung des Kindeswohls sind die Persönlichkeit des Kindes und seine Bedürfnisse, besonders seine Anlagen, Fähigkeiten, Neigungen und Entwicklungsmöglichkeiten, sowie die Lebensverhältnisse der Eltern entsprechend zu berücksichtigen.“

§ 212, Abs. 1

http://www.jusline.at/212_ABGB.html

„(1) Der Jugendwohlfahrtsträger hat, soweit es nach den Umständen geboten scheint, den gesetzlichen Vertreter eines im Inland geborenen Kindes innerhalb angemessener Frist nach der Geburt über die elterlichen Rechte und Pflichten, besonders über den Unterhaltsanspruch des Kindes, gegebenenfalls auch über die Feststellung der Vaterschaft, in Kenntnis zu setzen und ihm für die Wahrnehmung der Rechte des Kindes seine Hilfe anzubieten.“

§ 213

http://www.jusline.at/212_ABGB.html

„Ist eine andere Person mit der Obsorge für einen Minderjährigen ganz oder teilweise zu betrauen und lassen sich dafür Verwandte oder andere nahe stehende oder sonst besonders geeignete Personen nicht finden, so hat das Gericht die Obsorge dem Jugendwohlfahrtsträger zu übertragen. Gleiches gilt, wenn einem Minderjährigen ein Kurator zu bestellen ist.“

§ 215, Abs. 1

http://www.jusline.at/212_ABGB.html

„(1) Der Jugendwohlfahrtsträger hat die zur Wahrung des Wohles eines Minderjährigen erforderlichen gerichtlichen Verfügungen im Bereich der Obsorge zu beantragen. Bei Gefahr im Verzug kann er die erforderlichen Maßnahmen der Pflege und Erziehung vorläufig mit Wirksamkeit bis zur gerichtlichen Entscheidung selbst treffen; er hat diese Entscheidung unverzüglich, jedenfalls innerhalb von acht Tagen, zu beantragen. Im Umfang der getroffenen Maßnahmen ist der Jugendwohlfahrtsträger vorläufig mit der Obsorge betraut.“

§ 268 a, Abs. 1, 3 (für behinderte Personen)

http://www.jusline.at/268_a_für_behinderte_Personen;_ABGB.html

„(1) Vermag eine volljährige Person, die an einer psychischen Krankheit leidet oder geistig behindert ist (behinderte Person), alle oder einzelne ihrer Angelegenheiten nicht ohne Gefahr eines Nachteils für sich selbst zu besorgen, so ist ihr auf ihren Antrag oder von Amts wegen dazu ein Sachwalter zu bestellen.

(3) Je nach Ausmaß der Behinderung sowie Art und Umfang der zu besorgenden Angelegenheiten ist der Sachwalter zu betrauen

1. mit der Besorgung einzelner Angelegenheiten, etwa der Durchsetzung oder der Abwehr eines Anspruchs oder der Eingehung und der Abwicklung eines Rechtsgeschäfts,
2. mit der Besorgung eines bestimmten Kreises von Angelegenheiten, etwa der Verwaltung eines Teiles oder des gesamten Vermögens, oder,
3. soweit dies unvermeidlich ist, mit der Besorgung aller Angelegenheiten der behinderten Person.“

Babybedenkzeit (2011). Das RealCare Elternprogramm. Ein Präventionsprogramm für Schule, Pädagogik und Sozialarbeit. <http://www.babybedenkzeit.de/>, [1-2] (Download: 30.07.2011)

babybedenkzeit - das Praktikum als Eltern

Seite 1 von 2

babybedenkzeit -
Das RealCare® Elternprogramm

Ein Präventionsprogramm für Schule, Pädagogik und Sozialarbeit.

KONTAKT

babybedenkzeit GbR
Franz-Schubert-Straße 7
27753 Delmenhorst
Tel. 0 42 21.8 50 204
Fax 0 42 21.8 50 275
eMail info@babybedenkzeit.de

- [Startseite](#)
- [Impressum](#)
- [Datenschutz](#)
- [AGB \[PDF-Datei\]](#)

• Produkte

- [Elternprogramm](#)
- [Produktübersicht](#)
- [Bestellung und Preise](#)

• Seminare

- [Seminare](#)
- [Termine](#)
- [Anmeldung](#)

• bbz-Zentren

- [Allgemeines](#)
- [Standorte](#)

• Zielgruppen

- [Schulen](#)
- [Beratungsstellen](#)
- [Jugend-und Erziehungshilfe](#)
- [Menschen mit Behinderungen](#)

• Service

- [Service](#)
- [Technik-Service](#)
- [Newsletter](#)

• Links

- [Link-Tipps](#)
- [Realityworks](#)



Ein Praktikum als Eltern!

Kinderversorgung und -erziehung gehört zu den grundlegenden und verantwortungsvollsten gesellschaftlichen Aufgaben. Ein Baby macht sehr viel Freude - und es verändert das Leben! Es braucht Nähe, Zuwendung, Geduld und Zeit von den Eltern, die darüber hinaus umfangreiche Kenntnisse über Gesundheit, Entwicklung, Ernährung und Erziehung haben sollten.

Während eines babybedenkzeit-Kurses erwerben Jugendliche Kenntnisse und Handlungsstrategien zum Thema Elternschaft. Einige Tage und Nächte erleben sie, was es bedeutet, rund um die Uhr für ein Baby verantwortlich zu sein. Die Auseinandersetzung mit den Aufgaben von Eltern ermöglicht Jugendlichen kompetentere Entscheidungen für ihre Zukunft. Schwangerschaft und Geburt, physische und psychische Bedürfnisse von Kleinkindern und Eltern, Gesundheit, Familie und Partnerschaft sind ebenfalls Themen des [Programms](#). Unsere Zielsetzung ist die Prävention von elterlicher Überforderung, Kindesvernachlässigung und Gewalt gegen Kleinkinder.

Dieses [Video](#) gibt Ihnen einen guten Einblick in unsere Arbeit.

Behrisch, B. (2005). Vaterschaft, Erziehung und Alltagserleben von Vätern mit Behinderung. Eine empirische Studie zur Lebenssituation behinderter Väter auf der Grundlage von Interviews. Universität Berlin: Diplomarbeit <http://bidok.uibk.ac.at/library/behrisch-vaterschaft-dipl.html#id3208499>, [12] (Download: 17.01.2010)

Behinderung als negative Definition in Form der Abweichung von der Norm bedeutet auf der sozialen Handlungsebene für Menschen mit Behinderung Erfahrungen von Ausgrenzung und Abwertung. Einerseits droht Betroffenen Diskriminierung, Ausgrenzung und Einschränkung oder gar Verlust von Partizipationsmöglichkeiten auf persönlicher und gesellschaftlicher Ebene. Andererseits besteht die Gefahr, dass jegliche Interaktion von Betroffenen mit ihrer Umwelt sich vordergründig am ‚Merkmal‘ der Behinderung mit den diesbezüglichen Stereotypen und Unsicherheiten ausrichtet. Diese gesellschaftlichen Erfahrungen beeinflussen auch das Selbstbild von Menschen mit Behinderung, oft übernehmen die Betroffenen in Folge eines sozialen Konformitätsdruckes die ihnen zugeschriebenen Verhaltensweisen.

„Schon allein das Wissen um die Tatsache der Zugehörigkeit zu einer Gruppe von Menschen (die auch heute noch im Alltag aufgrund ihrer Behinderung mehr oder minder subtil diskriminiert werden) ist im Bewusstsein behinderter Menschen emotional und kognitiv verankert und führt zu einer Belastung.“ (Fries, 2005, S. 347)

Um die gesamtgesellschaftliche Lage von Menschen mit Behinderung zu verbessern, ist es notwendig, „isolierende Bedingungen zu beseitigen und Raum für ganz alltägliche Begegnungen zu schaffen“ (Hermes, 2003, S. 51).

Für die hier vorliegende Arbeit wird hinsichtlich der Bestimmung des Begriffs Behinderung auf die Definition von Cloerkes (1997, S. 6f.) zurückgegriffen, welcher aus interaktionistischer Sicht Behinderung dann vorliegen sieht, wenn das ‚Merkmal‘ der ‚Andersartigkeit‘ eines Menschen eine negative Bewertung erfährt.

„Eine Behinderung ist eine dauerhafte und sichtbare Abweichung im körperlichen, geistigen oder seelischen Bereich, der allgemein ein entscheidend negativer Wert zugeschrieben wird. Das Kriterium ‚Dauerhaft‘ unterscheidet Behinderung zwar von Krankheit als vorübergehendem Prozess, nicht jedoch von chronischer Krankheit, weshalb auch die Unterscheidung zwischen Behinderung und chronischer Krankheit manchmal schwierig ist [...]. ‚Sichtbarkeit‘ ist im weitesten Sinne das ‚Wissen‘ anderer Menschen um die Abweichung. Ein Mensch ist behindert, wenn erstens eine unerwünschte Abweichung von wie auch immer definierten Erwartungen vorliegt und wenn zweitens deshalb die soziale Reaktion auf ihn negativ ist.“ (Cloerkes, 1997, zitiert nach Fries, 2005, S. 26)

4. Derzeitiger Forschungsstand zu Vätern mit Behinderung

Studien explizit und ausschließlich zur Situation oder zum Erleben von Vätern mit einer Behinderung gibt es nicht oder konnten nicht ermittelt werden. Studien, die Väter mit einer Körper- oder Sinnesbehinderung berücksichtigen, sollen hier kurz mit ihren wichtigsten Ergebnissen vorgestellt werden.

Hinsichtlich der Auswirkung der väterlichen Behinderung auf das Verhalten und die Einstellungen ihrer Kinder zitiert Behrendt (Behrendt, 1998, S. 43ff.) die Studien von Buck / Hohmann (1979) und Brown (1981). Erstere besagt, dass die Einstellungen und Verhaltensäußerungen von querschnittsgelähmten Vätern wichtiger für die Entwicklung ihrer Kinder sind als die Behinderung. Manifeste Unterschiede zwischen diesen Kindern zu einer Kontrollgruppe hinsichtlich Geschlechtsrollenidentität, Körpergefühl und sozialen Fertigkeiten wurden nicht gefunden. Die zweite Studie erwähnt den kindlichen Stolz auf die väterliche Behinderung, da diese eine stärkere väterliche Präsenz in der Familie bedingte und sich somit ein engerer Kontakt von Vater und Kind entwickeln konnte.

Blochberger, K. (2010). Familienarbeit ist für behinderte Eltern eine tägliche Herausforderung – Unterstützungsmöglichkeiten.
http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_aktuelles/a_behinderung/s_986.html, [1]
(Download: 02.03.2010)

Familienhandbuch » Familienarbeit ist für behinderte Eltern eine tägliche Herausfor... Seite 1 von 4

Startseite

/ **Elternschaft behinderter Menschen** / Artikel: Familienarbeit ist für behinderte Eltern eine tägliche Herausforderung – Unterstützungsmöglichkeiten

Familienarbeit ist für behinderte Eltern eine tägliche Herausforderung – Unterstützungsmöglichkeiten

Erstellt am 3. April 2003, zuletzt geändert am 19. Februar 2010

Kerstin Blochberger

Familienalltag unter erschwerten Bedingungen

Wenn behinderte Menschen Eltern werden oder bei Eintritt der Behinderung schon Kinder haben, müssen sie den Familienalltag meist unter schwierigeren Voraussetzungen bewältigen, als dies bei nichtbehinderten Eltern die Regel ist.

Für Frauen mit Geburtsbehinderungen gibt es kaum Ansprechpartner, die eine Elternschaft unterstützen. So werden behinderte und chronisch kranke Frauen mit ihren Fragen zu Schwangerschaft und Geburt des Kindes von Fachkräften oft allein gelassen und fühlen sich nicht selten missverstanden. Zum Beispiel sind gehörlose Frauen aufgrund der Kommunikationsprobleme (Kinderarzt, Elternabende) häufig völlig auf sich gestellt. Für gelähmte Frauen kann schon die Zeugung eines Kindes mit Fragen nach alternativen Methoden beginnen. Das Wickeln und Transportieren des Kindes kann Schwierigkeiten bereiten, wenn die Hände oder Arme nicht so gut beweglich sind. Im Erziehungsalltag scheitern sie häufig an baulichen Barrieren – so ist ein Besuch einer Eltern-Kind-Spielgruppe oftmals mit intensiver Suche nach einem rollstuhlgänglichen Anbieter verbunden. Spielplätze sind ebenfalls selten berollbar.

Das schaffe ich alles allein! – Umgang mit eigenen Grenzen

Haben sich behinderte Menschen entgegen "wohlmeinender" Ratschläge dann doch für eigene Kinder entschieden, fällt es einigen später schwer, Hilfe bei der Familienarbeit in Anspruch zu nehmen. Überforderungssituationen kennen alle Eltern – auch nichtbehinderte. Was bei nichtbehinderten Eltern zum Alltag gehört (Babysitter, Großeltern, Nachbarn... oder auch professionelle Hilfe durch Erziehungsberatungsstellen), ist für behinderte Eltern manchmal ein schwieriger Schritt. Die Erfahrungen durch jahrelange Abhängigkeit von Hilfspersonen bei der eigenen Körperpflege haben ebenso Spuren hinterlassen wie die ausschließliche Erziehung zur Selbständigkeit in Einrichtungen der Behindertenhilfe. Die oftmals schlechte finanzielle Situation kommt noch dazu. Negative Reaktionen von Mitmenschen oder Mitarbeiter/innen in Jugendämtern und Beratungsstellen auf Fragen nach Hilfsangeboten sind nicht selten und können die Situation wesentlich verschlechtern. Manchmal setzt sich dann bei behinderten Eltern die Meinung fest: "Ich muss alles allein schaffen, ich werde es den anderen beweisen, dass ich das kann."

Die erschwerten Bedingungen für behinderte Eltern führen nicht selten zu einer Verschärfung der Situation. Der Erfolgsdruck, eine besonders gute Mutter/ ein besonders guter Vater sein zu wollen, kann im Erziehungsalltag dazu führen, eigene Grenzen permanent zu überschreiten. Dass dies nicht der geeignete Weg ist, merken die Eltern spätestens dann, wenn sich der Gesundheitszustand verschlechtert.

Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung

(Kirsten Eckhard und Jutta Becker)

Der Wohnverbund für Menschen mit geistiger und Mehrfachbehinderung der Diakonie Michaelshoven ist ein Netzwerk vielfältiger und differenzierter Wohnangebote sowie ergänzender Dienste in Köln und Umgebung.

In den letzten Jahren wurden wir vermehrt von Bewohner(inne)n mit dem Wunsch nach eigenen Kindern, einer Familie oder mit bereits bestehenden Schwangerschaften konfrontiert. Im Sinne eines selbstbestimmten Lebens muss dies akzeptiert und die betroffenen Frauen und Männer bzw. Eltern müssen in der wichtigen Phase der Entscheidung für oder gegen ein Kind durch interne und externe Beratungsangebote gestützt und begleitet werden. Wir gehen davon aus, dass die Selbstverwirklichung und die Entfaltung der Persönlichkeit auch für Menschen mit einer Behinderung ein Grundrecht darstellt (Normalisierungsprinzip und Selbstbestimmtes Leben). Die sexuelle Entwicklung und Sexualität ist für Menschen mit geistiger Behinderung ebenso bedeutungsvoll wie für alle anderen Menschen und basiert auf denselben Grundlagen. Geistig behinderte Menschen sind beziehungs-, liebes- und lustfähig.

Aus diesen Überlegungen heraus entwickelten wir folgende Leitprinzipien zum Thema Elternschaft:

- Menschen mit einer geistigen Behinderung haben den Wunsch nach Sexualität, Partnerschaft und Kind und Familie. Entsprechende Grundrechte der Gesellschaft gelten uneingeschränkt und sollten von Institutionen sichergestellt werden.
- Ziel einer Assistenz ist es, eigene Ressourcen bewusst zu machen und zu stärken.
- Die Assistenz bei der Persönlichkeitsentwicklung und die sexualpädagogische Beratung sollte u. a. dazu beitragen, Menschen mit einer geistigen Behinderung eine realistische Einschätzung ihrer eigenen Möglichkeiten zu vermitteln und das Verantwortungsgefühl zu fördern, das insbesondere Elternschaft verlangt.

In der Situation einer Elternschaft sollte der betroffenen Frau bzw. den Eltern die Möglichkeit offen stehen, mit ihrem Kind zusammenzuleben. Dazu gehört einerseits die Kompetenz der Eltern, diese Entscheidung auf der Basis emotionaler Stabilität und praktischer Fertigkeiten zu treffen. Andererseits müssen die jeweiligen Personen und Institutionen des Umfelds diese Kompetenz ernst nehmen und geeignete Beratungs- und Unterstützungsangebote zur Verfügung stellen. Das führt in der Regel zu einem erhöhten Betreuungsaufwand für die betroffenen Personen, unabhängig davon, in welcher Betreuungsform dieser realisiert werden soll.

Für die Aufnahme von schwangeren Frauen bzw. Paaren oder Eltern in unseren Wohnrichtungen setzen wir Folgendes voraus:

- den Wunsch, langfristig mit dem Kind zusammenzuleben,
- die Bereitschaft, Hilfeangebote anzunehmen sowie
- die Bereitschaft und Möglichkeit, Verantwortung für sich und das Kind zu übernehmen.

Die bewusste und aktive Mitarbeit der Bewohner(innen) ist somit unerlässlich. Sie sollten über ein Mindestmaß an Selbstständigkeit und Entwicklungsmöglichkeit verfügen, d. h., Fähigkeiten zur Grundversorgung bzw. Bereitschaft und die Möglichkeit zum Erlernen dieser Fähigkeiten mitbringen.

Eine weitere Grundlage stellt die Bindungsfähigkeit der erwachsenen Person(en) dar. Eine tragfähige Beziehung zwischen Mutter, Vater bzw. Eltern und Kind ist das übergeordnete Ziel der gemeinsamen Arbeit.

Entsteht innerhalb der ersten drei bis sechs Monate keine tragfähige Mutter-, Vater-, bzw. Eltern-Kind-Beziehung oder wird eine Überforderung der Bezugsperson deutlich, muss in einem gemeinsamen Gespräch über alternative Wohn- und Lebensformen beraten werden. In der Vergangenheit kam es in einem Fall zu einer Adoption. Häufiger ist jedoch die Vermittlung des Kindes in eine Pflegefamilie, so dass die Mutter oder der Vater ggf. den Kontakt halten und einen Teil der Verantwortung weiterhin übernehmen kann. Insgesamt wurden bis heute mehrere Mütter und Väter bzw. Eltern mit geistiger Behinderung in unterschiedlichen Wohnformen in der Diakonie Michaelshoven betreut.

Zur Zeit leben in einer Außenwohngruppe zwei Mütter mit ihren Kindern (zwei Monate und zwei Jahre alt). Der Vater des zweijährigen Kindes wird von den Mitarbeiter(inne)n ambulant in einem Appartement in der Nachbarschaft betreut. Er kann so lernen in die Vaterrolle hineinzuwachsen. Insgesamt begleiteteten wir dort seit Mai 2000 sechs Mütter mit geistiger Behinderung gemeinsam mit ihren Kindern. In Anbindung an eine Wohngruppe für Menschen mit einer geistigen Behinderung lebt eine weitere Kleinfamilie seit fünf Jahren in einem angegliederten Appartement.

Die Betreuungsziele werden jeweils individuell festgelegt und sind von den Potentialen der Mütter und Väter und dem jeweiligen Entwicklungsstand des Kindes abhängig. Sie werden mithilfe einer „Individuellen Entwicklungsplanung“ (IEP) und der im KJHG festgeschriebenen Hilfeplanung für das Kind (unter Mitwirkung des zuständigen Sachbearbeiters oder der Sachbearbeiterin des Jugendamts) erarbeitet. Daneben ermöglichen regelmäßige Elterngespräche mit den Mitarbeiter(inne)n der Wohngruppe den ständigen Austausch über die Situation der Mutter- oder Eltern-Kind- Beziehung.

Welche Ziele hat das pädagogische Handeln?

In erster Linie soll Familie für Eltern und Kind „erlebbar“ sein! Familie heißt Normalität, das bedeutet für die Pädagogen die Notwendigkeit, spezielle Hilfeangebote zum Erlernen neuer Rollen in bestimmten Situationen bereitzustellen.

Die Normalität einer Familie zu entwickeln bedeutet

- für die Eltern: die (meist neu zu erlernende) Rolle als Mutter oder Vater,
- für die Pädagogen: einen komplexen pädagogischen Auftrag.

Die Betreuung von Eltern und ihren Kindern umfasst zweierlei Klientel mit je unterschiedlichen Bedürfnissen. Die Familie bildet ein eigenes Bezugssystem. Gleichzeitig wird die Familie mit ihren einzelnen Mitgliedern pädagogisch begleitet und unterstützt.

Ziel ist es, die im Folgenden genannten differenzierten Bedürfnisse und die Verantwortung für die Familie zu erkennen, den Eltern zu vermitteln und in den Alltag zu integrieren:

- Die Bedürfnisse der Eltern als junge erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung;
- die Bedürfnisse der Eltern als Paar sowie beiderseitige Verantwortung für die gemeinsame Partnerschaft;
- die Bedürfnisse des Kindes, insbesondere bezogen auf die individuelle Entwicklung;
- die Bedürfnisse der Familie, besonders die Verantwortung der Eltern in Bezug auf ihr Kind;
- Sensibilisieren für Entwicklungsübergänge als Normalität; sie verlaufen in Phasen und können auch in Krisen münden.

Daraus ergeben sich im pädagogischen Alltag weitere Inhalte und Aufgabenbereiche:

- bestmögliche körperliche, seelische und geistige Entwicklung des Kindes sicherzustellen;
- die individuelle Persönlichkeit von Mutter, Vater und Kind zu fördern;
- die emotionale Beziehung zwischen Mutter, Vater und Kind aufzubauen und zu stabilisieren;
- die modellhafte Anleitung der Eltern zu einer Versorgung und Erziehung ihres Kindes mit den Facetten emotionaler Wärme, körperlicher Zuwendung und geistiger Anregung;
- Begleitung der Partnerschaft (Paarberatung) hier: besonders Bewältigung von Partnerschaftsproblemen;
- Sicherheiten in der Alltagsbewältigung zu vermitteln;
- eine Eingliederung in ein soziales Umfeld zu ermöglichen;
- Arbeit mit der Herkunftsfamilie;
- Trennungsbegleitung;
- realistische Planung und Gestaltung von Entwicklungsübergängen unter Berücksichtigung entwicklungspsychologisch relevanter Themen und familien- bzw. paardynamischer Prozesse (z. B. Kindergarten, Schule, Umzug, Pubertät, Auszug aus dem Elternhaus).

Ferrares, H. (2001). Behinderte Frauen und Mutterschaft. Eine Bestandsaufnahme. <http://bidok.uibk.ac.at/library/beh1-01-ferrares-mutterschaft.html>, [1;3] (Download: 02.12.2009)

Behinderte Frauen und Mutterschaft

Eine Bestandsaufnahme

Erschienen in: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft Nr. 1/2001; Thema: Geschlecht: behindert

Herrmenegilde Ferrares

© Herrmenegilde Ferrares 2001

Zeitschrift: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft

Ausgabe: 1/2001

Textsorte: Zeitschriftenartikel

Themenbereich: Geschlechterdifferenz, Kultur

Schlagworte: Eltern, Frauen, Kinder, Sexualität

Abstract: Ein eigenartiges gesellschaftliches Phänomen: gegenläufig zu den jeweils herrschenden Trends muß ein Recht behinderter Frauen auf Mutterschaft erst betont und erarbeitet werden. Während das Recht (und die Pflicht) zu arbeiten, für Frauen mit Beeinträchtigungen bei Politik und Fachleuten schon lange unhinterfragt ist, so finden sich Frauen mit Beeinträchtigungen, die Mütter sind oder werden wollen, noch immer mit massiven Problemen und Vorurteilen konfrontiert.

Eine Bestandsaufnahme

Als Sozialarbeiterin mit Praxiserfahrung habe ich mich auf die Suche nach Hilfsangeboten, Literatur und Projekten für Mütter mit Beeinträchtigungen gemacht. Die Zusammenstellung stellt weder eine wissenschaftliche Bearbeitung des Themas dar, noch erhebt sie Anspruch auf Vollständigkeit!

Im August 1996 fand in Graz eine internationale Tagung von FIMITIC (Internationaler Verband der Behinderten) zum Thema "Behinderung+ Mutterschaft= Menschenrecht" statt. Für mich war es ein einschneidendes Erlebnis, zu hören, wie selbstverständlich skandinavische Frauen ihre Kinder großziehen konnten, da sie genügend persönliche Assistenz erhalten haben. Auch einige heranwachsende Kinder konnten mit allen Befürchtungen aufräumen, die da lauteten, daß sie unter den Einschränkungen ihrer Mutter gelitten hätten. Die wenigen dort anwesenden österreichischen Frauen, die ein Kind haben, berichteten eher von der mißtrauisch- ablehnenden Haltung ihrer Umgebung und der beruflichen HelferInnen, z.B. des Jugendamtes.

Inzwischen kenne ich einige Frauen mit körperlichen Beeinträchtigungen, die sich bewußt entschieden haben, ein Kind zu bekommen. Sie sind gebildete Frauen mit relativ stabilen wirtschaftlichen Verhältnissen, die, auch wenn sie sich vom Partner trennen, in anderen sozialen Gefügen fest verankert sind. Dennoch sind auch diese Frauen bewunderte und mißtrauisch beäugte Ausnahmen.

Ich lernte aber auch andere behinderte Mütter kennen. Frauen, die in bescheidenen Verhältnissen leben, und die auch sonst für ihr Leben die Hilfe des Sozialstaates benötigen

(Vor)Urteile gegenüber ihrer ‚Eignung‘ als Mutter anzukämpfen. Vorstellungen wie: behindert ist gleich krank; wer behindert ist, ist selbst abhängig von der Hilfe anderer, und hat deshalb kein Recht, Kinder in die Welt zu setzen und ggf. den Staat zusätzlich zu belasten; behinderte Frauen bekommen immer behinderte Kinder; Frauen mit Behinderung können ihren Kindern keine guten Mütter sein; die Kinder sollen nur als billige Hilfskräfte ausgenutzt werden, gehören zu den gängigen Vorurteilen.“

(Hermes in:

<http://www.behindertefrauen.org/bosnew/sites/archiv/info/download/info5/infoNr05.pdf>

oder <http://www.behindertefrauen.org/bosnew/sites/archiv/info/download/info5/infoNr05.zip>
21.10.04)

Das Bildungs-und Forschungsinstitut zum selbstbestimmten Leben Behinderter-bifos e.V. hat im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend im Jänner 2000 eine Expertise zur Lebenssituation von Eltern mit Körper- und Sinnesbehinderungen in der Bundesrepublik Deutschland erstellt: “Behinderte Eltern: (Fast) unsichtbar und doch überall”. Nun ist Papier geduldig, und Studien sind noch keine konkrete Hilfe, dennoch entdeckte ich im Zuge meiner Recherche für diesen Artikel weder eine offizielle Studie noch ein gezieltes Projekt in Österreich, das die Elternschaft behinderter Menschen thematisiert

Auch ich habe das Thema Elternschaft in diesem Artikel als Frauenthema behandelt, weil es auch in meiner Erfahrung fast ausschließlich von Frauen thematisiert wurde. Abgesehen von den Fragen zur Zeugungsfähigkeit bei bestimmten Beeinträchtigungen habe ich nur in der Ausgabe 3/98 der Schweizer Zeitschrift über Fragen der geistigen Behinderung “insieme” (Biel) einen Artikel gefunden, der heißt: “Vater mit geistiger Behinderung – na und?”

Für Menschen mit intellektuellen Beeinträchtigungen oder Lernschwierigkeiten, gibt es, im Gegensatz zu Deutschland, bei uns keine organisierten Unterstützungsprojekte.

Eine Rolle spielt wahrscheinlich auch, daß es bis vor etwa 10 Jahren noch durchaus üblich war, daß Eltern ihre geistig behinderte Mädchen vor ihrer Volljährigkeit sterilisieren ließen. In manchen Einrichtungen gehörte dies sogar zu den Aufnahmevoraussetzungen.

Die Projekte in Deutschland beschäftigen sich z. B. mit mobilen Hilfen und gemeinsamen Wohnformen für Eltern und Kinder (“Begleitete Elternschaft” in Bremen, “Das Familienprojekt” der Lebenshilfe Berlin) oder doch eher mit Lösungen für Notsituationen (wie das Annastift in Trier, das ein Mutter-Kind-Haus explizit auch für psychisch kranke und geistig behinderte Frauen mit Kindern anbietet).

Natürlich gibt es auch in Österreich behinderte Mütter mit Kindern, die im Rahmen von Wohngemeinschaften oder mobilen Unterstützungsdiensten Leistungen der Behindertenhilfe bekommen, es handelt sich dabei aber um Einzelfalllösungen und noch immer um Ausnahmen. (tel. Auskunft Lebenshilfe Stmk., Jugend am Werk Wien).

Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich berichten, daß sich Mutter-Kind-Einrichtungen für Krisensituationen als unzuständig, bzw. mangelnd kompetent erklärt haben, wenn sich Frauen mit einer bescheinigten Behinderung an sie gewandt haben.

Es scheint allerdings ziemlich willkürlich, ob jemand mit schlechten Schulerfolgen und sozialen Problemen in ihrer Herkunftsfamilie, als sozial depriviert gilt, oder ob jemand in der selben Situation “als behindert anerkannt” wird.

Auch in den wenigen Studien über behinderte Mütter ist auffällig, wie viele davon aus psychosozial belastenden Familienverhältnissen kommen (Alkoholmißbrauch, sexueller Mißbrauch, Armut). Schon die Frage, wie viele Lernbeeinträchtigungen durch schlechte Rahmenbedingungen des Aufwachsens gegeben sind, erscheint mir berechtigt. Aber noch mehr, ob nicht Probleme in der Kindererziehung weniger in der intellektuellen

Kassoume, L. (2006). Unterstützungsangebote bei Schwangerschaft und Elternschaft von Menschen mit Lernschwierigkeiten in Wien. Fachhochschule für Sozialarbeit, Wien: Diplomarbeit. <http://bidok.uibk.ac.at/library/kassoume-schwangerschaft.html>, [39-40;45] (Download: 02.12.2009)

Kontaktaufnahmeangaben, dass sie – entgegen der Meinung der „Vermittler“ – über keine Erfahrungen bezüglich der Thematik verfügen würden.

Es war ursprünglich geplant, MitarbeiterInnen aus mindestens fünf unterschiedlichen Trägereinrichtungen der Betreuung von Menschen mit Lernschwierigkeiten zu befragen. Dies ist nicht gelungen, es konnten lediglich MitarbeiterInnen aus drei Betreuungseinrichtungen für die Durchführung von Interviews gewonnen werden. Auch am Amt für Jugend und Familie war die Kontaktaufnahme nicht unproblematisch. Schlussendlich konnte eine telefonische Befragung und ein Interview im Büro einer Sozialarbeiterin der MAG11 durchgeführt werden. Die geplante Durchführung eines Interviews mit einer/einem MitarbeiterIn eines Mutter-Kind-Heimes ist leider nicht gelungen²⁹.

Als nicht weniger kompliziert stellte sich der Gewinn von InterviewpartnerInnen heraus, die als Betroffene bezeichnet werden. Da jedoch von Beginn an davon ausgegangen wurde, dass es nicht einfach ist, betroffene Mütter oder Väter mit Lernschwierigkeiten für Interviews zu gewinnen (vgl. HAGEN 2002), kann es als Erfolg gewertet werden, dass sich zwei Mütter dazu bereit erklärten, über ihre Erfahrungen Auskunft zu geben. Die Kontakte mit den beiden Müttern kamen über die jeweiligen BezugsbetreuerInnen zustande. Beide Mütter werden im Rahmen der ambulanten Wohnbetreuung begleitet, das heißt, dass sie alleine oder mit dem Partner zusammenleben und regelmäßige Kontakte zu ihren BezugsbetreuerInnen pflegen. Diese ambulant betreute Wohnform ist die am häufigsten vorkommende für Eltern mit Lernschwierigkeiten.

Einigen kontaktierten Personen soll die Rolle der Gate-Keeper oder „Tür-Öffner“ (MIEG 2001, 13) zugesprochen werden. Aufgrund ihrer Empfehlungen, Referenzen und wichtigen Kontakt-Hinweisen (vgl. a.a.O., 13) wurde der Feldzugang erheblich erleichtert. Als besonders wichtig in diesem Zusammenhang sind folgende Personen zu nennen: Elisabeth Chlebeczek und Elisabeth Buxhofer von der Österreichischen Gesellschaft für Familienplanung, Christine Kautnik von der Einrichtung Aktion Leben, Tobias Buchner vom Verein GIN und Petra Schwarz vom Institut für Sexualandragogik.

10.4. Vorstellen der interviewten Personen

10.4.1. ExpertInnen

Im Zuge der empirischen Forschung wurden 7 ExpertInneninterviews durchgeführt. Allen Interviewten ist gemeinsam, dass sie über Erfahrungen in der Betreuung und Begleitung von Eltern mit Lernschwierigkeiten verfügen:

- 3 Mitarbeiterinnen von Betreuungseinrichtungen für Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung

- 1) Frau A.: seit 14 Jahren Mitarbeiterin im Bereich Betreutes Wohnen, Ausbildung als Kindergärtnerin, derzeit Besuch eines Lehrgangs für heilpädagogische Berufe, war/ist mit der Betreuung von zwei Müttern mit Lernschwierigkeiten betraut
- 2) Frau B.: seit 10 Jahren Mitarbeiterin im Bereich Betreutes Wohnen, abgeschlossenes Pädagogikstudium, kann über 12 Elternschaften berichten
- 3) Frau D.: seit 3 Jahren Mitarbeiterin im Bereich Betreutes Wohnen, klinische Psychologin, betreut zwei Mütter mit Lernschwierigkeiten

- Herr E.: Mitglied der Geschäftsführung und Bereichsleiter Persönliche Assistenz einer Betreuungseinrichtung für Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung (seit über 15 Jahren), DBP, berichtet vor allem von zwei Fällen, gibt an, dass weitaus mehr bekannt sind

²⁹ Es wurde zwar ein Interviewtermin mit einer Mitarbeiterin eines Mutter-Kind-Heimes fixiert, als ich im Büro der Mitarbeiterin erschien, erklärte mir diese jedoch, dass sie lediglich über einen Betreuungsfall berichten könne, bei dem die Mutter Rollstuhlfahrerin sei. Als ich ihr noch einmal erklärte, um welche Personengruppe es sich in meiner Forschungsarbeit handle, erklärte sie mir, dass ihr und auch ihren KollegInnen kein solcher Fall bekannt wäre.

- 2 Mitarbeiterinnen des Amtes für Jugend und Familie
 - 1) Frau G.: DSA, hatte im Zuge ihrer Tätigkeit drei Mal Kontakt zu Müttern beziehungsweise Vätern mit Lernschwierigkeiten
 - 2) Frau F.: DSA, berichtet von drei Fällen, in denen sie als MAG11-Mitarbeiterin hinzugezogen wurde
- Frau H.: DSA, seit mehr als 20 Jahren Mitarbeiterin des Vereins für Sachwalterschaft, betreut seit 12 Jahren eine Mutter mit Lernschwierigkeiten, deren Kind bei einer Pflegefamilie lebt, die aber regelmäßig Kontakt zu dem Kind hat

10.4.2. Betroffene

Es wurden zwei Interviews mit Müttern mit Lernschwierigkeiten durchgeführt:

- Frau C.: 21 Jahre alt, Mutter eines 16 Monate alten Sohnes, hat einen Partner, der auch der Vater des Kindes ist, lebt mit dem Kind in einer eigenen Wohnung, seit Bekanntwerden der Schwangerschaft in ambulanter Betreuung durch eine Einrichtung zur Betreuung von Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung
- Frau L.: 32 Jahre alt, Mutter einer 10jährigen Tochter, seit 15 Jahren in Betreuung, anfangs in einer Wohngemeinschaft, dann in einer eigenen Wohnung ambulant betreut, hatte seit Bekanntwerden der Schwangerschaft keinen Kontakt zum Kindesvater mehr, seit ungefähr einem Jahr lebt die Tochter in einer Wohngemeinschaft der MA11

10.5. Auswertung

Für die Auswertung der ermittelten Informationen kommt die qualitative Inhaltsanalyse nach MAYRING zur Anwendung.

In der qualitativen Inhaltsanalyse werden Methoden der quantitativen Inhaltsanalyse übernommen und durch qualitative Instrumentarien erweitert (vgl. MAYRING 1994, 42, MAYRING 2000, 1.). Im Gegensatz zur quantitativen werden bei der qualitativen Inhaltsanalyse, zusätzlich zu den manifesten Inhalten, auch die formalen Inhalte analysiert (vgl. a.a.O., 2). Das Material wird also „in seinen Kommunikationszusammenhang eingebettet“ und „nach inhaltsanalytischen Regeln“ (a.a.O., 2) ausgewertet.

Die zentralen Merkmale der qualitativen Inhaltsanalyse lauten wie folgt:

- *Offenheit*
- *Kommunikativität*
- *Naturalistizität*
- *Interpretativität* (ATTESLANDER 2003, 235)

Ziel der Inhaltsanalyse ist es, „das Material so zu reduzieren, dass die wesentlichen Inhalte erhalten bleiben, durch Abstraktion einen überschaubaren Korpus zu schaffen, der immer noch Abbild des Grundmaterials ist“ (MAYRING 1990, zitiert nach ATTESLANDER 2003, 236). Dabei ist auf die Erfüllung von Gütekriterien zu achten:

- Validität (Gültigkeit): „[...] ist das Maß für die Brauchbarkeit von Forschungsmethoden“ (a.a.O., 255)
- Reliabilität (Verlässlichkeit): „[...] dient zur Beurteilung der Brauchbarkeit des wissenschaftlichen Instruments“ (a.a.O., 255)

Als qualitative Technik wird nach den Regeln der Inhaltlichen Strukturierung (MAYRING 2003) vorgegangen, deren Ziel es ist, „bestimmte Themen, Inhalte, Aspekte aus dem Material herauszufiltern und zusammenzufassen.“ (MAYRING 2003, 89) Die Auswahl der Inhalte wird auf der Basis von Kategorien getroffen. Die Entwicklung der Kategorien soll im folgenden Kapitel dargestellt werden.

Das persönliche Umfeld der Befragten wurde von beiden als eher unterstützungshemmend denn -fördernd erlebt. So rieten Eltern, andere Familienangehörige und bei einer Befragten auch der Partner zu einer Abtreibung, als die Schwangerschaft bekannt wurde. Durch Interventionen der Betreuungseinrichtungen fühlten sie sich in ihrer Entscheidung das Kind auszutragen und für die Mobilisierung von Ressourcen gut unterstützt.

• **Fazit 1 – es gibt in Wien keine speziellen Unterstützungsangebote**

Im Zuge der durchgeführten Interviews verifizierte sich – wie bereits auf theoretischer Ebene – die Annahme, dass es in Wien keine speziellen Unterstützungsangebote für (werdende) Eltern mit Lernschwierigkeiten gibt. Zwar werden in einigen Trägereinrichtungen sowie beim Amt für Jugend und Familie Mütter und Väter mit Lernschwierigkeiten betreut, offizielle Stellungnahmen liegen jedoch in keiner Einrichtung vor. In zwei Betreuungseinrichtungen wurden Ratgeber entwickelt, die über die wichtigsten Schritte ab Bekanntwerden der Schwangerschaft einer Klientin eingeleitet werden sollen, Aufschluss geben.

Als wichtigste Unterstützungsmaßnahmen werden zusammengefasst und in der Reihenfolge der Häufigkeit der Nennungen folgende Angebote genannt:

- Alltagsbegleitung - Begleitung zu Ämtern, Ärzten, Mutterberatungsstellen etc.
- Hinzuziehen von FamilienhelferInnen und Heimhilfen
- Kontaktaufnahme mit Erziehungsberatungsstellen, Frühförderungsstellen
- Unterbringung in einem Mutter-Kind-Heim
- Unterstützung bei Wohnungssuche
- Unterstützung bei Arbeitssuche
- Mobilisierung von Verwandten, Partner, Freunden
- wenn vorhanden, Kontaktaufnahme zu SachwalterIn

Die genannten Angebote der MAG11 sind unter dem Aspekt zu betrachten, dass sie nicht speziell für Menschen mit Lernschwierigkeiten konzipiert sind. Dies wird von VertreterInnen anderer Professionen als problematisch erachtet. So berichtet etwa Frau D. von einem Treffen mit einer Hebamme und von einem Eltern-Kind-Kurs:

„Und die hat natürlich irrsinnige Sprachprobleme gehabt. Also sie hat sich nicht auf die Sprachdefizite von der C. einstellen können. Und die C. hat sie nicht ganz verstanden. Das sind z.B. die Probleme. Obwohl die fachlich sicher super war. Oder bei diesen Eltern-Kind-Kursen. Da haben beide Klientinnen gesagt, der erste Vortrag war von der Arbeiterkammer. Das ist über Rechtsgrundlagen. Die völlig anders sind bei behinderten. Und dann verstehen sie nur Bahnhof. [...] Und dann wollten sie nicht mehr hingehen.“ (Frau D., 3: 85-91)

Anhand der in dieser Aussage beschriebenen Beispiele wird deutlich, dass Unterstützungsangebote, die (werdenden) Müttern im Normalfall offeriert werden, nicht unbedingt auch den Bedürfnissen der Zielgruppe entsprechen. Dies bestätigen auch die befragten Mitarbeiterinnen der MAG11.

• **Fazit 2 – Betonung der interdisziplinären Zusammenarbeit**

Als wichtiges Element zur bestmöglichen Umsetzung der Maßnahmen wird vom Großteil der ExpertInnen die Vernetzungsarbeit genannt. Als Methode dafür wird vor allem von den ExpertInnen der Betreuungseinrichtungen die Initiierung von HelferInnen-Konferenzen vorgeschlagen, an denen – neben den betroffenen Müttern und Vätern – die zuständigen BetreuerInnen, SozialarbeiterInnen der MAG11 und gegebenenfalls SachwalterInnen teilnehmen sollen. Dabei geht es darum zu klären, wer für die Initiierung der oben genannten Unterstützungsmaßnahmen zuständig ist. Die Durchführung solcher HelferInnen-Konferenzen könnte dazu beitragen, durch aktive Zusammenarbeit ein höheres Maß an Effizienz zu

Kastlunger, E. (2009). „Die Lebenssituation und die Unterstützungssituation von Müttern mit Lernschwierigkeiten in Österreich unter besonderer Bezugnahme auf die Bundesländer Niederösterreich und Wien“. Universität Wien: Diplomarbeit. http://othes.univie.ac.at/4409/1/2009-03-10_0007641.pdf, [100;139; 146] (Download: 02.12.2009)

Etwa ein Drittel der Kinder (34,5 %) leben bei beiden Eltern. Dies kann als positive Entwicklung betrachtet werden, da die Väter zumeist aufgrund struktureller Vorgaben durch die Institutionen aus dem Familienverband ausgeschlossen werden. Acht Kinder (14,5 %) leben bei der leiblichen Mutter. Über einen allein erziehenden Vater wurde nicht berichtet, kein Kind lebt bei seinem leiblichen Vater.

Die Hälfte der 28 Kinder, 51 % leben fremduntergebracht. Drei Kinder (5,5 %) wachsen bei Verwandten der Eltern auf. Mehr als ein Drittel (38,2 %) der Kinder wachsen fremdplatziert außerhalb der (Herkunfts-) Familie in einer Pflegefamilie (16 Kinder), bei Adoptiveltern (zwei Kinder) oder in einem Heim (drei Kinder) auf. Zu vier Kindern (7,3 %) konnten keine Angaben gemacht werden, sie leben jedoch nicht gemeinsam mit beiden Eltern oder mit dem als geistig behindert geltenden Elternteil, der von der Institution betreut wird. Demnach kann davon ausgegangen werden, dass das Kind in einer Form der Fremdunterbringung lebt. Somit kann davon gesprochen werden, dass der Automatismus der Fremdplatzierung in Wien und Niederösterreich noch als dominant zu betrachten ist.

WOHNORT	HÄUFIGKEIT	PROZENT
bei beiden Eltern	19	34,5
bei der Mutter	8	15,5
bei Verwandten	3	5,5
bei Pflegeeltern	16	29,1
bei Adoptiveltern	2	3,6
in einem Heim	3	5,5
keine Angabe	4	7,3
GESAMT	55	100,0

Tabelle 5: Wohnsituation der Kinder

10.5.5. Geistige Behinderung der Eltern(teile)

In zehn der 31 dokumentierten Fälle (32,2 %) von Elternschaften gelten beide Elternteile als geistig behindert. In 18 der dokumentierten Fälle (58,1 %) gilt ein Elternteil als geistig behindert. In drei Fällen (9,7 %) wurde bei einem Elternteil (ein

der Situation waren. Seitens der Institution existiert keine Perspektive auf Rückführung, dies wird auch als beste Lösung für alle Beteiligten gewertet.

11.6.9. Einbeziehung der Kindeseltern in die Entscheidungsfindung in Bezug auf die Obsorgeregelung und Kommunikation von elternschaftsrelevanten Informationen an die Kindeseltern

Yvonne und Manuel hatten kein Mitspracherecht bezüglich der Obsorgeregelung. Entscheidungen wurden ohne sie über sie gefällt, ebenso die Diskussionen in diesem Prozess. Die Entscheidungen wurden Yvonne und Manuel meistens von Franz mitgeteilt. Bei Yvonne und Manuel wurden Hoffnungen durch Franz geweckt, es bestände die Möglichkeit Sonja könnte bei ihnen leben, wenn sie ihre eigene Wohnung beziehen, die bald durch die Entscheidung, dass Sonja bei Pflegeeltern leben wird, zerschlagen wurden. Der Entscheidungsfindungsprozess sowie die Rollen der daran beteiligten Personen blieben für die Kindeseltern unklar. Für Yvonne und Manuel stellte dieser Prozess einen Kontrollverlust verbunden mit Ohnmachtgefühlen dar. Yvonne wünschte und wünscht sich den Versuch, es ausprobieren zu dürfen, mit ihrer Tochter zu leben. Sie fühlt sich dieser Möglichkeit beraubt (vgl. Interviewpassage Kapitel 11.5.9).

Die Änderung der Besuchskontakte in getrennte Besuchskontakte wurde nach einem Vorschlag der Pflegemutter zum Wohle Yvonnens durchgeführt. Diese Entscheidung wurde den Kindeseltern kommuniziert, sie hatten kein Mitspracherecht. Beiden waren mit dieser Situation nicht einverstanden. Die Kindeseltern besitzen kein Mitspracherecht bezüglich der Besuchszeiten. Der Bezugsbetreuer meint dazu (Interview 2, S. 15, Z 507–508): „*Ich glaub, sie werden froh sein müssen, wenn es in dieser Intensität weitergeht. Des ist die Realität*“.

11.6.10. Unterstützungssituation nach der Fremdunterbringung und Trauerbegleitung

Wunsch nach einem zweiten Kind. Der Kindsvater war bei der Geburt nicht dabei, obwohl die Eltern einander das Versprechen gaben, dass Manuel bei der Geburt dabei sein darf. Der Kaiserschnitt wurde spontan durchgeführt. Die ÄrztInnen, KrankenpflegerInnen und Krankenschwestern verständigten Manuel nicht. Für eine Dauer von drei Monaten wurde die Besuchsregelung abgeändert. Yvonne und Manuel konnten ihre Tochter nicht mehr gemeinsam besuchen. Die Besuchskontakte fanden getrennt in zweiwöchigem Rhythmus statt. Dies wurde von der Pflegemutter vorgeschlagen. Sie meinte, so könne Yvonne eine Beziehung zu ihrer Tochter ohne Manuel an ihrer Seite aufbauen. Yvonne und Manuel waren mit dieser Lösung nicht einverstanden. Yvonne wünscht sich, dass ihr Kind bei ihr lebt. Die Fremdunterbringung wurde vom Jugendamt entschieden ohne Einbeziehung und Gesprächen mit den Kindeseltern. Yvonne und Manuel wussten nicht, wer entschieden hat, dass ihr Kind fremduntergebracht wird. Sie wissen nicht, warum ihr Kind nicht bei ihnen leben kann. Yvonne erzählt von diesen Situationen mit Wut, Ärger und Tränen in den Augen. Eine Machtlosigkeit ist erkennbar. Yvonne wird nicht nach ihren Wünschen, Bedürfnissen oder ihren Gedanken, ihren Entscheidungen gefragt. Es präsentiert sich als Selbstverständlichkeit, dass sie keine eigenen Entscheidungen treffen darf.

Sonjas Geburt bewirkte einen Wandel in der Wahrnehmung Yvannes und Manuels durch ihr soziales Umfeld. Sie werden zunehmend als erwachsene Menschen mit einer erwachsenen Sexualität anerkannt, die sich ein Leben als Lebenspartner in einer eigenen Wohnung wünschen und ihr Familiendasein leben wollen.

- » Über uns
- » Aktuelles
- » Stellenangebote
- » Unsere Angebote

Verein

gGmbH

- Begleitete Elternschaft
- Reisebüro Special
- Kidsclub
- Unterstütztes Wohnen
- Integratives Wohnen
- Seniorenbetreuung
- Förder-/Betreuungsgruppe
- Außenwohngruppe

- » Foto + Film
- » Gästebuch



Begleitete Elternschaft

Die Lebenssituation von Menschen mit Behinderung hat sich in Deutschland in den letzten Jahren deutlich verändert. Sie können selbstbestimmt leben. Es gibt mittlerweile Mütter und Väter mit geistiger Behinderung.

Wir haben uns dieser Aufgabe gestellt und bieten ein stationäres Eltern-Kind-Angebot an.

Allgemeines

Unter Betrachtung der gesellschaftlichen Veränderungen, ist auch ein sich wandelndes Menschenbild von Menschen mit geistiger Behinderung in den letzten Jahren zu erkennen. Die Grundrechte Selbstbestimmung und Entfaltung der Persönlichkeit gewinnen zunehmend auch im Leben von Menschen mit Behinderung an Bedeutung. Dies bedeutet nicht nur die Wahl zwischen stationär oder ambulant unterstützt zu wohnen, sondern auch die Möglichkeit in einer Beziehung mit einem Partner zu leben. Ebenso beinhaltet es zunehmend den Wunsch nach eigenen Kindern und dessen Erfüllung. Aus diesem Grund muss auch die Form der Unterstützung den veränderten Anforderungen gerecht werden.

Es ist zu erkennen, dass mehr Menschen mit geistiger Behinderung Eltern werden und ihre Kinder auch selbst großziehen möchten. Um den daraus erwachsenden Anforderungen gerecht werden zu können, brauchen die Eltern eine ihren Bedürfnissen entsprechende Unterstützung. Die leider in letzter Konsequenz übliche Praxis diesen Eltern das Sorgerecht zu entziehen und ihnen somit das Recht abzusprechen selbst für ihre Kinder zu sorgen und als Familie zu leben, ist mit dieser Veränderung nicht zu vereinbaren.

Zielgruppe

Das Angebot richtet sich an Menschen mit geistiger Behinderung die Eltern werden bzw. geworden sind, wobei auch Eltern mit einer Mehrfachbehinderung nicht ausgeschlossen sind.

Art des Angebotes

Das Hilfsangebot ist eine stationäre Leistung zum Wohnen sowie zur Teilhabe an der Gesellschaft. Es ist eine bedarfsorientierte Hilfeart im Sinne von §§ 53, 54 SGB XII, eine besondere Art der Eingliederungshilfe für Eltern mit Behinderung, welche mit ihren Kindern leben und bei der Bewältigung des Alltags, der Pflege, Versorgung und Erziehung ihrer Kinder Unterstützung benötigen.

Da diese Hilfeleistung sowohl auf die Situation der Eltern, die in ihrer selbstständigen Lebensgestaltung eingeschränkt sind, als auch auf das Wohl des Kindes ausgerichtet ist, ergibt sich eine Kooperation zwischen Eingliederungshilfe (§§ 53, 54 SGB XII) und Jugendhilfe (Hilfe zur Erziehung; § 27ff. SGB XIII).

Zielsetzung des Angebotes ist es, sowohl bei der Leistung der Eingliederungshilfe als auch bei der Hilfe zur Erziehung, zu einer größtmöglichen Selbstständigkeit zu verhelfen, soziale Kontakte zu fördern und in der Persönlichkeitsentwicklung sowie bei der Teilhabe in der Gesellschaft zu unterstützen.

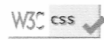
Den Eltern soll die Möglichkeit gegeben werden, unter Berücksichtigung des Kindeswohls mit ihren Kindern zusammenzuleben und ihr Recht auf Elternschaft auszuüben.

Kontaktadresse:

Lebenshilfe Ostalb gGmbH
Bereich Wohnen

Hirschbachstraße 60/1
73431 Aalen
Tel.: 07361 / 5607-17
Fax: 07361 / 5607-20
E-Mail: dagmar.starz (at) lebenshilfe-ostalb (punkt) de
Leiterin: Frau Dagmar Starz

Frau Starz ist Mitglied der Bundesarbeitsgemeinschaft (BAG) „Begleitete Elternschaft“ und Initiatorin dieses Angebotes bei der Lebenshilfe Ostalb. Sie ist für die konzeptionelle und praktische Umsetzung verantwortlich.



Lebenshilfe Erfurt (2011). Wohnen. Eltern-Kind-Wohnen. [http://www.lebenshilfe-erfurt.org/phocadownload/Wohnen/Eltern Kind Wohnen.pdf](http://www.lebenshilfe-erfurt.org/phocadownload/Wohnen/Eltern_Kind_Wohnen.pdf), [1] (Download: 02.09.2011)



Lebenshilfe Erfurt WOHNEN

Eltern-Kind-Wohnen



Ambulante Betreuung von Eltern mit ihren Kindern in der eigenen Wohnung:

- individuelle, bedarfsentsprechende Hilfen für Eltern mit Behinderung und ihre Kinder
- Beratung und Unterstützung der Eltern bei Erziehungsfragen
- kontinuierliche Beratung und Begleitung der Eltern in Krisensituationen unter besonderer Beachtung des Kindeswohls
- gezielte Förderung und Begleitung der Kinder im Zusammenspiel mit ihren Eltern
- Mitgestaltung von Übergängen, die das Kind bewältigen muss (Kita-Schule ...)
- Ressourcen orientierte Netzwerkarbeit
- Beratung, praktische Anleitung und Assistenz bei der Lebensgestaltung / Haushaltsführung der jeweiligen Familie



Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung Erfurt e.V.

Heinrichstraße 89
99092 Erfurt
Telefon: 03 61 / 600 700
Telefax: 03 61 / 6007-1 89
E-Mail: info@lebenshilfe-erfurt.de

Eltern-Kind-Wohnen
Ansprechpartnerin: Jessica Beetz
Meineckestraße 24 · 99092 Erfurt
Telefon: 03 61 / 6007-4 58
Telefax: 03 61 / 5 11 60 82
E-Mail: j.beetz@lebenshilfe-erfurt.de



Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung Erfurt e.V.

www.lebenshilfe-erfurt.de

Lebenshilfe Erfurt (2011b). Wohnangebote Eltern-Kind-Wohnen. Eltern sein – eigentlich ganz normal. http://www.lebenshilfe-erfurt.org/index.php?option=com_content&view=article&id=84&Itemid=97, [1] (Download: 02.09.2011)

Wohnangebote "Eltern-Kind-Wohnen"

Seite 1 von 2

[Startseite](#) » [Wohnangebote](#) » Eltern-Kind-Wohnen

Suchen...

A⁺ A⁻ reset

[STARTSEITE](#)

[KONTAKT](#)

[GÄSTEBUCH](#)

[GLOSSAR-SITEMAP](#)

[DOWNLOAD](#)

[IMPRESSU](#)

LEBENSILF ERFURT E.V.

Lebenshilfe Erfurt e.V.
20 Jahre Lebenshilfe
Erfurt e.V.
Interdisziplinäre
Frühförderstelle
Tagesförderung
Kindertagesstätten
Familienunterstützender
Dienst
Beratungsstelle
Erwachsenenbildung
Lebenshilfe Tours Erfurt
Wohnangebote
» Wohnstätte
Ottostraße 10a
» Wohnstätte
Ottostraße 10
» Außenwohngruppen
» Eltern-Kind-Wohnen
» Ambulant Betreutes
Wohnen
Treffpunkt Spielelei
Inklusives
Theaterprojekt

SSV "OTTO 10"

SSV "OTTO 10"

LEBENSILF ERFURT SERV

Lebenshilfe Erfurt
Service gGmbH
Bildungs- und
Begegnungsstätte
Fahrdienst

LEBENSILF ERFURT STIFT

Lebenshilfe Erfurt
Stiftung

Wohnangebote "Eltern-Kind-Wohnen"



"Eltern sein - eigentlich ganz normal!?"

Eltern-Kind-Wohnen in der Wohngruppe:

Diese Wohnform stellt eine ganzheitliche Hilfe für Mütter/ Väter mit einer geistigen Behinderung und ihren Kindern dar mit dem Ziel, einmal so eigenständig, wie möglich leben zu können.

Wir bieten:

Wohngemeinschaft in zentraler Lage
Erfurts für 4 Mütter mit ihren Kindern
bereits geburtsvorbereitende
Begleitung

jeweils für Mutter und Kind ein
Zimmer im eigenen Wohnbereich
vollständig möblierte
Gemeinschaftsräume

"Rund um die Uhr" Assistenzangebot
von fachkompetentem Personal, um
einen optimalen "Start" für Mutter
und Kind zu sichern

bedarfsgerechte, individuell
orientierte Assistenz und Begleitung
der Mütter bei der Versorgung und
Betreuung ihres neugeborenen Kindes
Unterstützung bei der
Lebensgestaltung



AMBULANT BETREUTES WOHNEN:

Dieses Leistungsangebot richtet sich an
Mütter und Väter mit geistiger Behinderung,
die bereits eigenständig oder wieder
eigenständig in ihrer Wohnung im
Stadtgebiet mit ihren Kindern leben und
Unterstützungsleistungen benötigen.

Weitere Informationen finden Sie im
[Downloadbereich](#)



Kontakt

Jessica Beetz

United Nations (2006). Convention on the Rights of Persons with Disabilities and Optional Protocol. <http://www.un.org/disabilities/documents/convention/convoptprot-e.pdf>, [15-16] (Download: 15.08.2011)

modes and formats of communication of their choice by persons with disabilities in official interactions;

(c) Urging private entities that provide services to the general public, including through the Internet, to provide information and services in accessible and usable formats for persons with disabilities;

(d) Encouraging the mass media, including providers of information through the Internet, to make their services accessible to persons with disabilities;

(e) Recognizing and promoting the use of sign languages.

Article 22

Respect for privacy

1. No person with disabilities, regardless of place of residence or living arrangements, shall be subjected to arbitrary or unlawful interference with his or her privacy, family, home or correspondence or other types of communication or to unlawful attacks on his or her honour and reputation. Persons with disabilities have the right to the protection of the law against such interference or attacks.

2. States Parties shall protect the privacy of personal, health and rehabilitation information of persons with disabilities on an equal basis with others.

Article 23

Respect for home and the family

1. States Parties shall take effective and appropriate measures to eliminate discrimination against persons with disabilities in all matters relating to marriage, family, parenthood and relationships, on an equal basis with others, so as to ensure that:

(a) The right of all persons with disabilities who are of marriageable age to marry and to found a family on the basis of free and full consent of the intending spouses is recognized;

(b) The rights of persons with disabilities to decide freely and responsibly on the number and spacing of their children and to have access to age-appropriate information, reproductive and family planning education are recognized, and the means necessary to enable them to exercise these rights are provided;

(c) Persons with disabilities, including children, retain their fertility on an equal basis with others.

2. States Parties shall ensure the rights and responsibilities of persons with disabilities, with regard to guardianship, wardship, trusteeship, adoption of children or similar institutions, where these concepts exist in national legislation; in all cases the best interests of the child shall be paramount. States Parties shall render appropriate assistance to persons with disabilities in the performance of their child-rearing responsibilities.

3. States Parties shall ensure that children with disabilities have equal rights with respect to family life. With a view to realizing these rights, and to prevent concealment, abandonment, neglect and segregation of children with disabilities, States Parties shall undertake to provide early and comprehensive information, services and support to children with disabilities and their families.

4. States Parties shall ensure that a child shall not be separated from his or her parents against their will, except when competent authorities subject to judicial review determine, in accordance with applicable law and procedures, that such separation is necessary for the best interests of the child. In no case shall a child be separated from parents on the basis of a disability of either the child or one or both of the parents.

5. States Parties shall, where the immediate family is unable to care for a child with disabilities, undertake every effort to provide alternative care within the wider family, and failing that, within the community in a family setting.

Article 24 **Education**

1. States Parties recognize the right of persons with disabilities to education. With a view to realizing this right without discrimination and on the basis of equal opportunity, States Parties shall ensure an inclusive education system at all levels and lifelong learning directed to:

(a) The full development of human potential and sense of dignity and self-worth, and the strengthening of respect for human rights, fundamental freedoms and human diversity;

(b) The development by persons with disabilities of their personality, talents and creativity, as well as their mental and physical abilities, to their fullest potential;

(c) Enabling persons with disabilities to participate effectively in a free society.

Witzel, A. (2000). Das problemzentrierte Interview. In: Forum: Qualitative Sozialforschung 1. <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-00/1-00witzel-d.htm>, [2-6] (Download: 04.12.2011)

Seite 2 von 9

FQS 1(1), Art. 22, Andreas Witzel: Das problemzentrierte Interview

1995) verweisen gegenüber sozialnormativen Ansätzen auf Eigenleistungen des Subjekts im Umgang mit gesellschaftlichen Gegebenheiten, beim Entwickeln eigener Ansprüche in Beruf, Partnerschaft und Familie, bei der Verarbeitung von biographischen Erfahrungen sowie beim Nutzen von eigenen Ressourcen und Handlungsspielräumen für private und berufliche Pläne. [2]

2. Die Grundpositionen des problemzentrierten Interviews

Das PZI lehnt sich weitgehend an das theoriegenerierende Verfahren der "Grounded Theory" (GLASER & STRAUSS 1998) an, das zum einen die Kritik an einer hypothetico-deduktiven Vorgehensweise einlöst, derzufolge man die Daten nur durch ex ante festgelegte Operationalisierungsschritte erfassen und überprüfen kann. Zum anderen wendet es sich aber auch gegen die naiv-induktivistische Position des "soziologischen Naturalismus" (z.B. HOFFMANN-RIEM 1980), derzufolge die Haltung des Interviewers/Wissenschaftlers durch prinzipielle Offenheit gegenüber der Empirie gekennzeichnet ist bzw. unter Ausklammerung des theoretischen Vorwissens als tabula rasa konzeptioniert wird (vgl. KELLE 1996). Bezogen auf das PZI ist der Erkenntnisgewinn sowohl im Erhebungs- als auch im Auswertungsprozess vielmehr als induktiv-deduktives Wechselverhältnis zu organisieren. Das unvermeidbare, und damit offenzulegende Vorwissen dient in der Erhebungsphase als heuristisch-analytischer Rahmen für Frageideen im Dialog zwischen Interviewern und Befragten. Gleichzeitig wird das Offenheitsprinzip realisiert, indem die spezifischen Relevanzsetzungen der untersuchten Subjekte insbesondere durch Narrationen angeregt werden. Theoretisches Wissen entsteht in der Auswertungsphase durch Nutzen von "sensitizing concepts" (BLUMER 1954, S.7), die in der weiteren Analyse fortentwickelt und mit empirisch begründeten Hypothesen am Datenmaterial erhärtet werden. Mit dieser elastischen Vorgehensweise soll gewährleistet werden, dass die Problemsicht des Interviewers/Wissenschaftlers nicht diejenige der Befragten überdeckt, und den erhobenen Daten nicht im Nachhinein einfach Theorien "übergestülpt" werden. [3]

Vor diesem Hintergrund lassen sich die drei Grundpositionen des PZI wie folgt skizzieren:

- Die **Problemzentrierung** kennzeichnet die Orientierung an einer gesellschaftlich relevanten Problemstellung und charakterisiert die Organisation des Erkenntnis- oder Lernprozesses (Vorinterpretation): Der Interviewer nutzt die vorgängige Kenntnisnahme von objektiven Rahmenbedingungen² der untersuchten Orientierungen und Handlungen, um die Explikationen der Interviewten verstehend nachzuvollziehen und am Problem orientierte Fragen bzw. Nachfragen zu stellen. Parallel zur Produktion von breitem und differenziertem Datenmaterial arbeitet der Interviewer schon an der Interpretation der subjektiven Sichtweise der

2 Handlungskontexte wie Schul-, Berufs- und Arbeitsmarktorganisation, Geschlecht, Schicht oder regionale Besonderheiten sind objektiv insoweit, als sie dem individuellen Handeln vorausgesetzt und von den Akteuren nicht veränderbar sind.

befragten Individuen und spitzt die Kommunikation immer präziser auf das Forschungsproblem zu.

- Die **Gegenstandsorientierung** betont die Flexibilität der Methode gegenüber den unterschiedlichen Anforderungen des untersuchten Gegenstands. Daher wurde das PZI in den Zusammenhang einer Methodenkombination gestellt, innerhalb derer das Interview das wichtigste Instrument bildet. So kann es etwa sinnvoll sein, sich auf Interviews mit einer neuen Forschungsthematik dahingehend vorzubereiten, dass man zunächst eine *Gruppendiskussion* durchführt, um einen ersten Überblick über Meinungsinhalte in der zu untersuchenden Stichprobe zu bekommen. Die *biographische Methode* verweist etwa auf den Aspekt der Entwicklung von Deutungsmustern im Rahmen der individuellen Auseinandersetzung mit sozialer Realität. Zuletzt lässt sich das *Interview* auch mit einem *standardisierten Fragebogen* zur Lösung von Stichprobenproblemen (als Beispiel: MÖNNICH & WITZEL 1994) und zur Kombination der mit den unterschiedlichen Verfahren gewonnenen Ergebnisse verbinden (als Beispiel ERZBERGER 1998, S.153ff). Auch die Gesprächstechniken werden flexibel eingesetzt: Den Erfordernissen des Aufbaus einer befragtenzentrierten Kommunikationssituation folgend kann der Interviewer je nach der unterschiedlich ausgeprägten Reflexivität und Eloquenz der Befragten stärker auf Narrationen oder unterstützend auf Nachfragen im Dialogverfahren setzen.
- Die **Prozessorientierung** bezieht sich auf den gesamten Forschungsablauf und insbesondere auf die Vorinterpretation. Wenn der Kommunikationsprozess sensibel und akzeptierend auf die Rekonstruktion von Orientierungen und Handlungen zentriert wird, entsteht bei den Befragten Vertrauen und damit Offenheit, weil sie sich in ihrer Problemsicht ernst genommen fühlen. Dieses Vertrauensverhältnis fördert die Erinnerungsfähigkeit und motiviert zur Selbstreflexion. Indem die Befragten ihre Problemsicht "ungeschützt" in Kooperation mit dem Interviewer entfalten, entwickeln sie im Laufe des Gesprächs immer wieder neue Aspekte zum gleichen Thema, Korrekturen an vorangegangenen Aussagen, Redundanzen, und Widersprüchlichkeiten. Redundanzen sind insofern erwünscht, als sie oft interpretationserleichternde Neuformulierungen enthalten. Widersprüchlichkeiten drücken individuelle Ambivalenzen und Unentschiedenheiten aus, die thematisiert werden sollten. Ihnen liegen möglicherweise Missverständnisse des Interviewers oder Fehler und Lücken in der Erinnerung der Interviewten zugrunde, die durch Nachfragen aufgeklärt werden können. Sie können aber auch Ausdruck von Orientierungsproblemen, Interessenswidersprüchen und Entscheidungsdilemmata angesichts widersprüchlicher Handlungsanforderungen sein. Die Förderung der Gesprächsentwicklung wird gerade durch die Anwendung des PZI als biographisches Interview deutlich, wenn Erzählungen von Lebensgeschichten oder erlebten Begebenheiten angeregt werden. Als eine ursprüngliche Form der Reflexion bauen Erzählungen die Künstlichkeit der Forschungssituation ab und verhindern, dass die Befragten gezwungen sind, "isolierte Antworten auf isolierte Fragen" (BAHRDT 1975, S.13, vgl. auch BERGER 1974) geben zu müssen. Dieses

z.B. in Befragungen der Meinungsforschung übliche Frage-Antwort-Spiel institutionalisiert geradezu den Verzicht auf eine systematische Entwicklung des Problemhorizonts der Befragten (CICOUREL 1974, S.97). [4]

3. Die Instrumente des problemzentrierten Interviews

Vier Instrumente ermöglichen und unterstützen die Durchführung des PZI: Kurzfragebogen, Leitfaden, Tonaufzeichnung des Gesprächs und Postskriptum. [5]

Der **Kurzfragebogen** dient zum einen der Ermittlung von Sozialdaten (Alter, Beruf der Eltern usw.). Das nachfolgende Interview, das eine Aushandlung der subjektiven Sichtweise der Interviewten zum Ziel hat, wird von denjenigen Fragen entlastet, die als Frage-Antwort-Schema aufgebaut sind. Zum anderen können die in ihm enthaltenen Informationen – und insbesondere in Kombination mit einer offenen Frage – einen Gesprächseinstieg ermöglichen. So lassen sich etwa Berufswunschangaben für eine Einleitungsfrage zum untersuchten Problemfeld des Übergangs Jugendlicher von der Schule in die Ausbildung nutzen (zu beiden Aspekten siehe die folgenden Ausführungen in Abschnitt 4). [6]

Die im allgemeinen von den Interviewten akzeptierte **Tonträgeraufzeichnung** erlaubt im Gegensatz etwa zu Gesprächsprotokollen die authentische und präzise Erfassung des Kommunikationsprozesses; sie sollte anschließend vollständig transkribiert werden. Der Interviewer kann sich ganz auf das Gespräch sowie auf Beobachtungen situativer Bedingungen und nonverbaler Äußerungen konzentrieren. [7]

Im **Leitfaden** sind die Forschungsthemen als Gedächtnisstütze und Orientierungsrahmen zur Sicherung der Vergleichbarkeit der Interviews festgehalten. Darüber hinaus sind einige Frageideen zur Einleitung einzelner Themenbereiche und eine vorformulierte Frage zum Gesprächsbeginn enthalten. Im Idealfall begleitet der Leitfaden den Kommunikationsprozess als eine Art Hintergrundfolie, die zur Kontrolle dient, inwieweit seine einzelnen Elemente im Laufe des Gesprächs behandelt worden sind. [8]

Als Ergänzung zur Tonträgeraufzeichnung werden unmittelbar nach dem Gespräch **Postskripte** (vgl. auch CICOUREL 1974) erstellt. Sie enthalten eine Skizze zu den Gesprächsinhalten, Anmerkungen zu den o.g. situativen und nonverbalen Aspekten sowie zu Schwerpunktsetzungen des Interviewpartners. Außerdem werden spontane thematische Auffälligkeiten und Interpretationsideen notiert, die Anregungen für die Auswertung geben können. Postskripte werden auch genutzt, um in Anlehnung an das Verfahren der "theoretischen Stichprobe" (GLASER & STRAUSS 1998) Kriterien für eine inhaltlich begründete Auswahl von Einzelfallanalysen zu entwickeln. Damit können sukzessive Kontrastfälle gebildet, sowie Ähnlichkeiten und Gegenevidenzen gesucht werden. [9]

4. Die Gestaltung des problemzentrierten Interviews

Zunächst ist die unmittelbare Kontaktaufnahme Teil des Interviewablaufs. Die weitere Gestaltung des Gesprächs erfolgt dann zum einen mit den erzählungsgenerierenden Kommunikationsstrategien Gesprächseinstieg, allgemeine Sondierungen und Ad-hoc-Fragen; zum anderen mit den verständnisgenerierenden Strategien der spezifischen Sondierungen mit den Elementen Zurückspiegelungen, Verständnisfragen und Konfrontationen. [10]

Neben der Zusicherung der Anonymisierung der Gesprächsprotokolle und der Erklärung der gewünschten Gesprächsform wird während der Kontaktaufnahme die Untersuchungsfrage erläutert. Der Interviewer versucht also, sich hypothetischen Etikettierungen des Untersuchungszwecks (vgl. BERGER 1974) zu entziehen, indem er sein Erkenntnisinteresse offen legt und deutlich macht, dass die Explikationen der Interviewten nicht als Ausdruck von intellektuellen Leistungen bewertet, sondern als individuelle Vorstellungen und Meinungen akzeptiert werden. [11]

Das PZI ist ein "diskursiv-dialogisches Verfahren" (MEY 1999, S.145), das – wie schon in der Kontaktaufnahme zum Ausdruck kommt – die Befragten als Experten ihrer Orientierungen und Handlungen begreift, die im Gespräch die Möglichkeit zunehmender Selbstvergewisserung mit allen Freiheiten der Korrektur eigener oder der Intervieweraussagen wahrnehmen können. Um seinen eigenen Erkenntnisfortschritt zu optimieren, kombiniert der Interviewer das Zuhören mit Nachfragen. Hierzu stehen die im folgenden dargestellten Gesprächstechniken zur Verfügung, die flexibel eingesetzt werden. [12]

a) Erzählungsgenerierende Kommunikationsstrategien:

Eine **vorformulierte Einleitungsfrage** ist ein Mittel der Zentrierung des Gesprächs auf das zu untersuchende Problem. Zugleich soll die Frage so offen formuliert sein, dass sie für den Interviewten "wie eine leere Seite" wirkt, die er in eigenen Worten und mit den ihm eigenen Gestaltungsmitteln füllen kann. Eine solche Frage könnte – an die o.g. Frage nach dem Berufswunsch anknüpfend – lauten: "Sie möchten Friseurin werden. Wie sind Sie darauf gekommen (oder: wie kam es dazu)? Erzählen Sie doch mal!" Der letzte Satz fordert noch einmal explizit zur Abkehr vom traditionellen und von den meisten Interviewten zunächst erwarteten Interviewstil des Frage-Antwort-Spiels auf. [13]

Im weiteren Verlauf der Kommunikation dienen **allgemeine Sondierungen** einer sukzessiven Offenlegung der subjektiven Problemsicht (Prinzip der Offenheit oder Induktion). Der Interviewer greift die thematischen Aspekte der auf die Einleitungsfrage folgenden Erzählsequenz auf, um mit entsprechenden Nachfragen den roten Faden weiterzuspinnen und zu detaillieren, den die Befragten in dieser Sequenz angeboten haben. Gleichzeitig dokumentieren diese Nachfragen den gewünschten Grad der Detaillierung der angesprochenen Thematik. Ein "Hervorlocken" konkreter Erfahrungsbeispiele oder biographischer Episoden regt die Erinnerungsfähigkeit an, verdeutlicht abstrakte, fehlende oder

unklare Begriffe und stellt konkrete Bezüge zu Kontextbedingungen des Handelns her. [14]

Ad-hoc-Fragen werden notwendig, wenn bestimmte Themenbereiche, die auch die Vergleichbarkeit der Interviews sichern, von den Interviewten ausgeklammert wurden. Sie ergeben sich aus Stichworten im Leitfaden oder können auch einzelne standardisierte Fragen beinhalten, die zur Vermeidung des Frage-Antwort-Spiels im Hauptteil des Interviews am Ende des Gesprächs gestellt werden, so beispielsweise die Frage: "Was möchten Sie erreicht haben, wenn Sie mal 30 Jahre alt geworden sind?" [15]

b) Verständnisgenerierende Kommunikationsstrategien:

Bei den **spezifischen Sondierungen** macht sich der Aspekt der Deduktion geltend, indem der Interviewer das vorgängige oder im Interview selbst erworbene Wissen für Frageideen nutzt: Die an die Gesprächspsychotherapie angelehnte *Zurückspiegelung* von Äußerungen der Befragten stützt deren Selbstreflexion und eröffnet ihnen die Möglichkeit, ihre eigene Sichtweise zu behaupten und die Unterstellungen des Interviewers zu korrigieren (kommunikative Validierung). Klärende *Verständnisfragen* werden bei ausweichenden oder widersprüchlichen Antworten angewandt und brechen Alltagsselbstverständlichkeiten der Interviewten auf. *Konfrontationen* können weitere Detaillierungen von Sichtweisen der Befragten fördern. Allerdings muss ein gutes Vertrauensverhältnis hergestellt worden sein, um keine Rechtfertigungen zu provozieren. [16]

Die Frage, wann es sinnvoll ist, von den erzählungsgenerierenden zu den verständnisgenerierenden Fragen zu wechseln, lässt sich prinzipiell an der aus der Ethnomethodologie stammenden "dokumentarischen Methode der Interpretation" (GARFINKEL 1962) verdeutlichen. Die Methode kennzeichnet einen hermeneutischen Prozess, der im Alltag die Wirklichkeitskonzeptionen der Individuen konstituiert und ihre gemeinsame Handlungspraxis ermöglicht. Sie wurde auf das sozialwissenschaftliche Anliegen, Sinnstrukturen zu ermitteln, übertragen: Die Zuordnung von Einzelaspekten der Erzählungen zu vorgängigen Mustern der Sinninterpretation, die der Interviewer in das Gespräch einbringt (Deduktion), wird ergänzt durch die Suche nach neuen Mustern für die mit diesen vorgängigen Mustern nicht zu erklärenden Einzelphänomene in den Darlegungen des Interviewten (Induktion). Konkret fördert der Interviewer Narrationen durch erzählungsgenerierende Fragen und wartet dabei ab, bis einzelne Äußerungen sich zu einem Muster fügen. Umgekehrt können mit den unterschiedlichen verständnisgenerierenden Fragetechniken neue Muster des Sinnverstehens entstehen oder alte Muster durch spätere Detailäußerungen oder Kontrollen des Interviewten korrigiert werden. Diese komplexe Gesprächsstrategie (das Vorwissen für Fragen zu nutzen, ohne damit die originäre Sichtweise der Befragten zu überdecken) stellt hohe Anforderungen an den Interviewer. Der Wissenschaftler sollte deshalb die Interviews möglichst selbst durchführen und sie nicht an Hilfskräfte oder Umfrage-Institute weitergeben. [17]

KURZFASSUNG

Die vorliegende Diplomarbeit soll einen Beitrag zur wissenschaftlichen Diskussion leisten, wie Väter mit geistiger Behinderung ihre Lebens- und Unterstützungssituation erleben. Der Fokus liegt hierbei auf der Vater-Kind-Beziehung, den sozialen Reaktionen auf die Vaterschaft sowie den Unterstützungssystemen bei der Kindererziehung. Im theoretischen Teil der Arbeit wurden relevante thematische Aspekte dazu erarbeitet: Dazu zählten die Auseinandersetzung mit den Begriffen ‚Behinderung‘ und ‚Geistige Behinderung‘, die Darstellung der Lebenssituationen von Erwachsenen mit geistiger Behinderung, die Beschaffung von Informationen zur Vaterschaft und rechtliche Aspekte der Vaterschaft von Männern mit geistiger Behinderung sowie die Beschäftigung mit sozialen Reaktionen auf und Unterstützungsmöglichkeiten für eine Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung. Im empirischen Teil der Arbeit wurden Interviews von Vätern mit geistiger Behinderung, die entweder mit ihrem Kind in einem Haushalt lebten oder nicht, analysiert, um Aussagen über deren Lebens- und Unterstützungssituation treffen zu können. Das Material wurde mit dem ‚problemzentrierten Interview‘ nach Witzel (2000) erhoben. Die dadurch erhaltenen Informationen wurden mit der Methode der ‚Qualitativen Inhaltsanalyse‘ nach Mayring (2010) ausgewertet.

ABSTRACT

The diploma at hand contributes to the scientific discussion concerning the life- and support situation of fathers with mental disabilities. Here, the focus lies on the father-child relationship, the social reactions to the paternity and the support systems available for the child's education and care. In the theoretical part of this thesis relevant thematic aspects were acquired. This included the examination of terms like 'disability' and 'mental disability', the description of the life situation of adults with mental disabilities, the gathering of information about paternity and legal aspects of the paternity of men with mental disabilities as well as the discussion of social reactions to and support systems for the parents with mental disabilities. The practical part of this thesis analyzed interviews with fathers with mental disabilities, who either lived together with their children or not, to gain insights about their life- and support situation. The data was collected applying the 'problemzentrierte Interview' (problem centered interview) technique by Witzel (2000). The gathered informations were evaluated using the 'Qualitative Inhaltsanalyse' (qualitative content analysis) method by Mayring (2010).

LEBENS LAUF

.....

Name: KARINA LEBAN
Geburtsdatum: 02. Juli 1987
Geburtsort: Wien
Email: karina.leban@yahoo.de

Ausbildung

1993 – 1997 Volksschule, Markomannenstraße 9, 1220 Wien
1997 – 2005 Bundesrealgymnasium XXII, Theodor Kramer – Straße 9, 1220 Wien
2005 – 2012 Universität Wien, Diplomstudiengang Bildungswissenschaft

Praktika, Einschlägige Berufserfahrung, Sprachkurse

2002 Bäckerei Ströck
2003 „Schnupperwoche“ – Kindergarten Nickelsdorf (Bgld.)
2003 – 2009 Allianz Elementar Versicherung AG
2005 – 2006 Therapieinstitut Keil: Konduktiv Mehrfachtherapeutische Förderung und Integration
2007 – 2009 Gebärdensprachkurse WITAF
2008 – 2010 Ferienaktion der Kinderfreunde NÖ
2009 – 2011 Betreuung eines 20 jährigen Mannes mit mehrfacher Behinderung
2009 – 2011 Tutorium – Präsenzbibliothek Bildungswissenschaft
2010 – 2011 Kursleitung – Lerngarten
2010 – 2012 Betreuung eines 5 jährigen Mädchens mit Entwicklungsverzögerungen
2010 – 2012 Businnes Zeus Media GmbH